40. 117 16 (1

Flathe
Geschichte
Gustav
Adolf's
1

46 g

Gustav Adolf.

Geſchichte
Guſtav Adolf's
und
des dreißigjährigen Kriegs.

Von

Ludwig Flathe,
außerordentl. Profeſſor der Geſchichte an der Universität zu Leipzig.

Zweite Auflage.

Erſter Band.

Mit dem Bildniſſe Guſtav Adolf's.

Leipzig 1847.
Druck und Verlag von B. G. Teubner.

Geſchichte
Guſtav Adolf's
und
des dreißigjährigen Kriegs.

Von

Ludwig Flathe,
außerordentl. Profeſſor der Geſchichte an der Univerſität zu Leipzig.

Zweite Auflage.

Erſter Band.

Mit dem Bildniſſe Guſtav Adolf's.

Leipzig 1847.
Druck und Verlag von B. G. Teubner.

Bayerische Staatsbibliothek München
Gv. 1549

Bayer…
Staat… …thek
Münc…

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Seite

Einleitung . . . . 1—35

Erſtes Buch.

Die vorbereitenden Ereigniſſe. Die Reformation und der Kampf Europa's für und wider ſie bis zum Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts. 35—221

Zweites Buch.

Die Union und die Liga. Tod Heinrichs IV. von Frankreich und Karls IX. von Schweden. Regierungsantritt Guſtav Adolfs. Ausbruch des Krieges in Böhmen. . . . . 222—430

Drittes Buch.

Vom böhmiſchen Kriege bis zur Ankunft Guſtav Adolfs in Deutſchland. . . . . 431—612

Viertes Buch.

Seite

Guſtav Adolfs Fahrt nach Deutſchland. Schwedens und der deutſchen Proteſtanten Krieg gegen den Kaiſer und die Liga bis zur Schlacht bei Lützen und Guſtav Adolfs Tod. . . . , . . 613—876

Fünftes Buch.

Das Ende des Krieges. . . . . 877—1029

Bayerische Staatsbibliothek München

Einleitung.

In eine trübe Zeit, wo die deutſche Nation, in zwei Glaubens- und Kirchen-Parteien auseinandergefallen, in furchtbaren Kämpfen ſich unter einander ſelbſt zerriß und zerfleiſchte, wo den Fremden der Weg in das Vaterland durch die innere Zwietracht gebahnt ward, in eine Zeit, wo vielen Deutſchen das Vaterland und alles Deutſche faſt ohne Werth und Bedeutung geworden, mag Niemand zurückblicken, um jene, wenigſtens zum Theil erſtorbene, Zwietracht, jene Kirchen-Parteiung und jene mit ihr Hand in Hand gehende Glaubens-Feindſchaft, da wo ſie noch nicht erſtorben, wieder aus ihrem Grabe hervorzuzaubern, um den alten Haß eines Theiles der Deutſchen gegen den andern neu zu entzünden und damit den Fremden abermals den Weg in die Gauen des Vaterlandes zu weiſen, die ſchon ſo oft unter deren Raubluſt und Herrſchſucht geſeufzet. Ein Zurückblicken in die Vergangenheit mit dem Gedanken, mit der Geſinnung, den Dämon jener Zwietracht wieder lebendig machen zu wollen, würde ein Hochverrath an Deutſchland, ja ſogar an ſich ſelbſt ſein, würde ein ſolcher Hochverrath ganz beſonders in dieſen Tagen und in dieſen Zeiten ſein, wo, wie es ſcheinet, allen Deutſchen von zwei Seiten her, von Oſten und von Weſten, durch mächtige und eroberungsſüchtige Reiche die Gefahr des Angriffs auf die nationale Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit drohet. Es geſchehe darum im Gegentheil das Zurückblicken in jene jammervolle, kampferfüllte und zwietrachtvolle Vergangenheit nur mit dem Gedanken an Frieden und

Verſöhnung, mit dem Gedanken, daß der Deutſche, will er ſelbſt frei und ehrenwerth beſtehen, mit keinem beſſer zuſammenſtehen kann, als mit dem Deutſchen.

Doch iſt die Gefahr, daß die große und herrliche Nation der Deutſchen über den Glauben und die Kirche wieder in offenen Zwieſpalt unter einander gerathen könnte, keinesweges ganz verſchwunden. Deutſche ſelbſt ſind verblendet genug, eifrig daran zu arbeiten, daß die religiös = kirchliche Spaltung, die unter den Deutſchen beſteht, ſich nimmer verdecke, ſondern ſich immer erweitere. Sie ſind verblendet genug dazu, weil ſie der falſchen Ueberzeugung leben, daß ſie die geheimſten Gedanken Gottes wüßten, denen gemäß die geſammte Chriſtenheit unter dem Dache eines und deſſelben äußern Kirchenbaues leben und wohnen müſſe, und daß der Kirchenbau, unter dem ſie ſind, eben dieſer allein wahre und rechte ſei, ſomit auch der Alle umfaſſende ſein ſollte. In einem ſolchen Glauben vereinigen ſich eine Menge von kühnen Vorausſetzungen mit willkührlichen Annahmen, welche für die unmittelbare Stimme Gottes zu erachten, ein ſchwerer Frevel iſt. Sind Deutſche verblendet genug, an dem Werke der Zwietracht unter den Deutſchen zu arbeiten, ſo fehlet es noch weit weniger an Undeutſchen, denen an dieſer Zwietracht viel gelegen. Gerade in unſern Tagen und Zeiten iſt in Deutſchland, nicht ganz ohne Erfolg, verſucht worden, die beſtehende Glaubensſpaltung zu erweitern und den alten Haß neu anzufachen. Die Möglichkeit der Wiederkehr einer offenen, in wilde Thaten übergehenden Zwietracht iſt da, ſo lange die innerliche Spaltung, die Spaltung im Glauben und in der Kirche unter den Deutſchen vorhanden bleiben wird. Die Möglichkeit iſt da, obwohl die Wahrſcheinlichkeit mangelt. Um ſo mehr iſt ſie da, dieſe Möglichkeit, als es in dem Glauben, den ein Theil der Deutſchen

bekennt, begründet iſt, denen, die außerhalb dieſes Glaubens ſtehen, nicht Ruhe zu laſſen und nicht Raſt, ſondern ſie herüberzuziehen in den Schooß der Kirche, die ſich für die allein ſeligmachende hält.

Um ſo mehr iſt ſie vorhanden, als dieſer Theil der Deutſchen durch ſeinen Glauben und durch ſeine Kirche unter fremden, undeutſchen Einfluß geſtellt, mit den Fremden, den Undeutſchen in eine nahe Verbindung gebracht iſt. Noch ſtehet die Nation der Deutſchen, und ſeit länger als dreihundert Jahren, was den Glauben und die Kirche anlangt, in zwei Haupt-Parteien geſchieden ſich in ſich ſelbſt entgegen. Evangeliſche Chriſten nennt ſich die eine, römiſch-katholiſche Chriſten die andere Partei. Beide hangen durch ihren Glauben mit dem Auslande zuſammen, beide zählen jenſeits der Marken Deutſchlands zahlreiche Glaubensbrüder in den anderen Theilen Europa's.

Aber es tritt dem, welcher die Welt mit Aufmerkſamkeit betrachtet, ſogleich eine weſentliche Verſchiedenheit in dieſer beiderſeitigen Verbindung mit dem Auslande entgegen. Denn es iſt die Verbindung der evangeliſchen Chriſten Deutſchlands mit dem Auslande, die durch den gemeinſamen Glauben erzeugt wird, nicht eine Verbindung mit durchaus Fremden, durchaus Undeutſchen, ſondern nur eine Verbindung mit Ausheimiſchen, die zu derſelben großen Völker-Familie gehören, von welcher auch die Deutſchen einen Theil bilden. Die Verbindung aber der Deutſchen, welche der römiſch-katholiſchen Kirche angehören, iſt eine Verbindung nicht allein mit Ausheimiſchen, Ausländiſchen, ſondern auch mit durchaus Undeutſchen, durchaus Fremden.

Als im ſechszehnten Jahrhundert durch die Reformation das evangeliſche Chriſtenthum auch als eine äußerlich erſcheinende Kirche wieder entſtand, wendete ſich die bei weitem grö-

ßere Mehrzahl der Menſchen, welche die germaniſche Völker-Familie bilden, demſelben zu und traten aus dem römiſch-katholiſchen Kirchenthume, in das ſie durch die Verhältniſſe gekommen, wieder aus, ſo daß das evangeliſche Chriſtenthum, oder, wie es auch wohl genannt werden kann, der Proteſtantismus, die eigentliche Religion, der Glaube der Germanen ward. Die germaniſche Völker-Familie beſtehet nun aus den Deutſchen, ſowohl den reinen und urſprünglichen, als auch einem Theile des ſlaviſchen oder wendiſchen Volksſtammes, der allmälig deutſche Sprache, Sitte und Weiſe in dem Maße angenommen, daß er auch als deutſch angeſehen werden muß, aus den Engländern ferner, den Schotten, den Niederländern, den Schweden, Dänen und Norwegern. Die Sitten und Weiſen aller dieſer Völker treffen im Weſentlichen überein, ein und derſelbe Charakter iſt unter ihnen zu finden und die Sprachen, welche ſie reden, ſind im Grunde wenig von einander verſchieden. Sie ſind die Söhne einer Mutter und die Kinder eines Hauſes. Gleich am Anfange der Reformation erfaſſen ſie das evangeliſche Chriſtenthum und halten an demſelben unter allen Stürmen feſt bis auf den heutigen Tag. Die unter ihnen, welche bei dem Katholicismus verharren, ſchwinden zu einer kleinen Minderzahl zuſammen. So iſt der Gang der Dinge und der Stand der Angelegenheiten bei den übrigen Völkerſchaften, die den großen germaniſchen Stamm bilden; nur bei den Deutſchen, nur in Deutſchland, iſt er anders geweſen und anders geworden. Zwar entſcheidet ſich auch hier gleich bei ihrem erſten Entſtehen der bei weitem größere Theil der Deutſchen für die Reformation, wie es auch bei den anderen Germanen geſchieht, weil das evangeliſche Chriſtenthum der ganzen germaniſchen Natur, dem germaniſchen Charakter entſpricht. Aber ein Theil bleibt doch der römiſchen Kirche

treu, und beſonders bleibt derſelben treu der größte Theil derjenigen Fürſten, deren fürſtliche Gewalt auf das engſte mit dem Katholicismus verbunden iſt. Es bleiben der römiſchen Kirche faſt alle geiſtliche Fürſten treu, und ſolche geiſtliche Fürſten giebt es nur in dem Reiche der Deutſchen. Damit hat der Katholicismus in Deutſchland einen Stützpunct, wie er in der andern germaniſchen Welt, ja in dem ganzen übrigen Europa, fehlte. An dieſem Stützpuncte vorzüglich, wenn auch nicht an ihm allein, arbeitete ſich der Katholicismus in Deutſchland wieder empor. Theils mit Gewalt und theils durch andere Mittel wird ein ſehr großer Theil der Deutſchen wieder zu dem römiſchen Kirchenthume gebracht, und iſt in demſelben verharrt bis auf dieſen Tag. Alſo iſt die Spaltung unter die Deutſchen gekommen, welcher die anderen Germanen entgangen ſind.

Es iſt dabei faſt ſeltſam und auffallend, daß nur die Deutſchen beſonders in der römiſchen Kirche geblieben oder zu ihr, größtentheils durch Gewaltmittel, haben zurückgebracht werden können, welche in der Nähe und der Nachbarſchaft der fremden und durchaus undeutſchen Welt ſtehen, daher auch noch das meiſte von dem Geiſte derſelben überhaupt aufnehmen konnten. Je weiter man aber von dieſer fremden und undeutſchen Welt ſich entfernt, je mehr daher Alles rein-germaniſch wird, deſto weniger konnte ſich im Allgemeinen der Katholicismus behaupten oder von Neuem feſtſetzen.

Jene fremde aber und durchaus undeutſche, dem Deutſchen ſelbſt feindliche Welt, mit welcher die eine Hälfte der Deutſchen durch den Katholicismus in einer Verbindung des Glaubens und der Kirche geblieben, oder eigentlich nur nach der Reformation durch die beſonderen Verhältniſſe des deutſchen Reiches wieder in ſie hineingekommen, iſt die romaniſche Völker-Fa-

milie, welche aus den Italienern, Franzoſen, Spaniern und Portugieſen gebildet wird. Dieſe romaniſche Völker-Familie iſt nun die Hauptſtütze und der Hauptſitz des Katholicismus in Europa geblieben. Denn von der dritten großen Völker-Familie Europa's, den Slaven, von denen die Ruſſen und die Polen die bedeutendſten Zweige ſind, gehört im Ganzen genommen nur der kleinere Theil dem römiſchen Katholicismus an, der bei weitem größere dem griechiſchen Kirchenthume, dem morgenländiſchen Katholicismus, welcher durch eine tiefe Kluft der Entfremdung, ja der Feindſchaft von dem römiſchen getrennt iſt, weder dieſen noch den Proteſtantismus als eine wahre und rechte chriſtliche Kirche, nur ſich allein als eine ſolche anerkennt. Denn es iſt das Weſen und die Natur jedes Glaubens ſich für die Wahrheit zu halten.

Alſo ſtehen die beiden Glaubens- und Kirchen-Parteien der deutſchen Nation, ſich ſelbſt entgegengeſetzt, mit der Außenwelt in einer gewiſſen Verbindung. Die Verbindung aber, in welcher der proteſtantiſche Theil ſtehet, iſt eine volksthümliche und nationale, denn ſie findet, im Ganzen und Großen genommen, nur mit anderen Germanen Statt. Auch iſt ſie für den katholiſchen Theil der Deutſchen ganz ungefährlich, weil der Proteſtantismus nicht angreifender Natur iſt. Zwar hält auch er ſich für die volle und unbedingte Wahrheit, behauptet, daß in ſeinem Schooße allein das Chriſtenthum recht aufgefaßt und verſtanden, daß ſeine äußere Erſcheinung, ſeine Kirche, die ſei, welche dem Geiſte und dem Worte der Schrift allein entſpreche. Er will und wünſcht auch, daß er allgemein werden möge, aber er meinet dafür nur auf dem Wege der Unterweiſung wirken zu dürfen, weil ein Glaube und eine Ueberzeugung in einer anderen Weiſe gar nicht entſtehen könne. Auch die Apoſtel des Herrn zwangen ja Niemanden den Glauben

mit Gewalt auf; der ſanfte Weg der Lehre und Unterweiſung war der einzige, den ſie kannten. Der Proteſtantismus erkennet auch die unzweifelhafte Thatſache an, daß die neben ihm beſtehenden chriſtlichen Kirchen die chriſtliche und göttliche Grund-Wahrheit ebenfalls beſitzen; er ſagt nur, daß ſie dieſelbe in einer verdorbenen, mit fremden, ja feindlichen Zuſätzen verdorbenen Geſtalt beſäßen. Der Proteſtantismus beurtheilt im Uebrigen alles mit Freiheit, erkennt in Glaubens- und Kirchenſachen kein anderes Geſetz an, als die heilige Schrift. Dieſe verbietet, irgend wen zum Glauben zu zwingen, und ſomit iſt Jedermann vor gewaltſamen Angriffen des Proteſtantismus vollkommen ſicher.

Eine andere Sache aber iſt es um die Verbindung, in welcher der römiſch-katholiſche Theil der Deutſchen mit durchweg Fremden und Undeutſchen ſtehet. Sie iſt keine volksthümliche und nationale, eben weil ſie mit wahrhaft Fremden vereiniget, für den proteſtantiſchen Theil der Deutſchen aber um ſo gefährlicher, als der Katholicismus angreifender Natur ſeinem innern Weſen nach iſt. Denn nicht allein, daß auch er eine volle und unbedingte Wahrheit zu ſein behauptet, wie der Proteſtantismus, erkennet er auch die eigentlich unbeſtreitbare Thatſache, eine Thatſache, die genau genommen ſelbſt auf dem katholiſchen Standpuncte unbeſtreitbar iſt, daß auch der Proteſtantismus göttliche Wahrheit enthalte, nicht ſo klar und vollſtändig an, behauptet daher auch, daß er, der Katholicsmus, allein zur Seligkeit führe, und ſchreibt ſich die Befugniß und die Verpflichtung zu, alle Anders Gläubige zu ſich herüberzuziehen. In den Mitteln und Wegen, die er dabei gegangen, iſt die Straße der Apoſtel ſelten wieder zu erkennen. Nun iſt das Urtheil der katholiſchen Welt auch nicht ſo frei und ſelbſtſtändig, wie das Urtheil der proteſtantiſchen, es richtet

ſich auch nicht nach dem Worte der Schrift allein, ſondern erkennet die Autorität der Kirche und beſonders die Autorität des apoſtoliſchen Stuhles in Rom, des Pabſtthums, an.

Rom aber hat in früheren Zeiten den Grundſatz aufgeſtellt und ihn vielfach befolgt, daß die Anders Gläubigen nicht allein durch die Unterweiſung, ſondern überhaupt durch jedes Mittel, und wenn es das gewaltſamſte und das blutigſte wäre, zum Katholicismus herübergezogen werden müßten. Sie haben in Rom ſogar die Lehre aufgeſtellt, daß der Leib getödtet werden müſſe, um die Seele zu retten; ſie haben dieſem Grundſatze eine furchtbare Anwendung gegeben und die qualvollſte Art des Todes erſonnen, um Hunderttauſende und abermals Hunderttauſende von der Erde Gottes zu bringen, wenn ſie ihren Glauben und ihre Ueberzeugung nicht verläugnen, wenn ſie nicht mit dem Munde und mit der äußeren That einen Glauben bekennen wollten, der doch im Herzen nicht geſchrieben ſtand. Sie haben Ströme von Blut und Flüſſe von Thränen fließen laſſen. Nicht allein denen ſind ſie, die Thränen und das Blut, ausgepreßt worden, die gar nicht römiſch-katholiſch waren und es nicht werden wollten, ſie ſind auch ausgepreßt worden Vielen der Römiſch-Katholiſchen ſelbſt, wagten ſie etwas zu bezweifeln, davon Rom nicht wollte, daß es bezweifelt werden ſollte, obwohl nicht einmal ausgemacht, ob das Bezweifelte ein wirklich katholiſcher Glaubensſatz, oder ob es nur ein römiſcher ſei, was in vielen Fällen wiederum zweifelhaft geweſen und in manchen noch heute zweifelhaft iſt.

Nun iſt allerdings wahr, es hat Rom die große Macht, mit welcher es in früheren Jahrhunderten die katholiſche Welt für ſeine oftmals rein-weltlichen Zwecke gegen die Könige und Fürſten, für ſeine kirchlichen Zwecke gegen Anders Gläubige in Bewegung ſetzen konnte, längſt verloren, und die katholſche

Welt ſelbſt iſt milder geſtimmt worden gegen Anders Gläubige. Nicht allein aus dieſen Gründen, ſondern auch aus anderen noch möchte es eine Unmöglichkeit ſein, der Grundſatz „tödte, um die Seele zu retten" wieder lebendig zu machen. Denn die Verhältniſſe Europa's haben ſich im Vergleich zu jenen Zeiten, wo der Grundſatz zu einer blutigen Wahrheit gemacht ward, weſentlich geändert. Die kleine Minderzahl, welche früher gegen Rom war, und welche ſich tödten laſſen mußte, eben weil ſie eine kleine Minderzahl war, iſt durch die Reformation des ſechszehnten Jahrhunderts zu Umfang, Bedeutung und ſolcher Macht gekommen, daß ſie ſich nicht mehr tödten zu laſſen braucht. Sie würde Wehr und Waffen nehmen, wenn ſie angegriffen würde, und der Ausgang des Kampfes um ſo zweifelhafter ſein, als dann der katholiſchen Welt nicht die proteſtantiſche allein, ſondern auch die morgenländiſch-katholiſche feindlich entgegenſtehen würde. Alſo hat ſich die Anwendbarkeit jenes Grundſatzes eigentlich von ſelbſt gehoben. Iſt aber allerdings ein offener Kampf gar nicht mehr zu fürchten, ſo iſt doch immer noch zu fürchten die Zwietracht und der Zwieſpalt, die von einer undeutſchen, einer fremden, von der römiſchen Gewalt unter die Deutſchen geworfen werden kann, ſo lange ein Theil derſelben mit ihr in einer ſolchen Glaubens- und Kirchen-Verbindung ſtehen bleibt, wie ſie noch jetzo Statt findet, ſo lange ein Theil der Deutſchen jener fremden und undeutſchen Macht das Recht, ſie zu lenken und zu leiten, noch nicht gänzlich abgeſprochen, ſo lange in dem Glauben und in den Vorſtellungen deſſelben überhaupt noch die Möglichkeit einer Erhebung gegen die deutſchen Brüder liegt, welche eines andern Glaubens ſind, welche das Chriſtenthum von einer andern Seite aufgefaßt haben.

Darum könnte für Deutſchland keine größere Wohlthat,

keine ſicherere Bürgſchaft des innern Friedens und der nationa= len Selbſtſtändigkeit und Freiheit kommen, als wenn die tren= nenden Schranken noch fielen und alle Deutſche ſich im Glau= ben und der Kirche wieder zuſammenfänden. Ein frommer Wunſch, den ſchon viele gehabt, an deſſen Verwirklichung ſchon viele vergeblich gearbeitet, der in dieſen Tagen indeſſen vor anderen Beſtrebungen der Menſchen in den Hintergrund getreten iſt. Aber heilſam und das allgemeine Deutſchthum fördernd und haltend wäre die Wiedervereinigung im Glauben und der Kirche darum nicht minder. Um ſo nothwendiger ſcheinet ſie zu ſein, je mehre der Staaten ſind, in welche Deutſchland politiſch getheilt, damit die eng = zuſammenhalten= den Bande nicht auf beiden Seiten fehlen möchten, auf der politiſchen und auf der religiös = kirchlichen zugleich.

Ereigniſſe der allerneueſten Zeit haben auch ſattſam bewie= ſen, daß der mildere Geiſt, den die neuere Civiliſation über die europäiſche Menſchheit gebracht, der den verſchiedenen Glau= bens = und Kirchen = Parteien gelehrt, weniger auf das zu ſehen, worin ſie von einander unterſchieden, als auf das, worin ſie unter einander übereinſtimmen, weniger die äußeren Kirchen= Formen zu beachten, welche trennen, als den Geiſt und den innern Gehalt des chriſtlichen Glaubens, welcher vereinigt, noch keinesweges mächtig genug iſt, um allenthalben vorzubauen und um Alle zu durchdringen. Kam nicht nach einer langen und anſcheinend vollkommenen Ruhe plötzlich abermals eine gehäßige und feindliche Bewegung in die Gemüther! Kam auch kein feindliches Zuſammenſtoßen, ſo kam doch gewiß eine große Bitterkeit in die Seelen der Menſchen; es ſtiegen Beſorgniſſe auf und drohende Worte wurden vernommen, wenn auch die drohenden Thaten ausblieben. Kann das nicht alle Tage wie= derkehren, ſo lange die Trennung überhaupt unter den Deutſchen

dauert! Und wer bürgt dafür, daß es immer bei den Worten bleiben, daß die That nie den Worten folgen wird! Und würden die Fremden und Undeutſchen, die immer lauren und lauſchen, wie ſie über Deutſchland etwas gewönnen, ſich nicht die Einen dieſer, die Anderen jener Partei als Mitſtreiter, Helfer und Retter anbieten, und geladen oder ungeladen kommen, weniger um zu helfen und zu retten, als um feſten Fuß in Deutſchland zu faſſen. Ward nicht auch die neuerwachte Spannung und Bitterkeit der Deutſchen untereinander in aller Weiſe gemehrt und gefördert von jener fremden und undeutſchen Macht, deren früher gedacht worden! Hat es an ihr und ihren Freunden und Dienern gelegen, daß die Zwietracht nicht weiter gediehen, als ſie gekommen! Liegt es an ihr, daß ſie wieder verlöſchen zu wollen ſcheinet!

Aber ſo wünſchenswerth die Wiedervereinigung auch immer ſein mag, ſo wenig iſt in der That wahre Ausſicht für dieſe Hoffnung vorhanden. Der proteſtantiſche Theil der Deutſchen wird von ſeinem Glauben, von ſeiner Auffaſſung des Chriſtenthums, welche der germaniſchen Natur ſo entſpricht, eben ſo wenig weichen, als er ſeit dreihundert Jahren, wo er nicht gezwungen ward, davon gewichen. Die Zeit aber des Zwanges iſt längſt vorüber. Der römiſch-katholiſche Theil wird, ſo lange Rom's Anſehn bei ihm gilt, nimmer zu einer Vereinigung die Hand bieten. Er müßte ſich erſt frei gemacht haben von Rom, ehe an dieſe Vereinigung gedacht werden kann. Niemand weiß, wie lange noch in Deutſchland, in der Welt überhaupt die beiden verſchiedenen Auffaſſungen des Chriſtenthums, die in der evangeliſchen, die in der römiſch-katholiſchen Kirche, ſich für die Erfüllung irgend eines großen, der Gegenwart noch nicht erkennbaren Weltzweckes neben einander bewegen ſollen.

Der Proteſtantismus iſt die unfreie Auffaſſung dieſes Chriſtenthums. Er hält ſich allein an die heilige Schrift, beſonders des neuen Bundes, und behauptet von derſelben, daß ſie die alleinige, ausſchließliche und unbedingt oberſte Erkenntnißquelle alles Chriſtlichen ſein müſſe, vor welcher nichts Anderes beſtehen könne. Dabei kommt dem Proteſtantismus zu Hülfe, daß in dieſer heiligen Schrift ſelbſt nie von etwas Anderem, als von ihr ſelbſt die Rede, daß nirgends wirklich und wahrhaftig geſagt oder auch nur angedeutet, es ſolle neben ihr noch eine andere Erkenntnißquelle geben. Der Proteſtantismus iſt auf der einen Seite für den Menſchen Unfreiheit, indem er ihn durchaus unter die Herrſchaft des einmal gegebenen und einmal ſo gegebenen göttlichen Wortes ſtellt, wird aber auf der anderen Seite dadurch zur Freiheit, daß er ihn frei ſpricht von Allem, was in dieſem Worte nicht geoffenbart. Der römiſche Katholicismus dagegen iſt die freie Auffaſſung des Chriſtenthums, in welcher der Menſch ſich keinesweges an die Schrift, beſonders des neuen Bundes, allein gebunden erachtete, ſondern auch eine Kette von Meinungen und Vorſtellungen, die wenigſtens nach proteſtantiſchem Urtheile, welches auch alle geſchichtliche Zeugniſſe für ſich hat, allmälig entſtanden, ohne in der Schrift einen unmittelbaren Grund zu haben, durch die kühne Annahme, daß eine Ueberlieferung (Tradition) neben der Schrift herlaufe, die eben ſo göttlich, wie dieſe ſelbſt, für eine zweite, gleich gültige Erkenntnißquelle erklärte. Die Freiheit des Katholicismus fand aber nur Statt während der Bildung jener Kette von Meinungen und Vorſtellungen. Als er ſie geſchloſſen und ſich unter ſie geſtellt, ward er Unfreiheit.

Keinesweges iſt erſt durch Reformation des ſechszehnten Jahrhunderts das evangeliſche Chriſtenthum in die Welt gekommen; nicht erſt Luther, Zwingli und Calvin haben es ge-

bracht, es ward und entſtand mit dem Chriſtenthume ſelbſt. Es iſt die unzweifelhafteſte Gewißheit, welche ausgeſprochen werden kann, daß in den erſten Jahrhunderten nach dem Tode Chriſti kein anderes Anſehn, keine andere Entſcheidung als die, welche in der heiligen Schrift lag, von den rechtgläubigen Chriſten anerkannt ward. Die Lehren der Prieſter und der Biſchöfe, die Entſcheidungen und die Ausſprüche der Kirchenverſammlungen oder Synoden, Alles, begehrte man, ſtehe unter der höhern Autorität der Schrift. Des Ganzen Grundſtein, Lebensquelle des Ganzen war dieſe heilige Schrift. Mit Recht begehrten daher die frommen und würdigen Diener der Kirche, daß der Inhalt derſelben allen Ständen bekannt ſei, ſelbſt den Frauen und Kindern. Man begriff nicht, wie man Chriſt ſein könne, ohne die Schrift zu kennen. Von den Dingen, welche nun einmal in der heiligen Schrift des neuen Bundes nicht ſtehen, wußte daher auch Niemand in den erſten Zeiten des Chriſtenthums. Niemand kannte eine Tradition, die als eine zweite und eben ſo heilig zu haltende und eben ſo untrügliche Erkenntnißquelle der Wahrheit, als die heilige Schrift anzuſehen ſei, Niemand kannte die Lehre von der Verdienſtlichkeit des eheloſen Standes und anderer äußerer Werke, Niemand meinte, daß die Heiligen eine Macht der Vermittelung bei Gott beſäßen und deshalb von den Menſchen angerufen werden müßten. Zwar behauptet die römiſch-katholiſche Kirche von dieſen Dingen das Gegentheil. So lehrt ſie zum Beiſpiel in den Schlüſſen der Tridentiner Synode, daß die Heiligen ſchon ſeit den Zeiten der Apoſtel angerufen worden. Aber es iſt das und Aehnliches nur kühner Machtſpruch, der mit allen geſchichtlichen Zeugniſſen in dem härteſten Widerſpruche ſtehet.

Indeſſen iſt eben ſo gewiß, daß die Zeit, in welcher die Chriſten das Evangelium allein als ihre Richtſchnur anerkannt,

nur ſolche Vorſtellungen gehabt, die mit demſelben in Uebereinſtimmung, nur ſolche Bräuche ausgeübt, die wenigſtens nicht im offenen Widerſpruche mit demſelben ſtehen, eben nicht lange gewährt hat. Etwa drei Jahrhunderte kann man hier im Großen und Allgemeinen annehmen. Von dieſer Zeit an kommen allmälig eine Reihe von Vorſtellungen unter den Chriſten auf, die keinen Grund und Boden in der heiligen Schrift haben, davon ein ſolcher Grund und Boden höchſtens nur durch ganz willkührliche und erzwungene Erklärung der Schriftſtellen gegeben werden kann. Dahin gehört beſonders der Glaube, daß die Kirche auch äußerlich nothwendigerweiſe eine Einheit bilden müſſe, daß in dieſer einen Kirche den Prieſtern allein, und beſonders der obern Ordnung derſelben, den Biſchöfen, unbedingte Gewalt zuſtehe zu entſcheiden, was als chriſtlich zu glauben und anzuſehen ſei und was nicht, daß dieſelben Prieſter ein heiliges Volk Gottes auf Erden wären, das frei und unabhängig von der übrigen Welt ſein müſſe, daß gewiſſen äußerlichen Dingen und Zuſtänden eine heiligende und reinigende Kraft beiwohne, daß es Heilige gäbe, die eine Vermittelungsmacht bei Gott beſäßen und darum von den Menſchen angerufen und verehrt werden müßten. Vergebens widerſtehen einige der gelehrteſten Diener der Kirche dieſer durchaus neuen Richtung, welche in das Chriſtenthum allmälig kommt und in die Ueberzeugung der Menſchen dringt. Ihre Stimme wird übertönt, denn die bei weitem größere Mehrzahl der Menſchen ergreift dieſe Richtung mit Freudigkeit und Eifer, weil ſie, wenigſtens zum Theil, ſich wieder den Anſichten und Meinungen anſchließt, welche im Heidenthume die Menſchen beherrſcht hatten. Und ein großer Theil der damaligen Chriſten war nicht im Chriſtenthume aufgewachſen, ſondern im Heidenthume und war erſt nachmals in das Chriſtenthum eingetreten.

Die vielen neuen Meinungen und Vorſtellungen, welche aufgekommen, und die denſelben gemäße Dinge und Einrichtungen, die ebenfalls hervorgetreten, wollten durch einen oberſten Grundſatz um ſo mehr feſtgeſtellt ſein, als ſie aus der Schrift des neuen Bundes nicht gerechtfertiget werden konnten. Darum ward die Lehre von der Tradition oder der Ueberlieferung aufgeſtellt. Dieſe beſagte, daß neben der heiligen Schrift, aus Chriſti Munde ſtammend und durch die Apoſtel fortgepflanzt, noch eine zweite Erkenntnißquelle der Wahrheit vorhanden ſei und bei der Kirche ſtets durch den heiligen Geiſt erhalten werde. Was nun nicht aus der heiligen Schrift als Wahrheit erhärtet werden konnte, ward erwieſen durch dieſe Ueberlieferung. Was allmälig in die Kirche, in die Vorſtellungen und Bräuche der Menſchen mit großer Allgemeinheit hineingekommen, von der Mehrzahl der Prieſter und Biſchöfe an und aufgenommen worden, galt als chriſtlich fortan zwar nicht nach der Schrift, aber nach der Ueberlieferung. Die Wahrheit der Ueberlieferung ſelbſt aber konnte nicht weiter bewieſen werden und ward auch ſpäter nicht wirklich und wahrhaftig bewieſen.

Es geſchah nun, daß nach dem Falle des römiſchen Reiches eine ungemein rohe und wilde Zeit über Europa kam, welche das Mittelalter genannt wird, eine Zeit, welche beſonders in der erſten Hälfte ihres tauſend Jahre umfaſſenden Raumes ungemein roh, kenntnißlos und wild war. Bei dem Eintritte dieſer Zeit, am Ende des fünften chriſtlichen Jahrhunderts, war durch die bereits aufgekommenen Anſichten, Meinungen und Bräuche, die nicht in der Schrift begründet, aber durch die Ueberlieferung als geheiligt betrachtet wurden, ſchon der Grund und Boden zu einem weiteren Verderben gelegt, das in der allgemeinen Rohheit und Unwiſſenheit üppig emporwuchern konnte. Die heilige Schrift kam in faſt gänzliche Vergeſſen-

heit, nicht etwa unter dem Volke allein, ſondern auch bei denen, welche ſich Gelehrte nannten und als ſolche von der Welt angeſehen wurden. Die natürliche Folge davon war, daß das Leben und die Sitten immer wilder und wüſter wurden. Bis zum Anfange der Reformation des ſechszehnten Jahrhunderts iſt es nun auch damit immer tiefer und tiefer abwärts gegangen. Die letzten Schriftſteller, welche vor dem Beginne jener Reformation gelebt und geſchrieben, ſagen es klar, unzweideutig, oft und unter den bitterſten Klagen, daß, was das Leben und die Sitten der Menſchen anlange, Alles dicht am Rande des Unterganges ſtehe.

Troſt aber und Beruhigung ſuchte das menſchliche Gemüth auch in jener wilden und rohen Zeit, welche das Evangelium vergaß, es ſuchte einen Weg zum Himmel, und weil es den wahren und rechten verloren, machte es ſich einen anderen. Der wahre und rechte Weg liegt darin das Chriſtenthum zu kennen, das Herz und die Geſinnung mit demſelben zu durchdringen, ihm gemäß zu glauben, zu leben, zu denken und zu handeln. Indem dieſer wahre und rechte Weg verloren, betritt das menſchliche Geſchlecht einen anderen. Man meinet durch äußere Werke die Reinigung und Heiligung gewinnen zu können, welche doch nur gewonnen werden kann durch das Leben und durch die Geſinnung. Man ſtürzt ſich in dieſe äußere Werke um ſo lieber hinein, als ſolche Dinge zu thun, wie ſchwer ſie an ſich ſelbſt auch immer erſcheinen mögen, doch unendlich leichter iſt, als das Herz und Sinn immer den ſtreng-moraliſchen Geboten des Chriſtenthums, ſo weit es die menſchliche Schwäche zuläßt, gemäß zu halten. Darum vervielfältigen ſich die Klöſter, die Mönchsorden, die Einrichtungen und Bräuche, durch welche das Fleiſch abgetödtet und der Geiſt erhoben und geläutert werden ſoll. Darum wurden der

Büßungen, Geißelungen, Kaſteiungen, Wallfahrten und Ceremonien immer mehrere und mehrere gemacht. Man glaubte, je beſchwerlicher, läſtiger drückender, je zermalmender für den Körper das äußere Werk ſei, deſto mehr müſſe dadurch der Geiſt gereiniget und geläutert, auch die Gnade und das Wohlgefallen Gottes verdient werden, für den dieſe ſchweren Werke gewiſſermaßen übernommen würden. Es würde indeſſen falſch und unrecht ſein zu ſagen, daß wahrhaft chriſtliche Vorſtellungen dabei nicht auch noch Statt gefunden. So ganz und gar war die Wahrheit des Evangeliums von den Menſchen nicht vergeſſen worden, daß ſie nicht ſelbſt die fremdartigen Dinge, die ſie in ihre Vorſtellungen und in ihre Bräuche brachten, noch auf einen chriſtlichen Grund und Boden hätten ſtellen, ſie mit denſelben in Verbindung hätten ſetzen ſollen. Man begehrte, daß jene Werke, wenn ſie fruchtbringend ſein, wenn ſie dem Menſchen ein Verdienſt bei Gott gewinnen ſollten, verbunden werden müßten mit dem reinen und tugendhaften Gedanken, mit dem frommen und chriſtlichen Vorſatz, mit der innern Reue und Zerknirſchung.

Aber man verkannte dabei zuerſt den Willen Gottes, der ſich in der Zuſammenbildung der menſchlichen Natur ebenfalls offenbart. Das Sinnliche und das Geiſtige iſt in dem Menſchen von Gott vereinigt, nicht damit das Eine durch das Andere vernichtet werde, ſondern damit ſie beide in naturgemäßem Gleichgewichte ſich bewegen ſollen. Die Aufgabe des Lebens iſt nicht, die ſinnliche Natur, das Fleiſch, wie man es nannte, abzutödten, ſondern ſie dem Geiſte unterzuordnen und ſie ebenfalls zur Erreichung höherer, geiſtiger Zwecke zu verwenden. Am grauſamſten rächten ſich die Irrthümer, in denen man lebte, immer in den Klöſtern. Die Gelübde, welche hier gegen die Natur abgelegt werden mußten, wurden doch nur von

den allerwenigſten wirklich erfüllt, Tauſende aber und abermals Tauſende zu heimlichen und offenen Freveln getrieben. Um die Zeit der Reformation war der größte Theil der Klöſter Sitz der Ungebundenheit und Frechheit, Stätte des Laſters. Ferner ward durch den ſehr großen Werth, den man auf die äußeren Werke legte, unter den Menſchen doch die Vorſtellung verbreitet, daß ſie die Hauptſache wären, die innere Reinigung nur eine Nebenſache ſei. Darauf mußten die Menſchen um ſo mehr kommen je weniger abzuſehen war, warum man die ſchwere Pein der Eheloſigkeit, der Geißelung, der Wallfahrt und ähnlicher Dinge eigentlich auf ſich zu nehmen habe, wenn man nicht etwas Schlagendes und Kräftiges dadurch allein erlange. Das ward nun auch die herrſchende Anſicht der Menſchen, und leichtſinniges und ruchloſes Leben ſtellte ſich auf der einen Seite und auf der andern äußerliche Werkheiligkeit dicht zuſammen.

Auch die Anbetung der Heiligen, die Verehrung ihrer Reliquien und die hiermit in Verbindung ſtehenden Dinge verbreiteten ſich immer mehr und füllten den Gottesdienſt der Chriſten aus. Auf das Volk, ſeine Geſinnung und ſeine Sitten wirkte das gleich nachtheilig. Die ganze Vorſtellung von der Wirkſamkeit der Fürbitten der Heiligen bei Gott hat Etwas in ſich, das mit Nothwendigkeit die ſittliche Kraft in dem Menſchen ſchwächen und das reine und unbedingte Gottvertrauen mindern muß. Bitten die Heiligen vor bei Gott und iſt dieſe Bitte an ſich ſelbſt von einer Wirkſamkeit, warum ſoll ſich doch der Menſch ſelbſt anſtrengen ſo rein zu werden, als er trotz der Schwäche ſeiner Natur es doch immer noch vermag. Die Lehre, daß die Heiligen durch ihre Werke mehr Gnade bei Gott gewonnen, als ſie für ſich ſelbſt bedurft zu eigener Reinigung und Heiligung, und daß der Schatz dieſer Gnade dem Pabſte

zu Rom, als dem Statthalter Gottes auf Erden, überlaſſen ſei, um ihn zu vertheilen unter die Sterblichen, der Brauch dieſer Päbſte durch ihre Jubeljahre und ihre Ablāſſe, wie ſie behaupteten, die Vergebung der Sünden den Menſchen zu bringen, die Lehre von dem ſich immer wiederholenden Sühnopfer der Meſſe, alles Dinge, welche durch den freien Menſchengedanken erzeugt, durch die Annahme aber, daß ſie durch die Ueberlieferung des heiligen Geiſtes gekommen und daher in der Schrift nicht enthalten zu ſein brauchten, doch mit dem Stempel des Göttlichen verſehen wurden, mußten die ſittliche Kraft in den Menſchen ungemein ſchwächen und ſchwächten ſie in der That. Der Katholicismus machte es im Allgemeinen den Menſchen leicht und bequem, eröffnete einen unſchweren Weg in den Himmel. Die Heiligen bitten vor, die Kirche und der Pabſt, ſie bieten den Ablaß und die Vergebung der Sünden, ein äußeres Werk, das vielleicht bald gethan, erwirbt ein Verdienſt für Läuterung und Reinigung.

Aber ein wahres chriſtliches Leben kam damit nicht empor. In den beiden letzten Jahrhunderten vor der großen Reformation ſchienen ſich alle Abgründe aufgethan zu haben, und ein Jammerton durchdrang die Welt, ein Begehren, ein Verlangen, daß man die Kirche reformiren müſſe, erfüllte ſie. Aus dem Munde der Völker ließ ſich die Stimme Gottes vernehmen. Dieſe Stimme aber ward von denen, welche die nächſte Pflicht hatten ſie zu hören, nicht beachtet. Sie ward nicht beachtet von der Prieſterſchaft, von den Biſchöfen, von den Päbſten. Denn es hatte dieſe Prieſterſchaft ſtatt zum Segen, ſich zum Unſegen für die chriſtliche Welt gemacht.

Die römiſch-katholiſche Prieſterſchaft hatte vor der Reformation eine Stellung in der europäiſchen Welt, die ſelbſt aus dem jetzigen Katholicismus faſt verſchwunden, zum Theil vor dem

Lichte der Reformation verloſchen iſt. Denn auch der Theil der Welt, der nach der Reformation katholiſch blieb, iſt darum den Einflüſſen dieſer Reformation keineswegeſ ganz entgangen. Dieſe Prieſterſchaft, als ob davon die eigene und der Mitchriſten Frömmigkeit, Reinheit und Chriſtlichkeit abhinge, hatte mit dem ungeheuerſten Eifer ihre Anſprüche immer weiter geſteigert, ihre Stellung in der Welt immer mehr zu erhöhen getrachtet. Sich ſelbſt nannte ſie vorzugsweiſe die Kirche, welcher der Geiſt Gottes fortwährend die ſogenannte Ueberlieferung offenbare, weshalb ſie ſich endlich auch eine vollkommene Untrüglichkeit beilegte. Die Ehrwürdigkeit und Heiligkeit, welche dem Chriſtenthume ſelbſt gebührt, ſchrieb ſie auch ſich zu, und behauptete, daß dieſe nicht erſt durch reines Leben und reine Sitte ihr gegeben zu werden brauche, da ſie auf der prieſterlichen Weihe beſonders beruhe. Ihre Heiligkeit führe es mit ſich, hatten ſie ferner behauptet, daß die Fürſten und die Gerichte der Welt nicht über ihnen ſtänden, ihnen nichts zu gebieten, ſie nicht zu richten hätten. Die Freiheit, welche ſie dadurch in der That erlangt, ward auf das entſetzlichſte zur Verwirrung des Lebens und des Staates gemißbraucht. In den erſten Jahren gleich der Reformation ſetzte der Reichstag der Deutſchen hundert Beſchwerden über die kirchlichen Zuſtände auf. Er ſagt darin über die Prieſterſchaft, daß es mit den Laſtern und Freveln derſelben nicht mehr auszuhalten, daß Alles untergehen zu müſſen ſcheine. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß es der frommen und ehrwürdigen Biſchöfe, Prieſter und Mönche noch immer viele gab, wie denn auch in den allerböſeſten Zeiten der Geiſt des Chriſtenthums überhaupt keineswegeſ ganz verſchwunden war. Es iſt nur die Rede von der Mehrzahl, die allerdings eine unermeßliche Mehrzahl war, über welche die gute und geſunde Minderzahl ſich in die bitterſten Klagen vergeblich ergoß.

An der faſt vollkommenen Freiheit von der Welt, wie ſie es nannten, hatten ſie keinesweges genug gehabt. Auch die Welt ſelbſt wollten ſie haben und eines guten Theiles derſelben hatten ſie ſich in der That bis auf die Zeiten der Reformation bemeiſtert. Sehr zeitig im Mittelalter ward von ihnen die Lehre aufgeſtellt, daß auch durch Gaben und Schenkungen an die Kirche von den Menſchen ein Verdienſt bei Gott gewonnen werde, eine Lehre, welche eben ſo viel, wie die, von denen bereits geſprochen, zur Verminderung der ſittlichen Kräfte des Menſchen, zur Schwächung der wahren Wirkſamkeit des Chriſtenglaubens beitrug. In jenen Zeiten ward der Glaube der Menſchen nicht beſtimmt durch etwas Sicheres, durch etwas mit unzweifelhafter Klarheit Feſtſtehendes, welches Jedermann zugänglich und welches Jedermann ſelbſt hätte beurtheilen können. Ein ſolches Sicheres und Feſtſtehendes hat ſich die evangeliſch-chriſtliche Welt nachmals in der Annahme der alleinigen und oberſten Autorität der Schrift gewonnen. Die damalige Welt, welche dieſe Schrift kaum mehr kannte, hatte dafür ein Schwankendes und Unſicheres, und die Aufſtellung und die Beurtheilung deſſelben befand ſich allein in den Händen der Kirche, das heißt, der Prieſterſchaft. Wenn ſie nun Lehren aufſtellte, welche den rohen, grobſinnlichen Vorſtellungen der damaligen Zeit gemäß waren, fand ſie den willigſten Glauben. So war es mit dieſer Lehre, daß durch eine Gabe an die Kirche, die hier als Stellvertreterin Gottes auf Erden gedacht ward, ein Verdienſt bei Gott ſelbſt gewonnen werde. Alſo ſtrömten unermeßliche Reichthümer, beſonders an liegenden Gründen, in den Schooß der Kirche zuſammen, welche fortwährend durch alle Mittel und Wege vermehrt wurden. Damit kam die Prieſterſchaft ſo weit, daß Gefahr war, alles Grundeigenthum Europa's würde in

ihre Hände kommen. Vom vierzehnten Jahrhundert an mußte daher in vielen Staaten die weitere Vermehrung des Kirchengutes verboten werden. Dieſelbe Prieſterſchaft legte dabei das Gelübde der apoſtoliſchen Armuth ab. Um das Gelübde mitten in dem Genuſſe der größten Reichthümer zu retten, nehmen ſie zu einer ſeltſamen Bildung ihre Zuflucht. Nicht ihr ſelbſt gehörten, ſo ſagte ſie, dieſe Reichthümer, ſondern der Kirche; ſie ſelbſt habe davon nur den Nießbrauch, folglich lebe ſie doch in apoſtoliſcher Armuth.

Aber auch von einer anderen Seite noch waren die Prieſter der Welt beigekommen. In faſt allen europäiſchen Staaten hatten beſonders die Biſchöfe einen unmittelbaren Antheil an der Herrſchaft zu gewinnen verſtanden, was ihnen dadurch ungemein erleichtert worden, daß im Mittelalter faſt allenthalben ſtändiſche Verfaſſungen in ſehr großer Ausdehnung beſtanden. In dieſe Stände hatten ſie ſich auf verſchiedene Weiſe eingedrängt. Mehr als einmal und in mehr als einem Staate ward von ihnen verſucht, ſich der Herrſchaft allein oder doch faſt allein zu bemeiſtern. Stets vermiſchten ſie die Kirche und das Chriſtenthum mit einander, ſetzten beide in ſo enge Verbindung unter einander, daß ſie in der That in den Vorſtellungen der Menſchen kaum noch getrennt erſchienen. Sie behaupteten nun, die Kirche, welche das Chriſtenthum ſei, müſſe die Welt beherrſchen, welcher Chriſt könne das bezweifeln! Auf dieſem Wege gedachten ſie die Herrſchaft über die Welt an ſich zu bringen, denn die Kirche, das waren nun wiederum ſie. Indeſſen wollte es damit nicht gelingen und der europäiſche Staat rettete ſich nach vielen Kämpfen noch vor dem Prieſterthume.

Die Welt aber verwirren, ſie in Jammer, Thränen, Noth, Krieg und Unheil ſtürzen, das haben ſie, die Prieſter, durch ſolche Behauptungen und die Verſuche, ſie zu einer Wahrheit

zu machen, wohl vermocht. In dieſer Beziehung trägt der Stuhl zu Rom zweifelsohne die meiſte Schuld. Die übrige Prieſterſchaft hatte theils ſelbſt mit daran gearbeitet, theils es doch geduldet und zugelaſſen, daß der biſchöfliche Stuhl zu Rom allmälig immer höher und höher ſich über die anderen Biſchöfe ſtellte, bis es dahin kam, daß der Pabſt zu Rom angeſehen ward als der Statthalter Gottes auf Erden, das Haupt der Kirche und des Glaubens, von dem jegliche Beſtimmung ausgehen, durch den jegliche Beſtimmung, welche den Glauben und die Kirche betraf, wenigſtens genehmigt werden mußte, der Herr ganz beſonders aller Mitglieder des prieſterlichen Standes. Der Pabſt zu Rom ward die Kirche im engſten, eigentlichſten und vorzüglichſten Sinne, während die Biſchöfe und die untere Prieſterſchaft die Kirche fortan nur noch in einem weiteren Sinne waren. Die ganze Prieſterſchaft des katholiſchen Abendlandes hatte ſich gewiſſermaßen in die Knechtſchaft des apoſtoliſchen Stuhles gethan, jedoch in eine mindeſtens halb freiwillige Knechtſchaft. Denn der größte Theil der Biſchöfe und Prieſter hielt es zur Erhaltung des eigenen Anſehns, der eigenen Macht und der eigenen Reichthümer für nothwendig, daß einer aus ihrer Mitte in dem Glauben der Menſchen ſo hoch als möglich geſtellt, angeſehen werde wie ein Gott auf Erden, damit er im Stande ſei, alle Bewegungen, welche gegen das gemeinſame prieſterliche Intereſſe ſich emporthun möchten, niederzuhalten und niederzuſchlagen. Darum laſſen ſie auch die Macht des Pabſtes erſt im zwölften und dreizehnten Jahrhundert recht bis zu jenem Höhepunkte ſteigen, weil von dieſer Zeit an auch die Bewegungen der Menſchen gegen das Gebäude, welches der prieſterliche Stand ſich aufgerichtet, anfangen bedeutender zu werden.

Beſonders in den beiden letzten Jahrhunderten vor der

Reformation mißbraucht auch das römiſche Pabſtthum die ihm über die Kirche gewordene Macht auf eine ungeheuere Weiſe. Es bemeiſtert ſich der Beſetzung aller kirchlichen Stellen, verkauft und verhandelt ſie auf unwürdige Art, belaſtet ſie mit Steuern und Gaben, achtet kein Herkommen und kein Geſetz der früheren Zeit, vernichtet alle Ordnung und alle Zucht. Wie die ganze Prieſterſchaft die Stellung, welche ſie ſich gebildet, als weſentlich zum Katholicismus gehörend betrachtete, ſo betrachtete das Pabſtthum zu Rom nicht minder ſo die ſeinige. Wer ſo etwas anzutaſten, oder auch nur zu bezweifeln wagte, hieß ein Feind der Kirche und des Glaubens und ward, vermochte man es, dem Flammentode überantwortet.

Aber noch ehe die Verwirrung und Auflöſung der geſammten Kirche durch das Pabſtthum ihre höhere Grade erreichte, war die Welt oftmals durch eben daſſelbe in Jammer und Noth geſtürzt worden. Das Pabſtthum, wie es in der Lehre der Prieſter, und demgemäß auch in den Vorſtellungen der Menſchen, die Kirche im eigentlichen und letzten Sinne geworden, ging nun auch von dem Gedanken aus, daß der Kirche die Herrſchaft über die Welt gebühre, und fand, daß ſie ſomit ihm gehöre. In den Schriften noch viel ſpäterer eifriger Anhänger des römiſchen Stuhles findet ſich dieſe Lehre ſtark und beſtimmt ausgeſprochen, daß der Pabſt der eigentliche Herr und König des geſammten Erdkreiſes ſei. In dem Mittelalter aber wird vielfach verſucht, dieſen Gedanken zu einer Wirklichkeit zu machen. Bald unter dieſem, bald unter jenem Vorwande greifen die Päbſte die mächtigſten Fürſten und Herren an, um ſie ſelbſt zu vernichten, ihre Reiche zu verwirren und dadurch ihrer künftigen Herrſchaft den Weg zu bereiten. Dabei erklärt es einer derſelben, Bonifacius VIII., geradehin für ein weſentliches Stück des Glaubens, an dem bei Verluſt der

Seligkeit gehalten werden müſſe, daß dem Pabſtthum zu Rom auch das oberſte weltliche Herrnthum gehöre. Aber nur verwirren und in Unfrieden bringen konnten die Päbſte durch ſolche Behauptungen und die Verſuche, ſie in Wirklichkeit zu ſetzen. Niemals konnten ſie auch nur bis zu den Anfängen der geträumten und erwünſchten Weltherrſchaft gelangen.

An dem Ende des ſogenannten Mittelalters, welches an den Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts geſetzt wird, hatte Europa von dieſer Weiſe das Chriſtenthum aufzufaſſen und zu behandeln, gute Früchte nicht geerndtet. Den Spruch „an ihren Früchten ſollt' ihr ſie erkennen" konnte man, in dem guten Sinne des Wortes, nicht auf die damalige Kirche anwenden. Denn das Volk war, im Ganzen und Großen genommen, ohne ächt-chriſtliches Leben und ohne Sittlichkeit. Der Glaube an die Kraft der guten Werke, an die Heiligen, an den Ablaß des Pabſtes, an die Höhe und Heiligkeit des Prieſterthums war freilich auch nicht eben geeignet geweſen, etwas Anderes zu ſchaffen. Ja nicht Unſitte allein bemerkte man in der damaligen Welt und Aberglauben, auch der volleſte Unglaube hatte ſeine zahlreichen Anhänger gefunden. In Rom beſonders, wo der Sitz der Nachfolger der Apoſtel ſein ſollte, in Italien, unter den romaniſchen Völkern überhaupt, bemerkte man dieſen Unglauben bei den höheren Ständen der Geſellſchaft. Die germaniſchen Völker dagegen zeigten ſchon damals, als ſie noch dem römiſchen Katholicismus angehörten, ihren anderen, beſſern Character. Schon damals ſtand ihre Sittlichkeit höher, ſchon damals faßten ſie mehr die ſittliche Seite des Chriſtenthums auf. Die Prieſterſchaft aber ließ mit ſehr geringen Ausnahmen die Menſchen auf der Straße gehen, auf welcher ſie ſich befanden. Der allgemeine Verfall ſchien ſie nicht zu kümmern. Die Erhaltung und Vermehrung der welt-

lichen Macht und ihrer Reichthümer war das Einzige, das ihr noch von Werth und Bedeutung ſchien. Die Lehre, und ganz beſonders die Lehre der heiligen Schrift, war ihr in faſt gänzliche Vergeſſenheit gekommen. Ja die heilige Schrift, da man von ihr doch ſo viel noch wußte, daß ihr Inhalt dem gegenwärtigen Stande der Dinge widerſprach, ward für etwas Bedenkliches, ſogar Gefährliches angeſehen.

Eine nicht kleine Anzahl frommer und ehrwürdiger Männer, an denen es zu keiner Zeit ganz fehlte, die durch Schriften zu uns geſprochen haben, wiſſen nicht ſattſam Worte zu finden, um den allgemeinen Zuſtand der Dinge verworren und verwirrt, wüſt und aufgelöſt genug zu ſchildern. Es ging ein großes, weitverbreitetes Gefühl durch die Welt, daß der Zuſtand der Kirche böſe geworden ſei. Mehr als ein Jahrhundert vor der Reformation begehrte ein großer Theil der Menſchen laut, ja ungeſtüm, daß eine ſolche Reformation in der Kirche vorgenommen werde. Sie waren aber zumeiſt noch in dem Glauben, welcher ihnen eingeprägt worden, welcher ſeit Jahrhunderten der herrſchende, daß über Glaubens- und Kirchenſachen nur zu entſcheiden habe die Kirche ſelbſt. Die Kirche, das hieß in den Vorſtellungen der damaligen Zeit beſonders die römiſchen Päbſte und die Biſchöfe, wenn ſie auf einer Synode verſammelt waren. Alſo hatten dieſe ſelbſt es in den Händen, wenn und wie ſie reformiren wollten. Sie reformirten gar nicht, hielten die Erwartungen der Menſchen von einer Zeit zur andern hin und täuſchten ſie endlich ganz. Denn ſie meinten, dafern ſie ſelbſt irgend etwas von dem jetzo herrſchenden Glauben für unhaltbar erklärten, würden die Menſchen aufwachen und auch an dem Gebäude des Glaubens an die Prieſtermacht gerüttelt werden, dieſe nicht lange darauf zuſammenbrechen. Es ward klar und offenbar, daß durch dieſe

Kirche ſelbſt nun und nimmermehr eine Reformation kommen werde.

Die römiſch-katholiſche Kirche ſelbſt erkennet die Richtigkeit des Grundſatzes an, daß nicht dadurch ausgemacht und beſtimmt werde, was Wahrheit ſei, ob ſie von einer großen, oder von einer kleinen Anzahl Menſchen angenommen ſei und bekannt werde. Nun war die Weiſe das Chriſtenthum aufzufaſſen, von der eben in der Kürze geſprochen worden und welche der römiſche Katholicismus des Mittelalters war, allerdings von der bei weitem größern Mehrzahl der Prieſter und der Nicht-Prieſter an und aufgenommen worden, ward von ihnen als der allein wahre angeſehen. Aber das kann über die Wahrheit um ſo weniger entſcheiden, je kenntnißloſer, wüſter, ſinnlicher und wilder die damalige Zeit war, je deutlicher es an der allgemeinen Verwirrung und Auflöſung, die an dem Ende des Mittelalters hervortrat, ſich offenbarte, daß der Grund und Boden, den ſie ſich am Anfange deſſelben gebildet, ſchwerlich der allein wahre wirklich ſein konnte.

An einer Minderzahl, welche das Chriſtenthum von einer andern, von der evangeliſchen Seite auffaßte, hatte es dabei auch kaum zu einer Zeit gefehlt. Nicht allein einzelne Menſchen waren da, welche, des evangeliſchen Geiſtes voll, eine ſtille und innerliche evangeliſche Kirche vorſtellten, ſondern es wurden auch dreimal hintereinander während des Mittelalters Verſuche gemacht, eine evangeliſche Kirche zu begründen. Und jedesmal fand es großen Anklang unter den Menſchen, wenn das Evangelium verkündet ward. Scheiterten die Verſuche auch in ſo weit, als eine große äußerlich erſcheinende Kirche durch ſie nicht dargeſtellt ward, ſo lag es nur theils an der ungeheueren Gewalt, durch welche man ſie zurückdrängte und

die Menſchen von ihr hinwegſchreckte, theils an den beſondern Verhältniſſen und Umſtänden der Zeit.

Der erſte Verſuch ward gemacht von den ſogenannten Waldenſern, die ſchon früher im Stillen vorhanden, am Anfange des zwölften Jahrhunderts klar und beſtimmt hervortreten. Im Ganzen genommen hatten ſie dieſelben Anſichten über das Chriſtenthum, auf denen die jetzigen proteſtantiſchen Kirchen beruhen. In den Alpenthälern zwiſchen Frankreich und Italien entſtanden, breiteten ſie ihren Glauben weit über die Länder der Erde, beſonders aber über das ſüdliche Frankreich aus. Die römiſche Kirche nannte ſchon damals Ketzer alle, die einer andern Anſicht waren und ihr widerſtrebten, und lehrte, daß hartnäckige Ketzer getödtet werden müßten. Alſo konnten die Waldenſer ihren Glauben nur unter den größten Schwierigkeiten und Gefahren ausbreiten. Darum theilten ſie ſich in zwei Klaſſen, von denen die eine „die Gläubigen," die andere „die Vollkommenen" hießen. Die letzteren waren die Lehrer und Prediger, die herumzogen, den Glauben auszubreiten. Dieſe verläugneten in der Regel denſelben nicht und ſtarben für ihn, wenn ſie gefaßt wurden. Die Gläubigen aber durften äußerlich in dem Schooße des römiſchen Kirchenthumes bleiben. So hofften die Waldenſer im Verborgenen und ohne daß ſie von der römiſchen Kirche recht gefaßt werden könnten, weil ihre Gläubigen und die Römiſch-Katholiſchen gar nicht äußerlich von einander unterſchieden werden konnten, allmälig dahin zu gelangen, die Mehrzahl der Menſchen für ſich zu gewinnen. Dann, wenn ſie Gewalt nicht mehr zu fürchten brauchten, wollten ſie offen hervortreten. Aber nur ein Jahrhundert etwa konnten ſie es in dieſer Weiſe treiben. Da bemerkte, am Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, Pabſt Innocenz III. in Rom, daß die Zeit benutzt werden müßte, wo

die Waldenſer erſt eine Minderzahl für ſich gewonnen, die Mehrzahl noch im Glauben an das römiſche Kirchenthum, auch noch in dem Glauben, daß die Ketzer getödtet werden müßten, ſei. Alſo ließ er gegen das ſüdliche Frankreich, wo die Waldenſer ſchon die Mehrheit der Menſchen gewonnen zu haben ſcheinen, einen ſogenannten Kreuzzug predigen. Es wird derſelbe gewöhnlich der Kreuzzug gegen die Albigenſer genannt, wie die Waldenſer von der römiſchen Kirche gern genannt wurden. Zwanzig Jahre ward auf das furchtbarſte gewürgt, das ſüdliche Frankreich auf geraume Zeit zu einer Stätte von Blut und Thränen gemacht. Das römiſche Pabſtthum erreichte mit dieſem blutigen und ungeheuren Gewaltſchlage jedoch nur das Ganze und Große deſſen, was es erreichen wollte. Der Aufbau einer großen, evangeliſchen Kirche ward gehindert, die Menſchen von derſelben durch die furchtbarſten Mittel zurückgeſchreckt. Alle Waldenſer aber gingen nicht unter. Doch im Verborgenen hielten ſie ſich fortan, bildeten nur kleine, ſtille Gemeinden, deren Daſein das übrige Europa kaum gewahrte.

Bei dieſen Bewegungen entſtand auch die furchtbare Inquiſition. Der Katholicismus iſt zwar in ſo fern etwas Freies, als er neben der heiligen Schrift freie menſchliche Bildungen und Gedanken enthält, die zu derſelben Würde, wie die Schrift erhoben werden, indem ſie Ueberlieferungen ſein ſollen. Aber dieſe Freiheit wird auf der andern Seite zur vollſtändigen Unfreiheit, indem ſie noch andere Bildungen und Gedanken, als ſie die Mehrzahl, beſonders der Prieſter angenommen, durchaus neben ſich nicht geſtattet. Die Inquiſition iſt gleichſam die äußerliche Erſcheinung dieſer vollkommenen Unfreiheit. Bei ihrer Errichtung ſoll ſie dazu dienen, nicht allein die ſich verbergenden Waldenſer aufzuſpüren, ſondern auch bei den Katholiſchen

jeden Gedanken, der dem herrſchenden Syſteme zuwider war, niederzuhalten, den aber, welcher ihn beſaß, wollte er nicht wenigſtens äußerlich davon ablaſſen, zu vernichten. Wäre die Inquiſition ſo vollkommen, ſo allgemein, ſo dauernd geworden, wie es der römiſche Stuhl wollte, ſo hätte alle freie Gedanken-Bewegung unter den Menſchen auch in anderen Dingen aufhören müſſen. Glücklicherweiſe aber war dieſes aus verſchiedenen Gründen nicht der Fall.

Der zweite Verſuch ward in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts von Johannes Wicliffe und ſeinen Schülern und Freunden gemacht. Ein Hauptgrund, warum alle dieſe Verſuche noch zu keinen großen Ergebniſſen führten, lag nur in den Zuſtänden der damaligen Zeit. Die in ihrem Verhältniß zu dem Beſtehenden allerdings neue, eigentlich aber urſprüngliche und alte Lehre, konnte, weil ſich die Gewalt noch in den Händen der Römiſchen befand, nur unter großen Schwierigkeiten, unter ſteter Verfolgung ausgebreitet werden. Es konnte alſo dieſe Ausbreitung nur langſam vor ſich gehen und die Bekenner blieben lange eine kleine Zahl. Rom und die römiſche Prieſterſchaft konnte Mittel und Kräfte ſammeln, die Mehrzahl gegen die Minderzahl aufbieten und Alles, oder doch das Meiſte, wieder gewaltſam unterdrücken. Es mußte erſt ein Mittel gefunden werden, die neue Lehre mit reißender Schnelligkeit unter den Menſchen zu verbreiten, ihr raſch eine große Menge von Anhängern zu verſchaffen, eine ſo große, daß ſie durch Gewalt nicht wieder niedergeworfen werden konnten. Ein ſolches Mittel gab es aber vor der Erfindung des Druckes und der Preſſe nicht, welche erſt in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts erfolgte. Auch mit dem Verſuche des Johannes Wicliffe ging es am Ende wie es mit dem Verſuche der Waldenſer gegangen. Die Zahl der Bekenner der

Lehre, welche er aus der heiligen Schrift zog, ward ſo groß, als ſie nur den Verhältniſſen gemäß werden konnte, unter den Gemeinen ſowohl, als unter dem Adel Englands. Selbſt der damalige König Richard II. von England hing im Stillen dieſer Lehre an und beförderte ihre Verbreitung. Aber öffentlich wollte er erſt auftreten, wenn ſie von der Mehrzahl der Menſchen, wenigſtens in England, angenommen, damit er ſicher ſei. Denn die römiſche Kirche behauptete damals, daß ein König, der die ſogenannten Ketzer beſchütze, ſeines Thrones verluſtig gehe. Vielen Drohungen zum Trotz fuhr indeſſen Richard II. mit dieſer Beſchützung fort. Die Kirche begriff wieder, was ſie ſchon zwei Jahrhunderte vorher bei den Waldenſern begriffen hatte, daß die Zeit benutzt werden müſſe, wo die Mehrzahl der Menſchen noch auf Seiten des römiſchen Kirchenthumes ſtehe. Sie nahm indeſſen dieſesmal einen anderen Weg. Richard II. hatte durch andere Dinge vielfach die Unzufriedenheit Englands aufgeregt. Das benutzte die Kirche, um ihn zu ſtürzen und durch das Parlament einen andern König, Heinrich IV., der ihr ergeben, auf den Thron zu ſtellen. Nun ward die Inquiſition, deren ſich England bis dahin erwehrt, eingeführt, der Schutz und die ſtille Begünſtigung, welche die weltliche Macht den Wicliffiten (ſie wurden auch Lollarden, d. h. die Betenden, genannt,) hatte angedeihen laſſen, hörte nicht allein auf, ſie ſchlug auch in die grauſamſte Verfolgung um.

Alſo ſtand auch dieſe in England begonnene Reformation ſtill. Auch die Wicliffiten gingen indeſſen nicht ganz unter; bis zum Anfange der Reformation des ſechszehnten Jahrhunderts erhielten ſich ſtille und verborgene Gemeinen derſelben. Es mehrten ſich doch in Europa die Elemente des Widerſtandes gegen den römiſchen Katholicismus.

Der dritte und letzte Verſuch aber, der gemacht ward, war der denkwürdigſte von allen, weil er erwieß, daß die römiſche Kirche die Kraft, welche ſie früher beſeſſen, zu verlieren begann. Denn ſie ſiegte nur noch durch ein Zuſammentreffen mehrerer Umſtände ob; es war auch nur ein halber und zweifelhafter Sieg, den ſie am Ende gewann. In Böhmen trat, als König Wenzel dort herrſchte, der fromme und ehrwürdige Johannes Huß als Reformator der Kirche am Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts auf. Aber der Mann iſt mehr fromm und ehrwürdig, als gelehrt und ſcharfſinnig. Er verwirft zwar die römiſche Kirche, nennt ſie eine falſche und durchaus ausgeartete, behauptet, daß das Evangelium nicht rein in ihr gelehrt werde, daß man nach demſelben eine andere Kirche aufbauen müſſe. Aber er führt ſeinen eigenen Grundſatz, daß das Evangelium Alles in Allem ſein müſſe, nicht mit Strenge und Feſtigkeit durch. Bald nimmt er in der katholiſchen Kirche geltende Lehren an, bald verwirft er ſie wieder. Man könnte von ihm ſagen, daß er ſeltſam in der Mitte zwiſchen Katholicismus und Proteſtantismus ſtehen geblieben. Indeſſen breitet ſich ſeine Lehre mächtig in dem böhmiſchen Reiche aus, ganz beſonders aber in dem eigentlichen Böhmen. Denn das böhmiſche Reich beſteht damals aus vier Theilen, Böhmen, Mähren, Schleſien und die Lauſitz.

König Wenzel aber verfährt gegen Johannes Huß und ſeine ſich immer mehrenden Anhänger wie Richard II. Er erklärt ſich nicht offen für ſie, da er es nicht ohne Gefahr kann, aber er verfolgt ſie auch nicht. Und das iſt das Beſte, was für eine Reformation gethan werden kann, ſie nur nicht zu verfolgen. Denn die evangeliſche Lehre übte eine ſolche Kraft auf die Gemüther der Menſchen, daß ſie ſich ſchon ſelbſt aufhalf, ward ſie nur nicht verfolgt. Dieſesmal nun ſchienen die Menſchen

raſcher und entſchloſſener auftreten zu wollen. Sie errichteten ſchon eine neue Kirche in Böhmen. Die römiſche aber ward ungemein beſorgt. Sie ſelbſt fühlte, daß die alten Gewaltmittel ihr nicht mehr in dem früheren Maße zu Gebote ſtänden. Denn es war die Verſtimmung der Menſchen über die römiſche Kirche immer größer und größer geworden. Alſo nahm ſie zuerſt ihre Zuflucht zu anderen Mitteln. Johannes Huß ward auf die Synode von Koſtnitz geladen. Es ward ihm geſagt, daß er mit ſeiner Lehre dort gehört, dieſe frei unterſucht werden ſollte. Huß ging und die Böhmen ließen ihn gehen, weil ſie glaubten, es ſolle wirklich eine freie Unterſuchung Statt finden. Die Synode zu Koſtnitz aber ließ ihn, unüberführt und unüberwieſen, als Ketzer verbrennen. Nun braußte ein ungeheurer Sturm in Böhmen auf. Die Synode und Pabſt Martin V. begriffen, daß ſie ſich geirrt, daß die ſogenannte Ketzerei mit Hußens Tode keinesweges unterdrückt, gerade durch denſelben erſt recht emporflamme. Alſo ließen ſie das Kreuz gegen die Böhmen predigen. Aber die Sachen gingen anders, als ſie bei dem Kreuzzuge gegen die Albigenſer gegangen. Die Böhmen ſiegten, wo ihnen die Kreuzheere entgegen traten.

Nur ein einziger Umſtand bot der römiſchen Kirche noch Rettung. Die Anhänger des Johannes Huß waren, weil deſſen eigene Lehre ſchwankend und unbeſtimmt, in zwei Parteien auseinandergefallen. Die einen wurden die Kelchner oder die Utraquiſten genannt, die andern die Taboriten. Die Utraquiſten waren der römiſchen Kirche noch ziemlich nahe ſtehen geblieben. Sie wollten eigentlich noch keine andere Kirche; ſie begehrten nur, daß die römiſche ſich in ſich ſelbſt reformire. Die Taboriten aber verwarfen dieſe römiſche Kirche ganz. Wenn ſie von den Kreuzheeren angegriffen wurden, vereinigten ſich beide Parteien, ſonſt lagen ſie in oft blutigem Zwiſte gegen einander. Als das

Pabſtthum und die römiſche Kirche ſah, daß die Böhmen mit Waffengewalt nicht niederzuſchlagen wären, ſöhnte ſie ſich mit den Utraquiſten aus, bewilligte denſelben den Kelch im Abendmale, und verſprach, daß in der Kirche ſelbſt eine Reformation vorgenommen werden ſollte, um welches Verſprechen ſie getäuſcht worden ſind. Dafür erkannten die Utraquiſten die Autorität der römiſchen Kirche wieder an. Auf die Taboriten aber fielen nun Katholiſche und Utraquiſten gemeinſchaftlich und ein großer Theil von ihnen ging zu Grunde. Ihre Trümmer und Reſte bildeten ſich in die ſogenannte Brüder-Gemeine zuſammen.

Alſo war auch der dritte und bedeutendſte Verſuch, zu einer evangeliſchen Reformation der Kirche zu kommen, geſcheitert. Aber ſie konnte nicht lange mehr ausbleiben. Es wäre Alles zu Grunde gegangen, wenn ſie ausgeblieben. Beſonders die germaniſchen Völker wurden von dem römiſchen Katholicismus nicht mehr befriedigt. Die Bildung der Menſchen war geſtiegen, die Widerſprüche zwiſchen dem herrſchenden Glauben und dem Inhalt der Schrift wurden beſtimmter und allgemeiner gefühlt. Es geſchah auch etwas Großes, bald nachdem die böhmiſche Reformation rückgängig gemacht worden. Die Preſſe ward erfunden. Dadurch geſtalteten ſich die Verhältniſſe um. Es war nun nicht mehr nöthig, den neuen Glauben mühſam von Munde zu tragen. Schnell, wie der Blitz, konnte er ſich nun durch das gedruckte Buch von einem Ende Europa's zu dem andern verbreiten. Damit ging dem Pabſtthume und der römiſchen Kirche der große Vortheil verloren, in deſſen Beſitz es bis jetzo gelungen, alle Verſuche zu einer evangeliſchen Reformation im Keime zu erſticken, weil nur langſam eine Minderzahl, niemals ſchnell eine Mehrzahl in irgend einem Theile Europa's für den neuen Glauben hatte gewonnen werden können.

Erſtes Buch.

Die vorbereitenden Ereigniſſe. Die Reformation und der Kampf Europa's für und wider ſie bis zum Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts.

Erſtes Kapitel.

Die Ereigniſſe, welche geſchildert werden ſollen, jener furchtbare Krieg der dreißig Jahre, an den die trübe Erinnerung nie vergehen kann, ſo lange der deutſche Name beſtehen wird, in dem die freundliche Heldengeſtalt Guſtav Adolfs, des ritterlichen Königs von Schweden, erſcheint, hangen in ihren Gründen und Veranlaſſungen auf das innigſte zuſammen mit einer Kette früherer Begebenheiten und Ereigniſſe, die länger als ein Jahrhundert vorher anheben. Jene ſind auch in ihrem Gange, in ihrer ganzen Art und Weiſe abhängig von denen, die früher eingetreten. Darum iſt nothwendig zuerſt den Blick auf dieſe zu richten, da ohne ihre genauere Kenntniß jene nicht hinlänglich verſtanden und begriffen werden können. Es iſt eine allgemeine Bewegung, welche die Hälfte Europa's erſchüttert, ein Kampf des Geiſtes und der Waffen, der viele Länder durchbraußt, um den Ströme von Blut und Flüſſe von Thränen rinnen, in dem viele Opfer fallen und welcher, nachdem ſich andere in ihm ſchon abgeblutet und abgerungen, auch

Deutſchland erfaßt. Als der Kampf auch auf deutſchen Boden verſetzt iſt, handelt es ſich zwar zunächſt allerdings um deutſche Intereſſen und um deutſche Angelegenheiten, aber zugleich auch um allgemeine. In Deutſchland war der Proteſtantismus entſtanden, Deutſchland war ſeine Mutter. Kaum hätte die Reformation anderwärts dauren können, wenn ſie in Deutſchland vernichtet worden wäre. Hier vernichtet, würde ſie auch anderwärts wieder vertrocknet ſein, wie die verſuchten Reformationen der Waldenſer, des Johannes Wicliffe, des Johannes Huß, in ihrem Heimathboden überwältiget und niedergeſchlagen, wieder vertrocknet waren. Und nicht allein in religiös-kirchlicher Beziehung war der Kampf und ſein Ausgang von einer unermeßlichen Wichtigkeit, er war es auch in politiſcher. Jedesfalls iſt er ein Theil, ein Stück einer großen, allgemeinen Bewegung. Der Theil der Bewegung, welcher furchtbar, faſt zermalmend auf die Deutſchen trift.

Unter ſehr denkwürdigen Verhältniſſen war zuerſt die lutheriſche Reformation in das Leben getreten. Wenn man dieſe Verhältniſſe, von denen ein großer Theil auch noch in dem Gange der Ereigniſſe des dreißigjährigen Krieges fortlebt und fortwirkt, mit Aufmerkſamkeit betrachtet, ſo muß man ſich überzeugen, daß in ihrer Zuſammenſtellung bei der höchſten Macht und der höchſten Weisheit, durch welche die menſchlichen Dinge nach einem uns unerklärbaren Warum geleitet und geführt werden, eine Berechnung Statt gefunden hat. Die Reformation ſoll ſich zwar in Deutſchland feſtſtellen, von Deutſchland aus über die Welt kommen, doch ſoll ſie nicht ganz Deutſchland erobern, ſelbſt wenn ſich faſt alle Herzen werden zu ihr neigen. Darum iſt auf der einen Seite die Gunſt der Verhältniſſe für ſie, auf der andern wider ſie geſtellt, noch ehe ſie ſelbſt beginnt.

So iſt das deutſche Reich, ihr erſter Grund und Boden, auf der einen Seite günſtig, auf der anderen ungünſtig für die Reformation organiſirt. Als eine Gunſt für ſie muß es, den Fall angenommen, daß Kaiſer und Reich ſich gegen ſie erklären ſollten, angeſehen werden, daß die Glieder des Reiches ſich von beiden, und beſonders von dem erſtern, ſchon in faſt vollſtändiger Unabhängigkeit befinden. Das Zweite, das Reich, wird dargeſtellt von dem Reichstage, auf dem die Fürſten, Grafen und Städte erſcheinen. Die Gewalt deſſelben iſt eigentlich größer als die Gewalt des Kaiſers, der im Ganzen und Großen nur die Befugniß beſitzt, auszuführen, was von den Reichstagen beſchloſſen worden. Es iſt etwas Schweres, wenn es auf einem ſolchen Reichstage zu einem Beſchluſſe kommen ſoll, noch ſchwerer den gefaßten Beſchluß in den Fürſtenländern und den Städten auszuführen, wenn Stände, auf dem Reichstage etwa überſtimmt, nicht ſelbſt wollen, daß er ausgeführt werde. Die Fürſten und Städte bilden den Reichstag ſelbſt und haben dadurch die Angelegenheiten in den Händen. Sollte nun auch eine Minderzahl von einer Mehrzahl überſtimmt werden, es hat immer nicht viel zu bedeuten; Mittel und Wege giebt es dagegen noch, welche von der ganzen höchſt verworrenen Art und Weiſe des Reiches dargeboten werden.

Auf der andern Seite ſind aber ebendieſelben Reichsverhältniſſe ſchon im Voraus eine große Ungunſt für die Reformation. Nirgends als in dem deutſchen Reiche iſt es geſchehen, daß die Erzbiſchöfe, Biſchöfe und ein Theil der Aebte in dem Laufe der Jahrhunderte zu ſo bedeutender Macht emporgekommen. Sie gehören mit zu den Fürſten des Reiches, ſie haben ihre Landgebiete wie die weltlichen Herren, ſie nehmen an der ganzen Unabhängigkeit derſelben Theil, ſie haben mit Sitz und Stimme auf den Reichstagen. Seit dem Anfange

des fünfzehnten Jahrhunderts iſt es ziemlich Regel geworden daß die biſchöflichen Stellen, die zugleich fürſtliche Macht auf Lebenszeit ſind, an die jüngern Söhne der weltlich fürſtlichen Häuſer gegeben werden. Die ganze ſeltſame und unnatürliche Verbindung des biſchöflichen Amtes mit fürſtlicher Macht iſt in Deutſchland allmälig mit dem römiſchen Katholicismus zugleich emporgekommen und beruhet zum Theil mit auf der Anſicht deſſelben, daß die Kirche eine Macht ſei und ſein müſſe. Welcher Biſchof die römiſche Kirche verlaſſen und die Reformation annehmen würde, der ſpräche damit zugleich auch ſelbſt ein Verdammungsurtheil über dieſe Verbindung der prieſterlichen und der fürſtlichen Würde, die in und mit dem Katholicismus geworden, nur nach katholiſchen Grundſätzen gerechtfertiget werden kann, aus. Alle Biſchöfe, alle geiſtliche Fürſten Deutſchlands waren alſo ſchon durch ein ſehr bedeutendes weltliches Intereſſe an den Katholicismus geheftet. Ihn verlaſſen und die Reformation annehmen, die nur lehrende und dienende Prediger, aber keine Prieſter-Fürſten kennen wollte, hieß das größte und ſchwerſte Opfer bringen. Die Anhänger der Reformation haben vergebens verſucht, die geiſtlichen Fürſten dadurch zu ſich herüberzuziehen, daß ſie ihnen empfahlen, ihre geiſtlich-katholiſche Würde aufzugeben und die weltlich-fürſtliche zu behalten. Sie ließen ſich nicht herüberziehen, ſchon weil ſie fühlten, daß die weltlich-fürſtliche Würde jeder feſten und rechtlichen Unterlage entbehre, ſo wie ſie von der geiſtlich-katholiſchen getrennt ward. Auf die Fürſten aber kam nun bei der Reformation in dem deutſchen Reiche das Meiſte an. Wohin ſie gingen, dahin mußten die Menſchen im Reiche mit ihnen gehen. Es war nun ein großer Nachtheil für die Reformation, daß ein ſehr guter Theil der Fürſten durch die ganze Art und Weiſe ſchon ſeiner fürſtlichen Stellung faſt ge-

nöthiget war, bei dem Katholicismus zu bleiben. Es war die größte Ungunſt der Verhältniſſe, welche die Reformation erfahren konnte.

Andere Verhältniſſe und Umſtände aber waren wiederum ſehr günſtig. Es iſt mit Beſtimmtheit anzunehmen, daß auch am Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts, obwohl das römiſche Kirchenthum ſeine alte Kraft nicht mehr beſaß, wie ſich im Kampfe gegen die Huſſiten erwieſen, obwohl die Bildung der Menſchen geſtiegen, die Preſſe erfunden worden, die Unzufriedenheit und der Jammer über die beſtehende Kirche ſich gemehrt, die deutſche Reformation doch noch würde überwältiget worden ſein, wie die früheren überwältiget worden waren, wenn ihr nicht eine ganz ſeltſame, verworrene und verwickelte Lage der Welt-Zuſtände zu Hülfe gekommen.

Das Reich der Deutſchen, mit ihm ganz Europa, war im Oſten von einem neuen und furchtbaren Feinde bedroht, von den Türken, die ſich ſelbſt Osmanli nennen. Das Reich des Groß-Türken in Konſtantinopel ſtand eben am Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts in ſeiner größten Blüthe, Kraft und Furchtbarkeit. Dieſe währt nur ſo lange, bis die Reformation ſich feſtgeſtellt hat und ſich erhalten kann durch ſich ſelbſt. Dann, gegen den Ausgang des Jahrhunderts, fängt der Türken Macht an wieder zu ſinken, bis ſie zu unſern Tagen faſt auf ein Nichts zuſammengeſchrumpft. Im Laufe des ſechszehnten Jahrhunderts aber, beſonders in deſſen erſter Hälfte, müſſen die Türken, ohne es zu wiſſen, zu wollen und zu beabſichtigen, mehr als einmal die Reformation vom Rande des Unterganges erretten. Die Anhänger der Reformation wiſſen es auch nicht, daß ſie von dieſer Seite errettet werden, am allerwenigſten aber wollen ſie von dieſer her gerettet ſein. Sie ſind ſtets die heftigſten und thätigſten Feinde der Türken. Aber

Gott iſt es, der die Dinge der Welt zuſammenſtellt nach ſeinem Willen und nach ſeinen Abſichten. Das ſchwache Geſchlecht der Menſchen mit ſeinen Anſichten, Meinungen, Gedanken und Hoffnungen wird nicht darum befragt, wie die Dinge der Welt gehen und laufen ſollen.

Wie aber haben dieſe Türken ſogar die Rettung der Reformation werden müſſen. Sie werden es indem ſie gleich einem böſen Ungewitter dem ganzen chriſtlichen Europa entgegenſtehen, die Gefahr des Unterganges allen beiden, den Katholiſchen und den Evangeliſchen, drohen. Dadurch wird das Schwert der Katholiſchen, welches ſonſt ſicher gegen die Evangeliſchen würde gehoben worden ſein, mehr als einmal in der Scheide gehalten. Der Kaiſer, der Pabſt, die ganze katholiſche Partei, die ſo gern die Reformation gewaltſam vernichten möchte, ſie alle müſſen ſich oftmals gar ſehr bedenken, ob ſie gerade jetzt zu den Waffen gegen die Evangeliſchen greifen dürften. Denn wenn nun die Türken mitten in den Streit hineinfahren, können ſie dann nicht wohl beiden, den Angreifenden und den Angegriffenen, den Untergang bereiten! So ſtanden die Osmanli in der Welt da, noch ehe die Reformation in Deutſchland hervortrat. Ihr Sultan war im Jahre 1512 Selim I. geworden. Einen Augenblick hatten unter der Herrſchaft deſſelben die Chriſten Ruhe, denn er wendete ſeine Waffen rückwärts in das Morgenland hinein. Dort brachen die Osmanli das Reich der Mamluchen 1517 zuſammen und ſteigerten ihre Macht durch den Gewinn von Syrien und Aegypten. Unter dem Sohne und Nachfolger Selim's I. Suleiman dem Großen, ſeit 1520, wendeten ſie ſich wieder gegen das Abendland. Zwiſchen dem Reiche der Deutſchen und den Türken lag zwar noch ein mächtiger Staat, aber er konnte kaum als eine Vormauer angeſehen werden. Dieſer Staat

war Ungarn, womit auch das böhmiſche Reich damals vereiniget war. Aber wild und ordnungslos ſah es in Ungarn aus. Der mächtige Adel gehorchte den Königen nicht mehr, jeder that nur, was er wollte, jeder dachte nur an ſich. Schwäche, Spaltung und Verwirrung ließen die Ungarn unter ſich ſelbſt im Angeſichte der Gefahr des Unterganges durch die Türken walten. So einheimiſch war die Zwietracht bei den Ungarn, daß von ihnen geſagt werden konnte: nur in dem Stücke wären ſie einträchtig immer zwieträchtig ſein zu wollen.

Iſt vom Oſten her, noch ehe die Reformation hervortritt, ſchon für ſie geſorgt, daß ſie nicht ſo leicht wird niedergeworfen werden können, ſo bildet ſich im Weſten zu derſelben Zeit ein anderes Verhältniß, welches ihr eben ſo ſehr, ja noch mehr durchhelfen ſoll wider die Stürme der Welt, wider die feindlichen Geſinnungen und die feindlichen Kräfte, welche ſich wider ſie ſtellen werden. Es bildet ſich am Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts eine ungeheuere Monarchie, wie ſie ſeit dem Untergange des Römer-Reiches in Europa nicht beſtanden, allmälig zuſammen für den jungen Karl, den nachmaligen Kaiſer Karl V., der auch der Stammvater der Kaiſer der Deutſchen iſt, die eine Hauptrolle in der Geſchichte des dreißigjährigen Krieges ſpielen werden. Von ſeinem Vater, König Philipp I. hat er 1506 geerbt das Königreich Kaſtilien auf der pyrenäiſchen Halbinſel und die niederländiſchen Provinzen. Von ſeinem Großvater mütterlicher Seite, König Ferdinand von Aragonien, hat er 1516 geerbt die Reiche von Aragonien, Navarra, Neapel, Sicilien und Sardinien. Es ſtehet ihm noch eine dritte große Erbſchaft bevor. Wenn ſein Großvater väterlicher Seite, Kaiſer Maximilian I. ſterben wird, erbt er von dieſem noch die Beſitzungen des deutſchen Hauſes Habsburg, Oeſtreich, Steiermark, Kärnthen, Krain, Tirol, Iſtrien und viele

Gebiete in Schwaben, alſo daß er wieder unter den deutſchen Fürſten der bei weitem mächtigſte ſein, die deutſche Kaiſerkrone ihm kaum wird ſtreitig gemacht werden können. Dieſe Erbſchaft tritt nun auch für ihn ein, dieſe Hoffnung erfüllt ſich auch, doch erſt nachdem die Reformation in Deutſchland ſchon leiſe begonnen hat.

Wie kann nun wieder die Bildung eines ſo großen Staates, einer ſo ungeheueren Monarchie, die an allen Orten und Enden Europa's angebaut iſt, ein Mittel dazu werden, daß die Reformation durchkommen, daß ſie emporkommen kann! Sollte nicht gerade das Gegentheil befürchtet werden müſſen. Karl ſelbſt bleibt katholiſch und der größere, der viel größere Theil der Menſchen in ſeinen Reichen bleibt ebenfalls, denn ſie ſind Romanen, katholiſch. Iſt da nicht eine große katholiſche Macht da, welche, dem Stuhle zu Rom gehorſam, die Reformation alsbald wieder unterdrücken kann! Ein Mittel für die Reformation wird jene große Monarchie indeſſen doch, aber freilich nicht ſowohl an und durch ſich ſelbſt, als vielmehr durch einen Umſtand, der in ihrer Begleitung kommt, der aber doch auch mit ihr ſelbſt in einem ſehr innigen Zuſammenhange ſteht. Im Gefühle der großen Macht, welche die Gunſt des Schickſals in ſeine Arme wirft, ſtrebt Karl nach Menſchenweiſe nach noch höheren, nach noch größeren Dingen. Das unermeßliche Reich, das er gewinnt, iſt ihm nicht genug. Er will es noch weiter ausbreiten, beſonders über die Länder und Völker der Romanen. Dadurch bringt er eine Spaltung gerade in die Theile und die Reiche Europa's, welche, nachdem die Reformation erſchienen, katholiſch bleiben. Dadurch ſchwächt, entkräftet, hemmt er die Macht des geſammten Katholicismus. Er ſelbſt ein heftiger Gegner und Feind der Reformation arbeitet doch bewußtlos, ohne das eben zu wollen, das eben zu

wünſchen, für ſie. Dadurch arbeitet er für ſie, daß er durch ſeine ehrgeizigen Entwürfe, die er um der Reformation willen doch auch nicht will fallen laſſen, Spaltung und Zwietracht in die katholiſche Welt hineinbringt. An den Entwürfen und Gedanken eines einzigen Mannes, dieſes nachmaligen Kaiſers Karl's V., hing unermeßlich viel für die Möglichkeit der Reformation in Deutſchland. Wären ſie anders geweſen, als ſie waren, ſo hätten die Verhältniſſe, welche ſich im Oſten Europa's geſtalteten, allein der Reformation nicht durchhelfen können. Und ſie hätten, dieſe Entwürfe und Gedanken, wieder nicht ſein können, wie ſie waren, hätte das Schickſal Karln nicht zum Erben ſo großer Macht und ſo großer Gewalt gemacht.

So mußten die Verhältniſſe, die Ereigniſſe und die Zuſtände ſich auf eine beinahe wunderbare Art zuſammenbilden, damit unter ihnen die Reformation eine Möglichkeit werden konnte. Nachdem ſie geworden, faulen und brechen die Dinge, welche für ſie kommen mußten, allmälig wieder zuſammen, auf der einen Seite die furchtbare Größe der Osmanli, auf der anderen Seite die Macht, auf welche Kaiſer Karl V. ſein Haus und ſein Geſchlecht geſtellt.

Indeſſen war die große Monarchie Karl's noch nicht vollſtändig gebildet, die letzte Erbſchaft noch nicht gemacht worden, Kaiſer Maximilian I. lebte noch, als Luther ſich 1517 gegen den Ablaß erhob, den abermals Pabſt Leo X., der ſeit 1513 in Rom auf dem apoſtoliſchen Stuhle ſaß, allerwärts verkünden ließ. Vollſtändig kannte Luther das evangeliſche Chriſtenthum ſelbſt noch nicht, als er dieſen Streit begann. Er hatte dazu, in der Weiſe der Gelehrten damaliger Zeit, noch zu wenig in der Schrift geforſcht. Alſo konnte es auch ſeine Abſicht gar nicht ſein, eine andere Kirche, als die römiſche war,

aufzubauen. Nun war aber die Lehre von der Macht, dieſen Ablaß zu ertheilen, in Rom ganz beſonders lieb und werth, denn ſie brachte ſtarke Geldſummen ein. Man bemerkt, daß daſelbſt ſtets das, was die weltlichen Intereſſen verletzt, als die ärgſte Ketzerei angeſehen wird. Luther ward angegriffen mit Schriften, die eifrige Freunde des römiſchen Kirchenthums verfaßten, er ward angegriffen mit Ladungen nach Rom, mit Bannflüchen. Gegen die erſtern mußte er ſich ſelbſt vertheidigen. In ſeine Seele war der ſo einfache und natürliche Gedanke gekommen, daß der Grund alles Glaubens der Chriſten, die Rechtfertigung aller Bräuche und Weiſen der Chriſten in der heiligen Schrift ruhen müſſe. Genöthiget die Schrift eifrig zu treiben, um den ſittenverderbenden Ablaß zu bekämpfen, fand er, daß das Pabſtthum ſelbſt, eine große Menge von Lehren, Meinungen und Bräuchen in derſelben gar keinen Grund und Boden hätten. Alle ſeine Entdeckungen theilte er der Welt durch ſeine Schriften mit. Es war dabei von großer Wichtigkeit, daß er ſie meiſt in deutſcher Sprache ſchrieb. Bis jetzt hatten die Gelehrten faſt nur lateiniſch über ſolche Dinge geſprochen und geſchrieben, die doch alle betrafen. Die Preſſe verbreitete dieſe Schriften mit reißender Schnelle über Deutſchland. Schon im Jahre 1520 hatten Luthers Ideen Klarheit und Vollſtändigkeit gewonnen. Die römiſche Kirche war die rechte nicht. Doch war auch der Gedanke einer Trennung noch nicht vollkommen vor ſeiner Seele. Als der Pabſt ihn bannte, appellirte er an eine allgemeine Synode. Er betrachtete ſich noch als in der Kirche ſtehend, aber dieſe Kirche ſelbſt ſollte ſich reformiren.

Gegen die Citationen, gegen die Bannſprüche ſchützte Luthern Vieles. Sein Landesfürſt, Friedrich der Weiſe, Kurfürſt von Sachſen, ſchützte ihn, nicht offen gerade und un=

zweideutig, aber er lieferte ihn nicht nach Rom aus, er begehrte, daß man Luther in Deutſchland, nicht in Rom verhören, daß man ihn überführen, daß man es ihm beweiſen ſolle, was er lehre, ſei Ketzerei. Es ſchützte ihn der ungeheuere Beifall, den er bei der deutſchen Nation fand. Kaum daß hier und dort die päbſtlichen Bannbullen gegen ihn auch nur bekannt gemacht wurden. Selbſt die, welche nachmals, als eine beſtimmte Trennung hervortrat, katholiſch blieben, waren von der Nothwendigkeit einer Reformation der Kirche überzeugt. Luther hatte das Langerſehnte angeregt. Die deutſche Nation und ihre Fürſten, mit Ausnahme der geiſtlichen, ſchienen von einem großen Zuge erfaßt zu ſein. Und hätte Deutſchland ſich frei und ſelbſtſtändig bewegen können, wären die Einflüſſe und Einwirkungen von außen her nicht gekommen, es iſt wohl keine Frage, die Reformation würde keine Spaltung gebracht haben. In wenigen Jahrzehnten wäre die Reformation von allen Deutſchen angenommen worden. Aber die Lage der Dinge war ſo, daß Deutſchland dieſen fremden Einflüſſen nicht entgehen konnte.

Unterdeſſen war nun Kaiſer Maximilian I. 1519 geſtorben, und die öſtreichiſch-deutſchen Lande auch noch auf den jungen Karl von Spanien vererbt worden. Die deutſchen Fürſten glaubten nun gerade dieſen Karl auch noch zum Kaiſer wählen zu müſſen. Er war der mächtigſte Fürſt Europa's, er allein ſchien Deutſchland gegen die Türken ſchützen zu können. Gegen die Türken kräftig aufzutreten, dazu hatte auch Karl ſelbſt die dringendſten Veranlaſſungen. Es waren ſeine Beſitzungen in Deutſchland, die von den Türken zuerſt bedroht, es waren ſeine italieniſchen und ſpaniſchen Küſtengebiete, die von den Flotten dieſer Türken ebenfalls bedroht waren. Nun geben ſich die Deutſchen in dem jungen Karl ein Haupt, wel-

ches für die Reformation keine Geſinnung hatte, ſie auch ſeiner ganzen Stellung nach, wenn er ſie für ſich, für ſeine Perſon in ſeiner innern Ueberzeugung gehabt, wieder hätte unterdrücken müſſen. Karl's Hauptmacht lag in Spanien und Italien, bei den Romanen, zu denen die Reformation faſt gar nicht kam. Er hätte ſeine Throne zuſammengebrochen, wenn er ſich in Spaltung mit dem Katholicismus geſetzt. Aber Karl war und blieb, wie die Seinen. Wo er es vermochte, wo er unmittelbarer Herr war, wie in ſeinen Niederlanden, hat er die Reformation auf das blutigſte verfolgt.

Alſo aus Gründen, die ganz außerhalb der Reformation liegen, haben ſich die Deutſchen ein Haupt gegeben, einen Kaiſer, der für die Einigung Deutſchlands in einer neuen, nichtrömiſchen Kirche nicht arbeiten kann und wird. Zwei Dinge müſſen dabei noch als ein großes Glück für die Reformation angeſehen werden. Zuerſt, es kommt der junge Kaiſer im Jahre 1520 nach Deutſchland mit den Gedanken, deren bereits gedacht worden. Weiter ſoll die Herrſchaft ausgebreitet werden und beſonders auf Frankreich hat er ſein Auge gerichtet. Nicht allein will er die Franzoſen aus Italien vertreiben, wo ſie jüngſt das Herzogthum Mailand erobert, auch den franzöſiſchen Staat ſelbſt will er zerſtören. Schon beſitzt der Kaiſer den bei weitem größten Theil der pyrenäiſchen Halbinſel und die Hälfte Italiens. Kann er noch Frankreich gewinnen und die Reſte Italiens, ſo ſind alle romaniſche Völker unter ſeiner Herrſchaft vereinigt. Mit den Gedanken gegen Frankreich iſt ſeine ganze Seele beſchäftiget und bald wird er den Kampf beginnen. Aber er wird ſich damit in etwas hineinſtürzen, was ihm lange und oftmals die Hände gegen die Reformation binden wird. Denn Franz I., König von Frankreich, hatte die Gedanken und Entwürfe Karl's wohl bemerkt. Sie verriethen

ſich um die Zeit, da der junge Kaiſer nach Deutſchland kam, auf das deutlichſte. Daher rüſtete König Franz I. mit den größten Anſtrengungen, um dem Gegner kräftig begegnen zu können. Es bedurfte ſolcher Anſtrengungen, denn die ganze Lage Frankreichs war ungemein ſchwierig. Größer als die franzöſiſche war des Kaiſers Macht, von drei Seiten Frankreich von unmittelbarem oder mittelbarem Gebiet des Kaiſers umgeben. An den Pyrenäen und in den Niederlanden war das unmittelbare, das Reich der Deutſchen bildete das mittelbare.

Seltſamerweiſe müſſen ſich hier die Weltverhältniſſe wieder zu Gunſten der Reformation in Deutſchland ſtellen. Kaiſer Karl V. und König Franz I., beide ſind gleich eifrige Feinde der Reformation. Und doch arbeiten beide gewiſſermaßen für ſie. Karl V., indem er Frankreich, die zweite katholiſche Hauptmacht Europa's, mit dem Untergange bedroht und dadurch die Kraft des Katholicismus überhaupt in ſich ſelbſt bricht. Franz I. indem er, von dem Kaiſer ſo lebhaft bedroht, die Reformation in Deutſchland ſchützen zu müſſen glaubt, weil der Kaiſer und ſie ſich feind ſind, dieſer Kaiſer auch ſein Feind iſt. Deshalb beſchützt er ſie in Deutſchland, während ſie in Frankreich auf das heftigſte von ihm verfolgt wird.

Wie nun der junge Kaiſer, den Luther durch ein Schreiben vergebens für die Reformation zu gewinnen geſucht, mit dem Gedanken an Eroberung und Krieg nach Deutſchland kam, da war dieſe Reformation glücklicherweiſe erſt in ihren erſten Anfängen. Sie war zwar ausgeſprochen in ihren Grundzügen, aber ſie war noch keine Thatſache. Eine förmliche Trennung von dem römiſchen Kirchenthume war noch nirgends da. Wäre die Reformation ſchon jetzo dahin gediehen geweſen, der Kaiſer würde den Aufforderungen des Pabſtes, gewaltſam einzuſchrei=

ten, gewiß Genüge geleiſtet haben. Nachmals hat er, der ſtreng-katholiſche Fürſt, es bitter bereut, daß er es nicht gethan. Wie aber die Sachen jetzo ſtehen, hält er ſie nicht für bedeutend genug, um ſich deshalb lange in Deutſchland aufzuhalten, was doch wohl nöthig werden würde, und ſeine anderen Entwürfe aufzuſchieben. Um aber doch etwas zu thun, lud er Luther vor den Reichstag zu Worms 1521 und gebot ihm, ſeine Lehre zu widerrufen. Luther begehrt wie immer aus der Schrift widerlegt zu werden, weigert ſich eines anderen Widerrufes. Immer erſcheint der Mann mit der größten Feſtigkeit, aber auch mit dem größten Vertrauen zu Gott. Seine Sache, iſt er überzeugt, iſt nicht von ihm, ſie iſt von Gott. Das wird daran erkannt werden, daß ſie beſtehen wird wider des Kaiſers Macht und wider die Macht der ganzen Welt. Der Kaiſer thut Luther ſammt allen ſeinen Anhängern, Gönnern und Freunden in die Acht des Reiches, verdammt ſeine Schriften zum Feuer und ordnet eine ſtrenge Cenſur an. Luther verſchwindet nach dieſem Vorgange für kurze Zeit auf die Wartburg in Thüringen. Nach neuerlich aufgefundenen Schriften wird es wahrſcheinlich, daß es nicht der Kurfürſt Friedrich der Weiſe von Sachſen ſelbſt, ſondern ſein Bruder und Nachfolger, Johann der Beſtändige, geweſen, der ihn dorthin in Sicherheit bringen ließ.

Kaiſer Karl V. aber meinte nun Alles gethan zu haben, was zur Unterdrückung dieſer Regung gegen die römiſche Kirche nothwendig ſei. Nur wenige Monate weilte er in Deutſchland, begab ſich zuerſt in ſeine Niederlande, dann 1522 nach Spanien. Der Kaiſer übergab, erſt nur zur Verwaltung, dann aber als Erbe und Eigenthum ſeinem jüngern Bruder Ferdinand die ſämmtlichen deutſchen Lande. Hierdurch iſt geſchehen, daß das mächtige Haus, das der Kaiſer gegründet, in zwei Linien, eine ſpaniſche und eine deutſche auseinanderge-

gangen. Sie werden in dieſen Geſchichten neben einander erſcheinen, doch die deutſche Linie mehr als die ſpaniſche. Erſt im Jahre 1530 wird der Kaiſer nach Deutſchland zurückkehren. Bis dahin iſt er unabläſſig mit ſeinen anderen Angelegenheiten beſchäftiget, ſeine Macht beſchäftiget anderwärts. Er kann, wie gern er es auch thäte, gegen die Reformation nichts weiter thun, als drohende Worte hören laſſen, durch welche ſie ſich in ihrem Laufe nicht ſtören läßt. Wenn der Kaiſer in jene anderen Dinge ſich nicht eingelaſſen, wenn er ſich nicht durch ſie die Hände gebunden, wenn er in Deutſchland geblieben, die Reformation würde nicht vor ihm aufgekommen ſein. Aber es mußte ſich Alles ſo ſeltſam fügen, weil es ſein ſollte.

Bis der Kaiſer wiederkehrte, blieb ſich das Reich und die Nation ſelbſt überlaſſen. In ihr ſelbſt mußte ſich entſcheiden, ob ſie einig oder zwieſpältig im Glauben und der Kirche werden würde. Es iſt wohl gewiß, daß keine Spaltung würde eingetreten ſein, wenn Luther mit ſeiner Reformation ſtehen geblieben bei dem Ablaß, bei dem Pabſtthume, bei den hauptſächlichſten im Aeußern hervortretenden Gebrechen der Kirche. Aber Luther konnte das nicht; es trieb ihn mit unaufhaltſamer Gewalt die volle und unbedingte Wahrheit, die er gefunden, zu verkünden. Rückſichten auf die Verhältniſſe, auf die Zeit, kannte er wenig. Es gab ihm nur Eines, das Gebot Gottes und die Schrift. Die Summe ſeines Wollens und ſeines Strebens war, die alte, lateiniſche Kirche, wie ſie in den erſten Jahrhunderten geweſen, zurückzuführen. Dabei wollte er in ſo weit den Verhältniſſen und der Zeit wie der Menſchenweiſe nachgeben, daß er nichts antaſte, was nicht in geradem und offenem Widerſpruch mit der Schrift ſtehe. Dadurch unterſcheidet ſich nun auch die lutheriſche Reformation von einer anderen, die auch auf deutſchem Boden gleich-

zeitig emporgekommen und von welcher nachmals wird geſprochen werden, von der Reformation Zwingli's. Denn es wollte dieſe nichts in dem Glauben und der Kirche dulden, was nicht ausdrücklich durch die Schrift zu erweiſen. Durch dieſe Verſchiedenheit iſt es gekommen, daß ſich die Reformation Zwingli's in einigen Stücken noch weiter von dem Katholicismus entfernt als die Reformation Luthers.

Indeſſen auch noch indem dieſe Reformation Luthers war, wie ſie war, würde ſie zu einer ſo großen, bedeutenden und umfaſſenden Spaltung, wie es geſchehen, nicht geführt haben, es wären wenigſtens die Gegner der Reformation, wie anderwärts bei den germaniſchen Völkern, zu einer kleinen Minderzahl heruntergeſunken, wenn nicht die katholiſche Kirche gerade in Deutſchland eine ſo eigenthümliche Geſtaltung gehabt, wenn Rom nicht geweſen, wenn Rom nicht gearbeitet. In den erſten Jahren der Abweſenheit des Kaiſers aus Deutſchland ſchien es zu keiner Trennung zu kommen.

Das Bedeutendere ſchien hier zuerſt zu ſein, daß die Mehrheit der Nation ſich für die Reformation erklärte. Indem dieſes geſchah, bildeten ſich zugleich die Keime einer neuen Welt. Die römiſche Kirche hatte auch in andern, nicht unmittelbar religiös-kirchlichen Dingen die Geiſter der Menſchen gefeſſelt. Das evangeliſche Chriſtenthum feſſelt und bindet nur an die Schrift und eben dadurch macht es den Menſchen frei. Die Ausbreitung aber fand allenthalben, unter allen Ständen Statt. Bis in die Mitte des Jahrhunderts iſt ſie faſt immer nur im Vorſchreiten begriffen. Ein Bericht aus dieſer Zeit meldet, daß etwa noch der zehnte Theil der Nation katholiſch ſein möchte. Indeſſen iſt doch dieſe Ausbreitung unter der Nation wirklich nicht das Bedeutendere. Das Bedeutendere wird ſein, wenn die, bei denen eigentlich die

Gewalt iſt, beſonders ſo lange der Kaiſer abweſend, die Für-ſten des Reiches ſich für die Reformation erklären werden. Iſt noch keiner, ſelbſt Kurfürſt Friedrich der Weiſe nicht, offen für ſie aufgetreten, ſo ſcheinen doch auch dieſe Fürſten ſich für ſie zu beſtimmen. Das Reichsregiment, das Kaiſer Karl V. hatte beſtellen müſſen, neigte ſich zur Reformation hin, der Reichstag von 1522 weigerte ſich auf die Forderung Pabſt Adrian VI., der 1521 auf Leo X. gefolgt, das Wormſer Edict gegen Luther in Vollziehung zu ſetzen und beſchloß, daß nichts in dem Reiche gelehrt werden ſollte als das reine und lautere Evangelium. Auf dem Reichstage von 1524 fand Pabſt Clemens VII., der unterdeſſen 1523 auf Adrian VI. gefolgt, kaum eine günſtigere Stimmung für ſich. Das heilige Evan-gelium und das Wort Gottes, lautete auch jetzt der Beſchluß, ſollte fortan allein geprediget werden. Man begehrte von dem Pabſte eine allgemeine Kirchenverſammlung, auf der eine wirk-liche und gründliche Reform der Kirche vorgenommen werde. Auch das Reich, die Gewalten des Reiches ſchienen ſich für eine Reformation der Kirche zu entſcheiden, die eine evange-liſche werden konnte, wenn ſie auch nicht genau ſo geworden, wie die nachmals ausgebildete lutheriſche.

Aber gerade in dieſem Momente begann ſich auch die Spal-tung zu geſtalten. Es waren doch viele gerade der bedeutend-ſten Fürſten eifrig römiſch-katholiſch geblieben, Ferdinand, der Bruder des Kaiſers, die Herzöge von Baiern, Georg, Herzog von Sachſen, Joachim I. von Brandenburg, Bogeslas X. von Pommern und andere. Ganz beſonders aber ſtanden die Erzbi-ſchöfe und Biſchöfe da, deren ganzes Sein und Weſen auf das engſte mit dem römiſchen Katholicismus zuſammenhing. Das hatte der Pabſt wohl begriffen; an ſie hielt er ſich zuerſt. Zwi-ſchen einer guten Anzahl von Biſchöfen, zu denen auch Ferdi-

nand und die Herzöge von Baiern traten, brachte er 1524 das Regensburger Bündniß zu Stande. Sie verpflichteten ſich, das Wormſer Edict in ihren Landen zu vollziehen, den alten Gottesdienſt und die alte Kirchenweiſe ungeändert aufrecht zu erhalten. Nicht einmal die deutſchen Biſchöfe, ſo ſcheint es, wären aufgetreten, wenn ſie nicht von dem Pabſt gedrängt und getrieben worden. Es war Rom, welches die Spaltung unter die Deutſchen warf. Nun begannen die Verfolgungen in den öſtreichiſchen und bairiſchen Landen beſonders mit größerer Heftigkeit als früher. Weniger vermochten die Biſchöfe in und mit ihren Städten.

Die lutheriſche Reformation trat nun auch je länger je mehr als eine beſtimmte äußere Geſtalt hervor. In dem Kurfürſtenthum Sachſen, wo Johann der Beſtändige 1525 auf Friedrich den Weiſen gefolgt, der Landgrafſchaft Heſſen, dem Herzogthum Lüneburg, der Markgrafſchaft Brandenburg-Anſpach war das, was die größern Fürſtenlande, in Nürnberg und Augsburg, was die größern Reichsſtädte anlangt, zuerſt der Fall. Das Widerſtreben ward größer, als die Reformation mit Allem, was ſie wollte, klar und beſtimmt hervorgetreten. Als die Meſſe nicht mehr gefeiert ward, das Cölibat und die Klöſter zuſammenbrachen, die Heiligenbilder verſchwanden, die guten Werke nichts mehr frommen ſollten, die biſchöfliche Gerichtsbarkeit verſchwand, kurz als die ganze Reformation mit Beſtimmtheit als eine andere Kirche hervortrat, da fühlten ſich doch nicht wenige Gemüther verletzt. Auch der Katholicismus, ſo leicht und bequem für den Menſchen, hatte noch ſeine innere Lebenskraft.

Und beſonders behielt er ſie bei den Fürſten. Auf dem Reichstage zu Augsburg 1524 ward zwar noch beſchloſſen, daß das Evangelium rein und lauter gepredigt werden ſollte.

Aber der Riß und der Bruch war da unter den Gliedern des Reiches ſelbſt. Unter den Gliedern des Reiches, unter den Fürſten deſſelben war er eigentlich nur, nicht oder doch weit weniger, in der Nation ſelbſt. Offenbar iſt dieſer Riß und dieſer Bruch herbeigeführt worden durch zwei Dinge. Zuerſt durch das Einwirken Roms, zweitens dadurch, daß die Reformation ſofort den ganzen Katholicismus angreift. Aber eine halbe und zweideutige Reformation, wie ſie in Böhmen Johannes Huß gemacht, würde auch zu nichts geführt haben. So bitter wird ſchon die Stimmung der Katholiſchen, daß Sachſen und Heſſen, zu denen Lüneburg, Anhalt, Meklenburg, Mannsfeld und Magdeburg traten, am 12. Juni 1526 das erſte Vertheidigungsbündniß zu Torgau ſchließen. Indeſſen auf dem Reichstage zu Speier 1526 ſchien es, als würden die Anfänge der Zwietracht ſich doch noch wieder in einem nationalen Einverſtändniß entfernen laſſen. Es ward dort beſchloſſen, auf einer Kirchenverſammlung oder einer Nationalverſammlung eine Vereinigung des Glaubens und der Kirche nächſtens zu verſuchen. Selbſt eifrig Katholiſche redeten noch gegen Pabſt- und Prieſtermacht, für Laienkelch und Prieſterehe. Die Vereinigung auf einer Nationalverſammlung lag aber nur dann in dem Reiche der Möglichkeit, wenn die Katholiſchen ſich vorher ganz von Rom losriſſen, weil nach den Anſichten des römiſchen Katholicismus über Glauben und Kirche nur entſchieden werden konnte durch die Kirche, das heißt, beſonders durch Rom. Es kam zu einer ſolchen Nationalverſammlung nicht. Der Kaiſer war nicht dafür, Rom und die Biſchöfe waren dagegen. Aber zum Ausbruche eines Kampfes kam es auch nicht, und die Reformation konnte ſich, trotz einzelner Verfolgungen, immer weiter ausbreiten. Es geſchah das indeſſen immer mehr in der Nation, als unter ihren Fürſten.

Dieſe Ausbreitung konnte im Ganzen ſo wenig geſtört erfolgen, weil die katholiſche Macht in ſich ſelbſt zerfallen. Kaiſer Karl führte ſeinen ungeheueren Krieg gegen Franz I. von Frankreich, in welchem für dieſen nicht weniger als Alles auf dem Spiele ſtand. In dieſem Kriege offenbarte ſich, was der Kaiſer eigentlich wollte. Und er wollte eigentlich die Zerſtörung des franzöſiſchen Reiches. Nahe daran ſchien er zu ſtehen, als ſeine eigenen Bundesgenoſſen über ſeine ungeheueren Entwürfe bedenklich wurden und das Schwert herumwendeten. England, Venedig, der Pabſt Clemens VII. vereinigten ſich mit Frankreich gegen den Kaiſer. So waren die katholiſchen Hauptmächte durch ganz andere Dinge beſchäftiget. Selbſt der Pabſt fürchtete als weltlicher Herr von dem Kaiſer verſchlungen zu werden, und ſelbſt der Pabſt konnte jetzt keinen Kreuzzug gegen die Reformation predigen laſſen, obwohl ſie durch einen ſolchen vielleicht noch hätte überwältiget werden können.

Auf der anderen Seite ward, indem der Kaiſer ſelbſt in dieſem Kriege beſchäftiget, Ferdinand, der Bruder, auch in Dinge hineingeworfen, die ihm jeden ernſten Angriff auf die Reformation in Deutſchland zur Unmöglichkeit machten Sultan Suleiman der Große war endlich mit einem furchtbaren Heere gegen Ungarn aufgebrochen. König Ludwig II. von Ungarn lieferte ihm am 28. Aug. 1520 die unglückliche Schlacht von Mohacs und fand in derſelben den Tod. Die Türken kamen bis Ofen und Peſth, dann verließen ſie Ungarn wieder wie eine Schaar Wölfe, die bis zur Ueberſättigung gewürgt hatte. Der Sultan ging aber nur nach Konſtantinopel zurück, um Anſtalten zu einer größeren Heerfahrt zu machen, die Deutſchland treffen ſollte. Luther, der keine menſchliche Berechnung kannte, ſtets nur Gott und die Chriſtenheit im Auge hatte,

forderte Alles auf, gegen die Türken zu den Waffen zu greiſen. Ungarn blieb in wilder Verwirrung zurück. König Ludwig II. aber war kinderlos geſtorben und das Haus des Kaiſers hatte ſich ſchon lange Rechnung auf Böhmen und Ungarn gemacht. Zum Theil erfüllten ſie ſich. Die böhmiſchen Stände wählten Ferdinand zum König, nachdem er alle ihre Rechte und Freiheiten beſchworen. Schon war die Reformation mit vollen Zügen in alle Theile des böhmiſchen Reiches eingedrungen. In Ungarn dagegen ward Ferdinand nur von einem kleinen Theile der Stände zum König gewählt. Der größere wählte den einheimiſchen Großen, Johann Zapolya, dem auch der Sultan ſeine Unterſtützung verſprochen. Auch in Ungarn war die Reformation gleich in ihren Anfängen mächtig eingedrungen, obwohl der Reichstag blutige Geſetze gegen ſie erlaſſen. Nun mußte Ferdinand einen gewaltigen Krieg gegen Johann Zapolya führen. Alſo band auch er ſich gegen die Reformation die Hände. Den Krieg aber führte er mit Glück und bemeiſterte ſich des Reiches Ungarn. Johann Zapolya mußte 1528 nach Polen entweichen.

Mehrere Jahre waren wieder dahingegangen und es ſchien nun endlich doch eine Gefahr für die Reformation zu kommen. Ferdinand gewinnt freiere Hand durch Zapolya's Flucht; auch der Krieg zwiſchen Frankreich und dem Kaiſer neigt ſich zu Ende. Es kommt am Anfange des Jahres 1529 wieder ein Reichstag zu Speier zuſammen. Immer beſtimmter war die Spaltung hervorgetreten; die katholiſche Geſinnung hatte wieder die Mehrheit der Stimmen des Reichstages für ſich. Zwiſchen den Reichstagen und der Nation iſt fortan ein ſehr bedeutender Unterſchied. Die bei weitem größere Mehrheit der Nation iſt für die Reformation, die Mehrheit der Fürſten gegen ſie. Es hat daran einen ſehr bedeutenden An-

theil, daß ein ſo guter Theil der Fürſten geiſtlich=katholiſche ſind. Die Mehrheit ſetzt auf dem Reichstage zu Speier einen Beſchluß auf, der die Reformation zum Stillſtand bringen ſoll, damit ihr Rückgang dadurch vorbereitet werde. Aber die evangeliſche Minderzahl proteſtirte 19. April 1529 gegen denſelben. Daher der ſo unpaſſende Name Proteſtanten. Die Anhänger des evangeliſchen Chriſtenthums hätten ſich weder Proteſtanten, noch Lutheraner, noch ſonſt wie anders als darnach nennen ſollen, was ſie ſind, evangeliſch=katholiſche Chriſten. Auf den Namen der Katholiſchen, d. h. der allgemeinen, hat dieſe Kirche ebenſo gut Anſpruch, wie die römiſch-katholiſche und die morgenländiſch=katholiſche. In Zwieſpalt geht der Reichstag auseinander.

Aber geſchehen konnte gegen die Evangeliſchen nichts. Denn gerade zur Zeit des Regensburger Reichstages war Sultan Suleiman abermals mit einem furchtbaren Heere aufgebrochen. Die Türken kamen nach Ungarn, wo Ferdinand ihnen faſt gar keinen Widerſtand entgegenſetzen konnte. Johann Zapolya begab ſich unter den Schutz des mächtigen Sultans und ward von ihm als Ungarns König gegrüßt. Suleiman zählte auf die Spaltung, die unter den Chriſten in Deutſchland war, auf den Krieg zwiſchen Frankreich und dem Kaiſer. Er hoffte die Chriſtenheit zu überraſchen, zu übermannen. Sein Heer betrat den Boden des Reiches und daſſelbe war nicht gerüſtet. Die Türken lagerten vor Wien. Jetzt erſt ſetzten ſich die Fürſten in Bewegung und Luther predigte gewaltig gegen die Türken. Indeſſen kam es dieſesmal nicht zu entſcheidenden Kampfe. Die Türken beſtürmten Wien mehrmals vergeblich, zuletzt 14. Octbr. 1529. Darauf zogen ſie zurück. Suleiman ging aber nur, um von neuem zu rüſten.

Von dieſen drohenden Rüſtungen des Sultans war nun

zum guten Theil der weitere Gang der Dinge abhängig. Die Ungläubigen mußten dazu dienen, die Wege Gottes zu fördern ohne daß ſie es wollten. Wären ſie, die Ungläubigen, nicht geweſen, ſo würde jetzo eine ſchwere Gefahr über die Reformation gekommen ſein. Kaiſer Karl V. und Pabſt Clemens VII. hatten ſich endlich ausgeſöhnt und zu Barcellona 29. Juni 1529 einen Tractat geſchloſſen. Der Kaiſer verſprach darin dem Pabſte, die Evangeliſchen mit Gewalt wieder unter den Gehorſam Roms zu bringen. Auch zwiſchen Frankreich und dem Kaiſer ward 5. Aug. 1529 der Friede von Cambrai geſchloſſen. Der Kaiſer zufrieden, die Franzoſen aus Italien getrieben, die kleinen italieniſchen Mächte unter ſich gebracht zu haben, ſchien ſeine Entwürfe gegen Frankreich ſelbſt aufgegeben zu haben.

Nun kam Kaiſer Karl V. erſt 1529 nach Italien, dann 1530 nach Deutſchland. Pabſt Clemens VII. war voll Hoffnung. Ein apoſtoliſcher Legat begleitete den Kaiſer. Seine Inſtruction lautete kurz: Die Ketzer ſollten mit Feuer und Schwert vertilgt werden. Feuer und Schwert haben ſie in Rom immer als letztes Beweismittel angeſehen. Der Kaiſer aber hielt 1530 einen Reichstag zu Augsburg. Die Evangeliſchen ließen dort das Augsburgiſche Bekenntniß, das Fundament des alten Lutherthums, vorleſen. Es folgte darauf eine lange Kette von Verhandlungen. Die Proteſtanten wollten ſo weit nachgeben, als es ihre religiöſe Ueberzeugung nur zuließ. Sie würden um des Friedens willen ſelbſt die kirchliche Gewalt der Biſchöfe zugegeben haben. Aber der Geiſt, der von Rom her wehete, hinderte jegliche Einigung. Der Kaiſer ſetzte den Proteſtanten einen Termin, bis zu dem ſie unbedingt in den Schooß des römiſchen Kirchenthums müßten zurückgekehrt ſein. Die Ausrottung der ſogenannten Ketzerei in der alten, römiſchen Weiſe ward offen und unzweideutig verkündet. Nun

behauptete zwar Luther in ſchroffem Gegenſatze zu Rom, das immer ſeine Sache mit Feuer und Schwert führte, man ſolle ſich weltlicher Mittel gar nicht bedienen, die Waffen nicht nehmen, ſelbſt nicht um einen ungerechten Angriff abzuwehren. Die Fürſten aber bedachten ſich anders, ſchloſſen das Vertheidigungsbündniß von Schmalkalden und ſetzten ſich ſofort in wehrhaften Stand.

Indeſſen war es jetzo gar nicht nöthig, die Vertheidigungswaffen aufzunehmen. Kaiſer Karl V. hatte durch ſeinen Bruder Ferdinand mit dem Sultan Suleiman unterhandeln laſſen und ſelbſt das ſchimpfliche Anerbieten der Abtretung Ungarns gemacht, damit er vor den Türken Ruhe und freie Hand gegen die Proteſtanten gewinne. Aber auch dieß ſchimpfliche Anerbieten blieb vergeblich, und der Sultan rüſtete dieſesmal ganz eigen wider Deutſchland und im Vertrauen auf den Kampf, der unter den Chriſten ausbrechen werde. Am 26. April 1532 brach er von Konſtantinopel auf, und abermals braußten die Türken durch Ungarn gegen Wien. Unterdeſſen war zu Regensburg am Anfange des Jahres wieder ein Reichstag der Deutſchen zuſammengekommen. Der Kaiſer und die katholiſche Partei, ſie fühlten, daß ſie jetzo nicht auftreten könnten. Ein einſtweiliger Religions-Friede ward den Proteſtanten bewilliget und am 2. Aug. 1532 vom Kaiſer veröffentlicht. Dieſer ſollte dauern bis eine Kirchen- oder Nationalverſammlung den in der Kirche entſtandenen Zwiſt würde geſchlichtet haben. So waren die Parteien einſtweilig wieder vereinigt und in der Vereinigung die Deutſchen ſtark. Ein mächtiges Reichsheer zog gegen die Türken, und der Sultan ſah ſich in ſeiner Erwartung getäuſcht. Er wagte keinen Angriff auf die Deutſchen, welche bei Wien ſtanden, und das Ungewitter braußte abermals nach Konſtantinopel zurück.

Dennoch trat abermals eine ſehr günſtige Wendung der Dinge für die Proteſtanten ein. Ferdinand, der 1530 zum römiſchen König erwählt worden, mußte ſich wieder nach Ungarn wenden und Johann Zapolya bekämpfen. Kaiſer Karl V. entfernte ſich abermals aus Deutſchland und kehrte viele Jahre nicht zurück, mit ganz anderen Dingen beſchäftiget. Es lagen ſchwere Sorgen auf ſeiner Seele. Die Macht der Türken ſchien immer höher zu ſteigen. Ihre Flotten erſchienen häufig an den Küſten Italiens, ja ſelbſt die ſpaniſchen waren von ihnen bedroht. Dem Kaiſer ſtand die Erhaltung ſeines Reiches noch höher als die Unterdrückung der Reformation, wie hoch ihm immer auch dieſe ſtand. Alſo glaubte er die Nordküſte von Afrika den Türken entreißen zu müſſen, rüſtete eine große Flotte und ein mächtiges Heer aus und eroberte Tunis 21. Juni 1535. Aber gleich darauf mußte er nach Europa zurück, das angefangene Werk unvollendet laſſend. Denn zwiſchen ihm und Franz I. von Frankreich war kein treuer und aufrichtiger Friede geworden. Weil er überzeugt, daß der Kaiſer einſt mit dem Gedanken an die Zerſtörung des franzöſiſchen Reiches umgegangen, trug Franz I. ein bitteres Mißtrauen gegen Denſelben in der Bruſt. Dieſes war jüngſt dadurch geſteigert worden, daß Karl V. ſich nach dem Ableben des letzten Herzogs Franz Sforza's auch noch in den Beſitz Mailands geſetzt hatte, wodurch Frankreich nun auch von Oberitalien her durch die ſpaniſche Macht bedroht ward. Alſo rüſtete Franz I. zum Kriege und 1536 brach derſelbe wirklich aus.

Zwar gelang es dem Pabſte Paul III., der 1534 auf Clemens VII. gefolgt, einen zehnjährigen Waffenſtillſtand zwiſchen den beiden alten Feinden 1538 zu Stande zu bringen, aber es kam durch denſelben keine Eintracht und keine Verſöh-

nung. Vergebens ging Kaiſer Karl V. 1540 nach Paris, um ſelbſt durch Opfer eine völlige Ausſöhnung mit dem König zu gewinnen. Er wollte die Kräfte des geſammten Katholicismus, die er erſt ſelbſt zerſpalten, wieder vereinigen. Franz I. ſollte ihm nun helfen gegen die Proteſtanten Deutſchlands. Dieſer aber thats nicht. Denn ſo groß war ſein Mißtrauen gegen den Kaiſer und ſo groß die Furcht vor deſſen länderſüchtigen Entwürfen, daß er meinte, Karl werde den Untergang des Proteſtantismus nur benutzen, die proteſtantiſchen Fürſten, als Ketzer erklärt, von Land und Leuten zu treiben und ſich ſelbſt in den Beſitz derſelben zu bringen, hierdurch ſeine Macht ſo ungeheuer ſteigern, daß ihr fortan Niemand werde widerſtehen können. Dieſelbe Furcht haben die katholiſchen Fürſten Deutſchlands, ja auch die römiſchen Päbſte. Keinem iſt an einer weiteren Vermehrung der ſpaniſchen Macht gelegen, und wie ſehr ſie auch den Untergang des Proteſtantismus an ſich ſelbſt wünſchen, ſo wünſchen und wollen ſie doch kaum, daß er durch den Kaiſer geſchehe, obwohl der Kaiſer wiederum der einzige iſt, durch den er geſchehen kann. Der Kaiſer kommt 1541 wieder nach Deutſchland zurück, aber wie verändert findet er doch die Verhältniſſe. Es iſt der Reformation noch geworden, was ihr früher gefehlt. Eine größere Anzahl mächtiger Fürſten und Stände haben ſich laut für ſie ausgeſprochen und ſind aus der römiſchen Kirche getreten. Das haben während dieſer Zeit die Herren, Fürſten und Herzöge von Holſtein, Anhalt, Meklenburg, Pommern gethan; auch Heinrich hats gethan, der neue Herzog von Sachſen, nachdem 1539 Georg, der alte Feind Luthers, geſtorben, nicht minder Joachim II., Kurfürſt von Brandenburg. In faſt allen Reichsſtädten herrſcht das evangeliſche Bekenntniß vor, eine ſehr große Anzahl kleinerer Herren, die bei weitem größere Mehrheit der Nation hat es

erfaßt. Die Reformation iſt dem Kaiſer mit ſeinen weltlichen Entwürfen über den Kopf gewachſen; kaum durch Waffengewalt wird ſie nun noch zu beſiegen ſein.

Und wie nun der Kaiſer wiederum in das Reich kam, und einen Reichstag zu Regensburg 1541 eröffnete, war abermals keine Möglichkeit, Gewalt gegen die Proteſtanten zu brauchen. Denn ſchon wieder war das türkiſche Ungewitter da. Zwiſchen König Ferdinand und Johann Zapolya war 1538 ein Friede geſchloſſen worden. Ungarn blieb unter ſie getheilt, nach Zapolya's Tode aber ſollte das ganze Land an Ferdinand fallen. Als nun aber Johann Zapolya 1540 ſtarb, König Ferdinand das Land begehrte, wendete ſich Zapolya's Wittwe, Iſabella, für ihren jungen Sohn, Johann Sigismund Zapolya, an den Sultan. Und zum drittenmale brach im Sommer 1541 Suleiman mit gewaltiger Heeresmacht auf. Die Türken nahmen Ofen und der Sultan erklärte Iſabellen, daß er Ungarn für ſich erobert, ihr Sohn ſich mit Siebenbürgen begnügen müſſe. Damals gerieth der größere Theil Ungarns in die Gewalt der Türken und iſt ihnen 150 Jahre geblieben; nur den kleinern konnte Ferdinand behaupten. Nun war der Türken Macht faſt bis an die Grenzen Deutſchlands vorgeſchoben, und die Lage Deutſchlands, ja die Lage der Chriſtenheit ſchien ſehr gefährlich. Darum hatte der Kaiſer auf dem Reichstage zu Regensburg nichts Anderes thun können, als den einſtweiligen Religions-Frieden von 1532 beſtätigen.

Noch einen Ruhepunkt gewannen die Proteſtanten; es war der letzte vor einem Sturme. König Ferdinand hatte wieder gegen die Türken zu kämpfen, Kaiſer Karl V. fuhr wieder nach Afrika, um Algier zu erobern. Aber ein furchtbarer Sturm zerſtörte den größten Theil ſeiner Flotte und er mußte eilends zurück. König Franz I. eröffnete 1542 einen neuen Krieg ge-

gen den Kaiſer, dieſesmal ohne beſondern Grund und nur im Allgemeinen um der Uebermacht Karls V. entgegen zu arbeiten. Deshalb mußte der Kaiſer auf dem Reichstage zu Speier 1544 einen ſehr glimpflichen Ton mit den Proteſtanten ſprechen. Aber noch im Jahre 1544 endete der Krieg mit Frankreich und nicht lange darauf 1547 ward auch ein ſchimpflicher Friede mit Suleiman gewonnen. König Ferdinand zahlte dem Sultan Tribut für den kleinen Theil Ungarns, den er behielt. Allmälig gewann der Kaiſer freie Hände von den beiden Seiten, wo ſie bis jetzt immer gebunden geweſen, und ſein Betragen gegen die Proteſtanten ward drohend.

Indeſſen wollte er einen Kampf vermeiden, von dem er wohl ſah, daß er ungemein ſchwierig geworden, und die Unterdrückung der Reformation in einer andern Weiſe herbeiführen. Er hatte Pabſt Paul III. bewogen, eine allgemeine Kirchen-Verſammlung nach Trident auszuſchreiben. Sie begann auch dort am 13. Dec. 1545. Oft nun hatten die Proteſtanten ſelbſt die Entſcheidung ihrer Sache auf eine ſolche allgemeine Kirchen-Verſammlung geſtellt, unter derſelben aber verſtanden eine Verſammlung freier und gelehrter Männer, welche die oberſte und alleinige Autorität der Schrift anerkannten. Sie hatten nicht darunter verſtanden eine von dem Pabſt berufene, unter dem Pabſt ſtehende, faſt nur Biſchöfe aus den romaniſchen Landen enthaltende Verſammlung. Denn von einer ſolchen war nichts anderes zu erwarten, als daß ſie nicht unterſuchen, ſondern von den katholiſchen Grundſätzen ausgehend, alles Gegentheil ſofort als Ketzerei verdammen würde. Auch kündigte die Synode von Trident gleich an, daß ſie zur Vernichtung der Ketzerei berufen ſei. Von dem Kaiſer aufgefordert, dieſes Concil anzuerkennen, ſich dieſem Concil im Voraus zu unterwerfen, verwarfen es die Proteſtanten. Der Kaiſer

hatte ſpaniſche und italieniſche Schaaren nach Deutſchland gezogen und ſchien entſchloſſen, ſeinen Willen durchzuſetzen. Ueber die Häupter des ſchmalkaldiſchen Bundes, Johann Friedrich, Kurfürſt von Sachſen, der 1532 auf Johann, den Beſtändigen, gefolgt, und Philipp, den Großmüthigen, Landgrafen von Heſſen, ſprach er am 20. Juli 1546 die Acht des Reiches aus. Die Schmalkaldner hatten indeſſen ein Heer zuſammen, viel bedeutender als das Heer des Kaiſers. Aber es war zuerſt eine Spaltung unter den Proteſtanten. Mehrere Fürſten waren proteſtantiſch, aber zu den Schmalkaldnern gehörten ſie nicht und hatten nicht mit gerüſtet. So Friedrich II., Kurfürſt von der Pfalz, der 1546 die Reformation in ſeinem Lande einführte. Ja Moritz, Herzog von Sachſen, hatte ſich von den Schmalkaldnern wieder getrennt, einen Bund mit dem Kaiſer geſchloſſen, ſich die Vollziehung der Acht gegen ſeinen Stammvetter, den Kurfürſten, auftragen laſſen. Denn der Kaiſer gab ſich das Anſehn, als greife er zu den Waffen gegen die Schmalkaldner nicht des Glaubens und der Kirche wegen, ſondern weil ſie eine bewaffnete Partei im Reiche und ihm ungehorſam. Es führten ferner die Schmalkaldner den Krieg mit großem Unverſtande. An die Donau vorgedrungen, löſen ſie im Herbſte 1546 die Einheit ihres großen Heeres ohne Noth wieder auf. Jeder Fürſt und jeder Stand kehrt mit ſeiner Schaar in die Heimath zurück. Der Kaiſer aber behält ſeine Kraft zuſammen und überwältigt nun die Vereinzelten ohne große Mühe. Johann Friedrich wird am 24. April 1547 in der Schlacht bei Mühlberg gefangen, Philipp von Heſſen bald darauf. Karl V. kehrt darauf in den Süden des Reiches zurück.

Drei Dinge ſcheinen nun bei dieſen Vorgängen auffallend und ſeltſam. Zuerſt beſiegt der Kaiſer zwar die Schmalkald=

ner und nimmt ihre Häupter gefangen, aber gegen den Proteſtantismus thut er im Großen und Allgemeinen nichts. Das erklärt ſich indeſſen durch die Ueberzeugung, welche er gewonnen, daß ſich die Reformation raſch und mit einem Schlage gar nicht wieder ausrotten läßt. Man würde dadurch einen Kampf mit dem Volke ſelbſt, mit der Nation hervorrufen; zu einem ſolchen iſt Karl V. viel zu ſchwach. Er will daher nur die Fürſten und Stände beugen und ſie nöthigen, den Katholicismus, durch die Synode von Trident feſt und unabänderlich hingeſtellt, wieder als das Recht= und Geſetzmäßige anzuerkennen, worauf ſie als gehorſame Glieder des Reiches dann ſelbſt werden Sorge tragen müſſen, daß die Reformation in ihren Gebieten allmälig wieder rückgängig wird. Das Zweite iſt, daß die katholiſchen Stände an dem Kriege des Kaiſers gar keinen Antheil nehmen. Das dritte, daß ſogar Pabſt Paul III. die Unterſtützung wieder zurückzieht, die er erſt demſelben gegeben. Das erklärt ſich aus der Furcht beider, der Kaiſer möge den Untergang der proteſtantiſchen Fürſten und Stände nur benutzen, um ſich ſelbſt in den Beſitz ihrer Lande zu bringen. Da mögen ſie lieber ſtehen bleiben, ehe man duldet, daß die ſpaniſche Macht noch höher ſteigt. Um zu zeigen, daß ſeine Plane in der That nicht ſo ſind, hat der Kaiſer das Kurfürſtenthum Sachſen gleich dem Herzog Moritz von Sachſen gegeben. Aber es hilft ihm nicht; das Mißtrauen ſchwindet nicht.

Seinem Gedanken treu, daß nur noch eine allmälige Beſiegung der Reformation möglich ſei, hält der Kaiſer zwei Reichstage. Den erſten 1548 zu Augsburg, auf dem er die proteſtantiſchen Fürſten und Stände nöthiget, das ſogenannte Interim anzunehmen. Sie ſollen, alſo lautet daſſelbe, in allen Stücken, den äußern ſowohl als den innern, wieder

katholiſch halten, nur der Kelch im Abendmal, die Prieſterehe und der Beſitz der eingezogenen Kirchengüter ihnen geſtattet ſein, bis die Tridentiner Synode darüber in letzter Inſtanz würde entſchieden haben. Es ſtarb darauf am 10. Nov. 1549 Pabſt Paul III., und durch deſſen Nachfolger Julius III. ward eine Unterbrechung, welche das Tridentiner Concil erlitten, gehoben, daſſelbe abermals ausgeſchrieben und am 1. Sept. 1551 wieder eröffnet. Während dieſer Zeit zogen ſchon apoſtoliſche Legaten in Deutſchland um, die verlorenen Schafe wieder in den Schooß des römiſchen Kirchenthums aufzunehmen. Kaiſer Karl V. aber hielt 1550 einen zweiten Reichstag zu Augsburg und ſetzte auf demſelben den Schluß durch, daß die Entſcheidung über den Glauben der Tridentiner Synode zu überlaſſen ſei. Nun drängte er die Fürſten und Stände, ihre Boten nach Trident zu ſenden, ihre Unterwerfung dort zu verſichern. Zwar ſtand noch nicht der Proteſtantismus, aber doch der Fürſten Ehre auf dem Spiele. Sie konnten nicht verſprechen, was zu erfüllen, nimmer in ihrer Abſicht lag. Der verworrene Knäul der Dinge wollte aufgelöſt ſein durch einen kühnen Schlag.

Zu einem ſolchen entſchloß ſich Moritz, Kurfürſt von Sachſen. Der Kaiſer hatte ihm die Vollziehung der Acht gegen die Stadt Magdeburg aufgetragen. Geächtet war Magdeburg worden, weil es das Interim nicht angenommen. Unter dieſem Vorwande hatte Moritz ſein Heer vor der Stadt, die ſich ihm auch nachmals ergab, zuſammen. Mit großer Weltklugheit den Kaiſer immer täuſchend, bündete er ſich im Stillen mit Wilhelm von Heſſen, Johann Albrecht von Meklenburg, Albrecht von Brandenburg = Anſpach, Georg Friedrich von Brandenburg = Culmbach. Die Verbundenen, ſtill ſich rüſtend, ſchloſſen am 5. Oct. 1551 einen Tractat mit Frankreich. Dort war ſchon 1547 Franz I. geſtorben und ſein Sohn

Heinrich II. ihm auf dem Throne gefolgt. In dem Tractate ward gemeinſchaftlicher Krieg gegen den Kaiſer bedungen, und weil Frankreich eine katholiſche Macht war und es deshalb eines Vorwandes bedurfte, geſagt, daß dieſes geſchehen ſolle, weil er die Freiheit des Reiches und der Fürſten bedrohe. Für die guten Dienſte Frankreichs bewilligten die proteſtantiſchen Fürſten, daß Heinrich II. Metz, Toul, Verdün und Cambrai in Beſitz nehme und ſie fortan als Vicar des Reiches beſitze. Frankreich nahm an dieſen Sachen Theil, um die ganze ſpaniſche Macht zu beſchäftigen, um über Deutſchland etwas zu gewinnen. Zu derſelben Zeit, da dieſes gegen den Kaiſer, der dabei in faſt unbegreiflicher Sicherheit und Sorgloſigkeit lebte, bereitet ward, brach auch der Krieg mit den Türken wieder aus. Denn Ferdinand hatte der Witwe Zapolya's, Iſabellen, die Herrſchaft über Siebenbürgen genommen, und zornentbrannt darüber ſendete Sultan Suleimann 1551 abermals ein gewaltiges Heer nach Ungarn. Das waren die Verhältniſſe, welche den Religions-Frieden von 1555 vorbereiteten.

Zweites Kapitel.

In dem Bunde mit Frankreich hatte ein Theil der proteſtantiſchen Fürſten die gemeinſamen vaterländiſch-deutſchen Intereſſen vor den religiös-kirchlichen aufgegeben. Wenn Metz, Toul und Verdün an die Franzoſen kamen, ſo war ihnen der Weg nach dem Rheine gebahnt. Es dachte auch damals ſchon Frankreich ſeine Macht bis dorthin auszudehnen und Heinrich II. erwartete, daß eine lange und große Verwirrung in Deutſchland entſtehen werde, in welcher er recht viel über das Reich gewinnen könne. Indeſſen kamen die Sachen ganz anders, als die immer treuloſen Nachbarn der Deutſchen hofften.

Kaiſer Karl V. gewann keine Kenntniß von jenem im Stillen geſchloſſenen Bunde, und über die Rüſtungen, welche die Verbündeten machten, verſtanden ſie ihn zu täuſchen. Er mag mit aller Sicherheit erwartet haben, daß der Katholicismus bald wieder das Recht- und Geſetzmäßige, das von den Fürſten und Ständen als ſolches in dem Reiche Anerkannte werden würde. Denn ſchon waren die Geſandten Brandenburgs in Trident eingetroffen und hatten dem Concil den Gehorſam ihres Herrn gegen die römiſche Kirche verſichert. Auch die Geſandten Würtembergs und Kurſachſens waren gekommen. Zwar hatten dieſe das Augsburgiſche Glaubensbekenntniß mitgebracht und ließen von einer unbedingten Unterwerfung nichts verlauten, aber ſie wollten doch unterhandeln, ſie ſchienen ſich doch der römiſchen Kirche wieder nähern zu wollen.

Aber plötzlich ward der Kaiſer aus ſeinen träumeriſchen Erwartungen geriſſen. Im Frühlingsmonate 1552 begann auf der einen Seite Frankreich, auf der andern der Bund der proteſtantiſchen Fürſten den Krieg gegen ihn. Der Letztere erließ eine ſehr heftige Erklärung gegen Karl V.: „unter dem Vorwand und dem Scheine der Religion wolle er die deutſche Freiheit unterdrücken.“ Unter der deutſchen Freiheit ward damals beſonders die unabhängige Stellung der Fürſten und Stände dem Kaiſer gegenüber verſtanden. Kaiſer Karl V. befand ſich eben in Tyrol, wie ſich dieſer Sturm erhob. Er war für den Krieg faſt ungerüſtet; die katholiſchen Fürſten und Stände erhuben ſich auch bei dieſer abermaligen Schilderhebung der Proteſtanten nicht. Ihre Ruhe ward wiederum von der Furcht, daß der Kaiſer die Vernichtung des Proteſtantismus nur zur Vermehrung ſeiner Macht benutzen möchte, erzeugt. Dieſesmal führten die Proteſtanten ihre Sache mit eben ſo viel Geſchick, als ſie wenige Jahre früher mit Ungeſchick von ihnen geführt worden. Sie drangen raſch auf den Kaiſer los und beinahe wäre er in Innsbruck ſelbſt gefangen genommen worden; nur eine eilige Flucht rettete ihn. Die Biſchöfe der Synode von Trident hatten ſich ſchon früher in Sicherheit gebracht. Fürchtend, daß die Proteſtanten bis zu ihnen kommen würden, hatten ſie am 28. April 1552 die Synode auf zwei Jahre vertagt.

Nun nehmen die Sachen eine Wendung, die nicht leicht erwartet werden konnte. Kaiſer Karl V. iſt frühzeitig alt und frühzeitig lebensmüde geworden. Seine größten Entwürfe und Gedanken, mit wie hohen Erwartungen er ſie auch begonnen, ſind ihm nicht ausgegangen. Das hat die Kräfte ſeiner Seele gebrochen und er wünſcht ſich zurückzuziehen von der Welt. Es iſt ihm ein Jammer, daß er ſelbſt es geweſen, durch den die

Reformation emporgewachſen, die Reformation, die er im Anfange ſo leicht hätte unterdrücken können, wenn er nur ihre Zukunft gekannt, wenn ſie nur gleich in ihrer Vollendung vor ſeiner Seele geſtanden. Aber bekämpfen konnte er dieſe Reformation in Deutſchland jetzt nicht mehr. Von den Franzoſen und von den Türken ſah er die Macht ſeines Hauſes angegriffen, von den katholiſchen Fürſten und Ständen des Reiches ſich verlaſſen. Er mußte, wie ſchwer es ihm auch ward, Unterhandlungen mit dem Bunde der Proteſtanten anknüpfen. Zu Paſſau ward am 30. Juli 1552 ein Tractat abgeſchloſſen. Beide Theile verpflichteten ſich, die Waffen niederzulegen; die in der Kirche und im Glauben entſtandene Spaltung ſollte friedlich durch eine Kirchen- oder auch durch eine Reichs-Verſammlung ausgeglichen werden. Wäre zu einer ſolchen Ausgleichung nicht zu kommen, ſo ſollten doch beide Parteien den Frieden untereinander bewahren, bis ſie vielleicht ſpäter doch noch würde gewonnen werden.

Zögernd, unwillig, halb gab der Kaiſer dieſem Tractate ſeine Zuſtimmung. Er widerſprach ſeinen durchaus katholiſchen Anſichten, vermöge welcher nur durch die römiſche Kirche ſelbſt, das heißt, durch den Pabſt und die Tridentiner Synode, hier entſchieden werden konnte. War es nicht zu vermeiden, mußte ein friedliches Abkommen mit den Proteſtanten getroffen werden, ſo mochte es geſchehen ohne ihn. Er ſelbſt, er der Kaiſer, wollte dabei ſo wenig als möglich mitwirken, denn es ſchien ihm eine Verſündigung an der heiligen römiſchen Kirche zu ſein. Bald nachdem der Paſſauer Tractat geſchloſſen, entfernte er ſich aus dem Herzen des Reiches, um den Krieg gegen Frankreich zu führen, deſſen König unter den deutſchen Wirren ſich auch noch in den Beſitz der Stadt Straßburg zu ſetzen, vergeblich verſucht. Aber der Kaiſer

führte den Krieg gegen Frankreich ohne Glück, vermochte nicht Metz wieder zu gewinnen, ging in die Niederlande und ward immer kränker, immer lebensmüder. Die Anordnung der deutſchen Angelegenheiten überwieß er ganz ſeinem Bruder, dem römiſchen König Ferdinand; er ſelbſt wollte den Frieden, der mit den Proteſtanten geſchloſſen werden mußte, nicht autoriſiren.

Dieſer Friede aber kam auf dem Reichstage zu Stande, den am 5. Febr. 1555 Ferdinand zu Augsburg eröffnete. Wie er eröffnet ward, war der Mann, der die günſtige Wendung für das Beſtehen des Proteſtantismus zunächſt herbeigeführt, Moritz, Kurfürſt von Sachſen, nicht mehr unter den Lebendigen. Albrecht von Brandenburg-Anſpach hatte an dem Paſſauer Tractat keinen Antheil genommen, die Waffen nicht aus den Händen gelegt, die Gebiete katholiſcher Biſchöfe fortwährend plündernd. Solche Unbill konnten und wollten die andern proteſtantiſchen Fürſten nicht dulden, eben weil Friede mit den katholiſchen Ständen geſchloſſen werden ſollte. Auch befürchtete Moritz, daß Albrecht ſich des entſetzten Kurfürſten Johann Friedrich anzunehmen gedenke, der unter den letzten Ereigniſſen frei geworden. Alſo nahm er gegen den wüſten Brandenburger die Waffen, ſchlug ihn bei Sievershauſen, nahm aber in der Schlacht die Todeswunde und ſtarb zwei Tage darauf am 11. Juli 1553. Sein Bruder Auguſt I., der ihm in dem Kurfürſtenthume folgte, ſchloß am 24. Febr. 1554 mit Johann Friedrich zu Naumburg den Tractat, durch den die Länder des Hauſes Sachſen unter die jüngere und die ältere Linie ſo getheilt worden ſind, wie es geblieben bis auf die neueſten Ereigniſſe.

Jener Friede aber kam unter den trübſten und bedenklichſten Verhältniſſen zu Stande; auch war es nur ein ſolcher,

welcher vielfache Keime künftiger Zerwürfniſſe unter den Für=ſten und Ständen des Reiches enthielt. Denn er kam nicht deshalb zu Stande, weil von der einen oder der anderen Seite an die Möglichkeit eines daurenden Nebeneinanderſtehens beider Parteien in Friede und Ruhe geglaubt, oder weil ſolches auch nur gewünſcht worden ſei. Er ward Seitens der Katholiſchen nur gegeben, weil ihnen die Hände gebunden waren, weil ſie jezo etwas Gewaltſames nicht unternehmen konnten, da die Franzoſen und die Türken unter den Waffen waren, weil ihnen ein leitendes Haupt, weil ſogar die Eintracht unter ih=nen ſelbſt fehlte. Die Proteſtanten ihrerſeits nahmen den Frieden, um eine geſetzliche Anerkennung in dem Reiche zu gewinnen, um ſich feſter zu ſtellen, um ſich vorzubereiten und zu rüſten, damit dereinſt noch das ganze Reich evangeliſch werde. Da man ſich gegenſeitig als einen Feind betrachtete, der über kurz oder über lang doch wieder zu bekämpfen ſein würde, wollte kein Theil, daß durch den Frieden der andere Gelegenheit zu Feſtſtellung und Ausdehnung gewinne, und doch ſtrebte jeder wiederum nach der Möglichkeit der Feſtſtel=lung und Ausdehnung.

Alſo kam der Frieden nur unter den heftigſten Streitigkeiten zu Stande und mehr als einmal ſchienen die Verhandlungen ab=gebrochen und zum Schwerte gegriffen werden zu müſſen. End=lich ward die Vereinbarung, welche man den Religions=Frieden genannt hat, am 21. Sept. 1555 gewonnen. Sie ward nur zwiſchen dem Reiche und deſſen katholiſch gebliebenen Ständen einerſeits und den Anhängern des Augsburgiſchen Bekenntniſ=ſes andererſeits geſchloſſen. Die Anhänger einer andern Re=formation, welche ſich auch ſchon in das Reich gedrängt, wa=ren nicht in ihr mitbegriffen. Jene aber verpflichteten ſich wegen des Glaubens und der Kirche ſich nicht mehr zu be=

kämpfen. Die evangeliſch gewordenen Fürſten wurden von der geiſtlichen Gerichtsbarkeit freigeſprochen. In den Reichsſtädten ſollten, wo es bis jetzo der Fall geweſen, beide Religions- und Kirchenparteien auch fortan neben einander beſtehen. Größere Schwierigkeiten als die Aufſtellung dieſes einfachen Friedenspunctes hatte die Einigung über andere Puncte gemacht, auf welche beide Parteien großen Werth gelegt, welche jede zu ihrem Gunſten entſchieden wiſſen wollte. Es waren der Fürſten ſo viele katholiſch geblieben, während der bei weitem größere Theil der Nation ſich für die Reformation entſchieden. Den proteſtantiſchen Fürſten konnte das Schickſal dieſer Glaubensgenoſſen, die unter katholiſchen Herren ſtanden, nicht gleichgültig ſein. Sie verlangten volle Freiheit für ſie, aber ſie konnten das um ſo weniger durchſetzen, als ſie ſelbſt für ihre Gebiete den Grundſatz aufgeſtellt, daß der Unterthan ſich dem Glauben des Fürſten fügen müſſe. Für die evangeliſchen Unterthanen katholiſch-weltlicher Fürſten ward nur die Beſtimmung gewonnen, daß ſie nach Verkauf ihrer Güter frei ſollten auswandern dürfen. Die katholiſch-geiſtlichen Fürſten dagegen ſollten gehalten ſein, ihren evangeliſchen Unterthanen die Glaubens- und Kirchenfreiheit zu laſſen, wenn ſie ſchon einige Zeit im Beſitz derſelben thatſächlich geweſen. Doch hatten das nicht einmal die katholiſchen Stände ſelbſt, ſondern nur König Ferdinand im Namen des Reiches verſprochen.

Ward dieſer Punct nicht einmal halb zu Gunſten der Proteſtanten entſchieden, ſo war das gar nicht mit einem andern und noch wichtigeren der Fall. Die Lage der Dinge in Deutſchland iſt, was nicht genug beachtet werden kann, dadurch ſo ſeltſam, ſo ungünſtig für die Reformation, daß ſo viele Fürſten zugleich Biſchöfe der katholiſchen Kirche ſind.

Die Proteſtanten wünſchen, dieſe Fürſten zu ſich herüberzuziehen. Man muß ihnen deshalb die Ausſicht eröffnen, daß ſie proteſtantiſch werden und dabei doch Fürſten bleiben können. Die katholiſche Partei aber ſiehet eben darin, wenn dieſe Ausſicht eröffnet werde, nicht mit Unrecht die Gefahr des Untergangs des Katholicismus in Deutſchland. Sie ſtrengt ſich daher auf das Aeußerſte an, damit im Religions-Frieden das Gegentheil des Wunſches und der Hoffnung der Proteſtanten feſtgeſetzt werde. Sie ſetzte es durch und der ſogenannte „geiſtliche Vorbehalt" ward aufgeſtellt. Derſelbe erklärte, daß welcher katholiſch-geiſtliche Fürſt ſeinen Glauben verändere, derſelbe damit zugleich ſein weltliches Fürſtenthum verloren habe. Damit war nun für den Fortgang des Proteſtantismus unter den Fürſten des Reiches ein gewaltiger Riegel vorgeſchoben. Der Punct war, wie Jedermann ſah, von ſo großer Wichtigkeit, daß er von den proteſtantiſchen Fürſten und Ständen nicht eigentlich zugegeben ward. Sie duldeten nur, daß er in das Friedens-Inſtrument, welches in die Form eines gewöhnlichen Reichstagsabſchiedes eingekleidet, aufgenommen ward, erklärten, daß ſie ihre Zuſtimmung nicht gäben, daß ſie es nur vor der Hand bis auf weitere Erörterung und Vergleichung als ſo entſchieden anſehen wollten. Endlich ward beſtimmt, daß die geiſtlichen Güter, welche bis zum Paſſauer Tractat von den Proteſtanten eingezogen worden, was bereits mit einigen Biſthümern geſchehen, in deren Händen bleiben ſollten.

Bei dem ganzen Friedenswerke redete man ſo, als ob die Hoffnung einer Wiedervereinigung keineswegs erloſchen ſei. Der Friede ſollte daher auch nur ſo lange Gültigkeit haben, als bis durch eine allgemeine Kirchenverſammlung, oder durch eine Reichsverſammlung, oder in irgend einer andern Weiſe

eine Wiedervereinigung gewonnen worden, wobei indeſſen doch auch erklärt ward, daß er dauern ſolle, wenn eine ſolche Wiedervereinigung auch nicht zu Stande käme. Pabſt Julius III. hatte mit dem alten Geiſte des Pabſtthums ſein Möglichſtes gethan, um den Abſchluß dieſes Friedens zu hintertreiben. Er ſtarb indeſſen noch vorher am 23. März 1555. Seine letzten Worte waren Klagen über den tiefen ſittlichen Verfall des Klerus der römiſchen Kirche und Bekenntniſſe, daß eine Reformation nothwendig ſei. Auch in dem Schooße der römiſchen Kirche wird noch viel von der Nothwendigkeit einer Reformation geſprochen. Nur die lutheriſche Reformation wollen ſie nicht; zu tief hat ſie dem Katholicismus in das Herz gegriffen.

Luther iſt damals, wie dieſer Friede geſchloſſen wird, ſchon lange nicht mehr unter den Lebendigen, denn am 18. Febr. 1546 war er aus dieſer Welt geſchieden. Es hat kaum jemals einen Menſchen gegeben, der mit reinerm und größerem Eifer an einem Werke gearbeitet, von deſſen Wahrheit und Göttlichkeit er die felſenfeſte Ueberzeugung gewonnen. Er hätte Gold, Ehre und irdiſche Hoheit haben können, welche ihm von dem Pabſtthume geboten ward, wenn er nur ſchweigen wollte, aber er nahm Gefahr, Arbeit, Noth und Armuth hin, um nicht die Wege Gottes verlaſſen zu müſſen. Es hat ferner kaum jemals einen Menſchen gegeben, in dem das Gottvertrauen größer und lebendiger und an welchem es ſich glänzender bewährt habe. Denn wie viel iſt ſeit länger als dreihundert Jahren bald mit den Waffen der Gewalt und bald mit den Waffen des Geiſtes, heute auf offenem und morgen auf krummem Wege, gegen ſeinen Bau gethan worden und wird noch heute gethan! Und was haben ſie erreicht und gewonnen gegen dieſen Bau! Sie haben höchſtens einzelne Stücke losbrechen und zerſtören können. Die gewaltige Grundlage

aber hat ihrem ohnmächtigen Rütteln und Schütteln nichts als das ruhig-klare Angeſicht ihrer erhabenen Größe entgegenzuſetzen nöthig gehabt.

Bald darauf ſchied auch Kaiſer Karl V. vom Leben. An den letzten Vorgängen in Deutſchland hatte er ſchon keinen unmittelbaren Antheil mehr genommen, den Religions-Frieden allerdings durch den römiſchen König Ferdinand abſchließen laſſen im Namen des Reiches, ſelbſt aber und ausdrücklich denſelben weder angenommen noch gebilliget. Denn zuwider, in der tiefſten und innerſten Seele zuwider, war ihm der Proteſtantismus, und ſcheint ihm, je älter er geworden, um deſto mehr haſſenswerth erſchienen zu ſein. Wo er freie und ungebundene Hände hat, in den Ländern, über welche er unmittelbarer Fürſt iſt, wird der Proteſtantismus auf das grauſamſte verfolgt. Es hat weſentlich dazu beigetragen, ihn ſatt und lebensmüde zu machen, daß er die Reformation in Deutſchland ſelbſt ſo hat emporkommen laſſen, daß ſie nun nicht mehr, ſelbſt mit Gewalt nicht mehr, wieder erdrückt werden kann. Dieſe Lebensmüdigkeit ſteigt bald nach dem Abſchluſſe des Religions-Friedens in Deutſchland auf den höchſten Grad. In Brüſſel legt der Kaiſer daher am 25. Octbr. 1555 zuerſt die Regierung über ſeine Niederlande, die er durch den Gewinn von Geldern und Friesland vermehrt hat, nieder und übergiebt ſie ſeinem Sohne, dem nachmaligen König Philipp II. An das deutſche Reich hatte er ſchon früher geſchrieben, der Regierung ebenfalls entſagt und die Fürſten und Stände an ſeinen Bruder gewieſen. Das Schreiben ſollte nach der Abſicht des Kaiſers früher eintreffen, es kam aber erſt auf den Reichstag zu Augsburg, als der Religions-Friede bereits abgeſchloſſen und veröffentlicht war. Indeſſen wird Karl V. von dieſer Zeit an nicht mehr als Kai-

ſer betrachtet. Mehrere Jahre verlaufen bis Ferdinand von den Fürſten und Ständen die Anerkennung als Kaiſer gewinnen kann. Karl V. aber hat am 17. Januar 1556 auch noch die Regierung aller ſeiner andern Lande auf Philipp II. übertragen und ſich darauf nach Spanien begeben.

Dort, aller irdiſchen Herrlichkeit entſagend, hat er das Kloſter des heiligen Juſtus bei Placentia bezogen, ſein eigenes Leichenbegängniß gefeiert, iſt bald darauf, am 21. Septbr. 1558, aus dem Leben geſchieden. In den Schriften, die der Sterbende hinterließ, empfahl er ſeinem Sohne und Nachfolger ganz beſonders die Unterdrückung der Ketzerei und die heilige Inquiſition. Treulich ſind die Könige Spaniens aus dieſem Hauſe dem Rathe ihres Stammhauptes gefolgt und Millionen und abermals Millionen Menſchen ſind durch die Inquiſition vernichtet worden. Aber welche Früchte hat Spanien davon getragen, daß die Inquiſition, von der Regierung gehalten, den furchtbarſten Prieſterzwang begründen, jeden freien Gedanken niederhalten durfte! Was iſt am Ende geworden! Sind die Banden nicht endlich geſprungen, hat das Volk von Spanien, nicht gebildet, nicht unterwieſen in dem ächten Geiſte des Chriſtenthums, ſich nicht bis auf den heutigen Tag in ein wildes und wüſtes Chaos, aus dem kaum eine Rettung zu ſein ſcheint, verloren! Und in denſelben Schriften, in denen der Kaiſer ſeinem Nachfolger die Unterdrückung des Proteſtantismus in ſo blutiger Weiſe anempfiehlt, räth er ihm auch, die benachbarten Mächte, und beſonders Frankreich, mit allen Mitteln, geraden und ungeraden, zu bekämpfen, damit ſie noch unter die ſpaniſche Macht fielen. Auch eine Lehre, welche Philipp II. getreulich befolgte. Wie nun Kaiſer Karl V. ſich ſtets als ein bitterer Feind der Reformation erwieſen, ſo hielt ſich auch ſein ganzes

Haus in dem Geiſte, den er ihm eingeflößt und den er begonnen. Sie betrachteten ſich, beide Linien des Hauſes, die ſpaniſche ſowohl als die deutſche, als die Häupter und die Spitzen des Katholicismus in Europa. Nur einer, Kaiſer Maximilian II., wird unter ihnen erſcheinen, der davon eine Ausnahme macht.

Der Religions-Friede des Jahres 1555 kann über den wahren Zuſtand der Dinge in Deutſchland nicht täuſchen. Er iſt von beiden Parteien nur als ein Auskunftsmittel für die nächſte Zukunft genommen worden, weil keine eben in dieſem Augenblicke für ſich die Zeit zum Kampfe als wohlgelegen betrachtet. Innerlich iſt der Unfriede lebendig und die Proteſtanten ſinnen, wie ſie ihren Glauben und ihre Kirche zur alleinherrſchenden in dem Reiche machen könnten, die Katholiſchen, wie ſie ihrer Kirche und ihrem Glauben das verloren gegangene Gebiet wieder gewönnen. Darauf zu ſinnen und zu denken, hält ſich jede Partei durch das Gewiſſen verpflichtet. Unter Millionen iſt damals kaum einer, welcher das Wort „Toleranz" kennen will. Jedermann, Hoch und Niedrig, Gelehrt und Ungelehrt, hält es für ſeine heilige Pflicht dafür zu ſorgen, daß ſeine Ueberzeugung und ſein Glaube von dem, der ihn noch nicht hat, angenommen werde.

Es iſt in dieſer Beziehung ſelbſt unter den Anhängern der Reformation offenbar noch ein katholiſches Element vorhanden und fürwahr kein Wunder, daß es noch vorhanden war. Denn Jahrhunderte lang hatte der Katholicismus, in deſſen Weſen es begründet iſt, ſolcher Geſinnung gegen Anders Gläubige zu ſein, auf den Deutſchen gelegen. Die Gedanken, Vorſtellungen und Begriffe, welche er mit ſich führte, waren daher tief in die Seelen der Menſchen eingedrungen, hatten feſte Wurzel in ihnen geſchlagen, ſo feſte, daß ſie ſelbſt von der Refor-

mation nur allmälig ausgetilgt werden konnten. Es iſt unbeſonnen der Reformation es vorzuwerfen, daß auch ihre Bekenner verfolgt, obwohl die Verfolgungen, die von ihnen ausgeübt, weder in ihrer Weiſe, noch in ihrer Dauer und Heftigkeit auch nur von fern mit denen verglichen werden können, die ausgegangen ſind von dem römiſchen Kirchenthume. Es iſt unbeſonnen, es ihr vorzuwerfen, daß auch ihre Bekenner ſich unter einander lange und heftig um Buchſtaben, Worte und Ausdrücke befehdet und des Geiſtes darüber vergaßen. Denn nicht die Reformation war es, welche dieſe Dinge erzeugte und erhielt, ſondern ſie waren ſelbſt unter ihren Bekennern und Freunden noch erzeugt von dem Geiſte, den das alte Kirchenthum ſeit Jahrhunderten unter den Menſchen feſtgeſtellt. Das Werk jener Jahrhunderte konnte ſelbſt von dem Geiſte des evangeliſchen Chriſtenthums nur allmälig aufgelöſt werden.

Während aber der bedeutendſte Stamm der großen germaniſchen Völker-Familie, die Deutſchen, alſo die Reformation empfangen und aufgenommen haben, daß ſie nicht völlig durchgedrungen, indem beſonders ein großer Theil der Fürſten ſchon durch die Art und Weiſe ſeiner fürſtlichen Würde an dem Katholicismus feſtgehalten worden, und derſelbe damit, obwohl die unermeßliche Mehrheit der Nation ſelbſt, wo ſie es vermochte, laut und öffentlich, wo ſie unter Zwang lag, doch im Herzen und im Stillen, ſich der Reformation zugewendet, doch in dem Reiche feſten Fuß behalten, hierdurch die Ausſicht auf Zwietracht und Spaltung eröffnet worden, iſt einem zweiten, doch an Zahl und Umfange minder bedeutenden Stamme derſelben germaniſchen Völker-Familie ein glücklicheres Loos in dieſer Beziehung gefallen.

Dieſer Zweig des großen germaniſchen Volksſtammes, dem ein glücklicheres Loos fiel als den Deutſchen, war die germa-

niſche, wiederum in mehrere Zweige getheilte Maſſe, welche den ſcandinaviſchen Norden bewohnt, die Normannen, Dänen und Schweden. Von Schweden aus war bereits im zwölften Jahrhundert das von Nicht-Germanen bewohnte Finnland gewonnen worden, und es war ſeit dieſer Zeit mit Schweden in einem Staatskörper vereiniget. In dem ſcandinaviſchen Norden hatte das Leben noch eine dürftige Geſtalt, die Sitten und Weiſen der Menſchen waren einfach, faſt rauh. Aber die alte germaniſche Tüchtigkeit und Kräftigkeit hatte gerade durch dieſe Rauhheit und gewiſſermaßen unter ihrem Schutz ſich beſſer erhalten als bei andern Germanen, die durch vielfache Verbindung mit den romaniſchen Völkern etwas von deren tiefverdorbenen Sitten angenommen. Was den Glauben und die Kirche anlangte, ſo theilte die ſcandinaviſche Welt die Schickſale der übrigen. Eine ſtolze, hoffärtige und verfolgungsſüchtige Hochprieſterſchaft, die niedere Prieſterſchaft in der gräßlichſten Unwiſſenheit, alſo daß ſie nicht im Stande war, die heilige Schrift zu leſen, viel weniger ſie zu verſtehen und ihren Geiſt zur Leuchte und Führerin der Menſchen zu machen.

Nothwendiger als anderwärts war im ſcandinaviſchen Norden und beſonders in Schweden, welches hier, um der Folgezeit willen, die größere Aufmerkſamkeit verdient, eine Reformation. Denn ſo habgierig war hier die Kirche aufgetreten, daß ſie den bedeutendern Theil des Grundes und des Bodens an ſich gebracht hatte. Von demſelben trug ſie in der Regel nichts zu den Ausgaben des Staates bei, da hier, wie allerwärts, von der Prieſterſchaft den Menſchen gelehrt und als ein heiliges Stück des Glaubens eingeprägt worden, daß das Gut der Kirche eigentlich das Gut Gottes ſei und daher von der Welt nichts von demſelben gefordert werden dürfe. Wo nun die Natur ihre Gaben ſo ſpärlich wie über den ſcandina-

viſchen Norden ausgebreitet, war es eine unbedingte Nothwendigkeit, alle vorhandenen Mittel und Kräfte zuſammen zu nehmen, damit das Leben erhalten werde. Das unermeßliche Gut, welches die Kirche dem Leben entriſſen, mußte für dasſelbe wieder gewonnen werden. Schon die damalige Zeit fühlte und wußte es, daß, was an die Kirche gefallen, dem Leben verloren war, denn ſie ſagte von ſolchen Gütern, daß ſie „zur todten Hand" gekommen wären. Der ſcandinaviſche Norden konnte ſchon aus dieſem Grunde nicht bei dem Katholicismus ausdauren; er würde mit demſelben vertrocknet ſein.

Nun ſchienen ſich gleich bei dem Aufkommen der Reformation in Deutſchland die Verhältniſſe im ſcandinaviſchen Norden für die Aufnahme derſelben ſehr günſtig geſtaltet zu haben. Nicht allein, daß das Volk hier als ein rein-germaniſches einem Glauben und einer Kirche geneigt war, welche beſonders die ſittliche Bedeutung des Chriſtenthums hervorhub, es wären auch hier die Biſchöfe zwar Mitglieder des Reichstages und dadurch gewiſſermaßen Mitherren des Reiches, aber doch keine Fürſten, weil es ſolche im ſcandinaviſchen Norden neben der oberſten Staatsgewalt gar nicht gab. Das ganze ſeltſame Verhältniß der Biſchöfe, das in dem deutſchen Reiche ſo weſentlich dazu beiträgt, den Katholicismus zu erhalten, fehlt hier. Auch das Staatsoberhaupt, der König, ſeit 1513 Chriſtiern II., ſchien ſich für die Reformation Luthers erklären zu wollen. Es kam indeſſen nicht wirklich dazu, denn der König ward an dem offenen Ausſprechen gehindert durch die politiſchen Stürme, welche die drei Lande bewegten. Seit dem Jahre 1397 waren ſie, nachdem die alten Königshäuſer ausgeſtorben, durch die ſogenannte calmariſche Union in einen Staatskörper vereinigt. Frei und gleich, jedes mit ſeinem beſondern Reichstage, ſollten, ſo war damals beſtimmt worden,

die drei Lande fortan unter demſelben König, der von den Reichstagen gewählt ward, zuſammenſtehen. Indeſſen ward dieſe Union doch von den Schweden, mit einem ſtarken Nationalgefühl begabt, als eine Fremdherrſchaft, als eine däniſche Tyrannei betrachtet. In faſt fortwährendem Aufſtande befanden ſie ſich daher gegen die Unionskönige. Chriſtiern II. konnte von Schweden keinen Gehorſam gewinnen und griff, ein ſtarker und kühner Mann, zum Schwerte, um ihn zu erzwingen. Die Schweden beſtanden vor dem Heere des Königs nicht und Chriſtiern II. bemeiſterte ſich des Landes. Nun ließ er über Schweden und Finnland ein grauſames Gericht ergehen, das beſonders Adel und Vornehme traf. Mehr als ſechshundert edle Häupter fielen; an einem Tage in Stockholm am 8. Nov. 1520 über hundert auf einmal. Dieſer Tag wird das ſtockholmer Blutbad genannt. Nachdem er das Land mit Blut und Thränen getränkt, verließ er es 1521 wieder, hoffend, daß die gezeigte Strenge und die däniſchen Beſatzungen, die er zurückließ, ihm den Gehorſam Schwedens auf immerdar ſichern würden.

Chriſtiern II. hatte bis jetzt ſeltſam in der Mitte zwiſchen Katholicismus und Proteſtantismus entſtanden, bald dem Ablaßkrämer Arcimbold, den Pabſt Leo X. auch in den hohen Norden geſendet, freies Spiel geſtattet und die ungehorſamen Schweden in den Bann der heiligen Kirche thun laſſen, bald wieder evangeliſche Prediger geduldet. Fortan aber war die Einführung der Reformation in Schweden durch ihn faſt eine Unmöglichkeit, ſo großen Haß der Menſchen hatte er durch ſeine blutigen Thaten auf ſich geladen. Aber es geſchah, daß ein Jüngling von edlem Stamme Guſtav Erichſon, gewöhnlich Waſa zugenannt, Großvater des ritterlichen Guſtav Adolf, ſich gegen die Tyrannei des Dänenkönigs erhub und zuerſt

Schwedens kräftige Bauerſchaft unter die Waffen brachte. Schon im Jahre 1521 ward er von dem Reichstage zum Verweſer des Reiches ernannt, und als er bis zum Jahre 1523 das Werk der Befreiung Schwedens und Finnlands vollendet, entging ihm auch die königliche Würde nicht, denn Niemand in Schweden wollte die Union, die nur als däniſche Herrſchaft und Tyrannei angeſehen ward. Am 6. Juni 1523 ward Guſtav zum König der Schweden ernannt.

Der neue König war bereits innerlich durch Gründe des Glaubens und der Ueberzeugung für die Reformation geſtimmt, er ward aber auch zu ihr durch andere Verhältniſſe noch getrieben. Das Königthum und das Land, beide waren durch die Habſucht der römiſchen Kirche verarmt, beide mußten vertrocknen, wenn dieſer Katholicismus fortdauerte. Langſam und vorſichtig aber bereitete Guſtav die Einführung der Reformation vor. Er wollte ſie den Menſchen nicht eher geben, als bis ſie gekannt, bis die Ueberzeugung von ihrer Wahrheit die Gemüther würde durchdrungen haben. Auch war es nicht ungefährlich für ſein junges Königthum, beſonders bei der großen Macht der Biſchöfe in dem Lande, ſich vorſchnell zu erklären. Darum vermied er noch geraume Zeit wenigſtens den äußerlichen Bruch mit Rom, achtete zwar nicht auf die Aufforderung Pabſt Adrians VI., die Lutheriſchen mit Feuer und Schwert auszurotten, feierte aber doch noch das Jubeljahr, welches Leo X. 1525 ausgeſchrieben. Die evangeliſchen Prediger aber genoſſen ſeinen Schutz. Frei und ungehindert durften ſie durch das Land ziehen und ihren Glauben verkünden. Nachdem ihm Alles hinlänglich vorbereitet ſchien, ließ er durch Schlüſſe des Reichstages zu Westerås die lutheriſche Reformation einführen. Dabei ward beſtimmt, daß der König einen Theil des übermäßigen Reichthumes der Biſchöfe an

ſich nehmen, der Adel zurücknehmen könne, was ſeit dem Jahre 1454 von ſeinen Gütern an die Kirche gekommen. Dadurch ward das, was für das Leben iſt und für daſſelbe ſein ſoll, was die Kirche niemals hätte nehmen ſollen, ihm wieder gewonnen. Die wahre Kirche verlor nichts, ſie gewann nur durch dieſen Verluſt. Von beſonders günſtigem Einfluß war die Einführung der Reformation auf Finnland. Jetzt zuerſt ward der Verſuch gemacht, die religiöſen Wahrheiten in finniſcher Sprache zur Erleuchtung und Verſittlichung des Volkes darzuſtellen. Auch ward 1548 das neue Teſtament in die finniſche Sprache überſetzt.

Faſt war es indeſſen mit der Einführung der Reformation in Schweden noch um mehrere Jahre zu früh und beſonders die Bauerſchaft noch nicht genugſam in dem Glauben unterrichtet. Daher erheben ſich die Bauern in einigen Provinzen Schwedens einigemal ſogar mit den Waffen für die alte Kirche und Guſtav muß ſie gewaltſam niederkämpfen. Das ſind bei den Germanen nur ſeltene und vereinzelte Fälle, daß ſie ſich für das alte Kirchenthum erheben, wenn ſich die Staatsgewalt für die neue erklärt hat.

Nicht ſo leicht kommt es mit der Einführung der Reformation in Dänemark. Chriſtiern II. hat weiter weder an ſie noch auch an kräftige Bekämpfung des ſchwediſchen Aufſtandes denken können. Denn unter den Dänen ſelbſt iſt ein Aufruhr gegen ihn ausgebrochen. Mild und freundlich erweiſt ſich der König den Bürgern und den Bauern, hart aber und gewaltthätig dem Adel und den Prälaten, welche nach immer größerer und größerer Einſchränkung der königlichen Macht zu eigenem Nutz und Frommen ſtreben. Vor ihnen muß Chriſtiern II. am Anfange des Jahres 1523 aus ſeinem Reiche entrinnen. Er ging in die Niederlande, auf das Gebiet ſei-

nes Schwagers Kaiſer Karls V., deſſen Schweſter ſeine Gemahlin war. Von nun an hielt ſich Chriſtiern II. wieder ganz katholiſch, damit er die Hülfe des mächtigen Kaiſers gewönne. Kaiſer Karl V. erklärte nun auch des Königs Sache für ſeine eigene und hätte auch hier, da der König wieder katholiſch geworden, gern für den Katholicismus und gegen den Proteſtantismus kräftig gearbeitet, wenn er es nur vermocht. Aber ſchon beſchäftigten ihn viele andere Dinge zu ſehr, als daß er große Kräfte auf dieſe Seite noch hätte richten können. Unterdeſſen hatten Dänemark, mit welchem Norwegen vereinigt blieb, dem Ohm Chriſtierns II., Herzog Friedrich von Hollſtein, die Krone aufgetragen. Auch in Dänemark war die Gewalt des Reichstages größer als die Gewalt des Königs und die Biſchöfe ſpielten auf demſelben mit dem Adel eine ſehr bedeutende Rolle. Waren die Biſchöfe hier auch nicht Fürſten, wie in Deutſchland, und drohete ihnen nicht mit der Annahme der Reformation das Fürſtenthum verloren zu gehen, ſo drohete ihnen doch der Verluſt des weltlichen Gutes und der irdiſchen Macht. Sie hielten daher auch hier an dem Katholicismus feſt. König Friedrich I. war um ſo mehr genöthiget mit ſeiner Liebe für die Reformation zurückzuhalten, als die Liebe zu ihr, was in ſo wenigen Jahren auch kaum zu erwarten, noch nicht die ganze Maſſe des Adels und des Volkes durchdrungen. Doch ſetzte er auf dem Reichstage von 1527 den Beſchluß durch, daß beiden Parteien gleiche Duldung in dem Reiche ſein ſollte, bis eine allgemeine Kirchenverſammlung den ganzen Streit würde entſchieden haben. In dem Jahre 1530 ward dieſer Beſchluß wiederholt.

Doch hatte die Reformation noch nicht in Dänemark obgeſiegt, als die ganzen ſcandinaviſchen Lande von einer nicht unbedeutenden Gefahr ſich bedroht ſahen. Nicht ohne die Un=

terſtützung Kaiſer Karls V. landete der vertriebene Chriſtiern II. in Norwegen. Es war dabei auf die Zerſtörung des Proteſtantismus in dem ganzen ſcandinaviſchen Norden abgeſehen. Die noch vorhandenen katholiſchen Elemente ſollten zu einer kräftigen Reaction benutzt werden. Es erklärte ſich nun auch Norwegen für Chriſtiern II.; es waren gerade in Norwegen die meiſten katholiſchen Elemente übrig geblieben. Indeſſen traten Friedrich I. und Guſtav zuſammen und Chriſtierns II. Unternehmen zerran in nichts. Er ſelbſt mußte ſich 1532 gefangen geben und büßte ſein kühnes Unternehmen mit lebenslänglicher Haft.

Die Sache der Reformation des ſcandinaviſchen Nordens war indeſſen mit ſeinem Falle noch nicht ganz entſchieden. Nach dem Tode König Friedrichs I. 1533 erhuben die Biſchöfe und die katholiſche Partei Dänemarks noch einmal das Haupt. Das eintretende Zwiſchenreich wollten ſie benutzen, die Reformation wieder rückgängig zu machen. Friedrich I. hatte zwei Söhne hinterlaſſen, Chriſtian, der proteſtantiſch, Johann, der katholiſch war. Da ſie Johanns Wahl nicht durchſetzen konnten, ſuchten ſie wenigſtens Chriſtians Wahl zu verzögern, um vorher die Reformation wieder vernichten zu können. Indeſſen griff die deutſche Hanſeſtadt Lübeck, mächtig damals noch und gewaltig, zu den Waffen gegen Dänemark, angeblich für den gefangenen Chriſtiern II. Bürger und Bauern rief Lübeck gegen den Adel zu den Waffen. In dieſer Noth ſah der däniſche Reichstag ſich gedrungen, weil Angriff von Außen, Empörung im Innern war, Chriſtian III. zum König zu wählen 5. Juli 1534. Die Biſchöfe hatten ſich dieſer Wahl nur nach großem Widerſtreben gefügt, denn ſie kannten Chriſtians III. Geſinnungen wohl. Auch täuſchten ſie ſich nicht. Denn kaum hatte er das Reich be=

ruhiget und unterworfen, als er an einem Tage, am 20. Aug. 1536, alle Biſchöfe greifen und ſie zur Unterſchrift des Verſprechens nöthigte, ſich der Kirchenverbeſſerung nicht zu widerſetzen. Nun erſt konnte der Reichstag 1536 in Freiheit die Einführung der Reformation beſchließen, die alsbald ohne weiteren Widerſtand erfolgte. Die Biſchöfe in Unfreiheit ſetzen, war hier das einzige Mittel, Dänemark in Freiheit zu bringen. So war die Reformation in dem ganzen ſcandinaviſchen Norden ausgebreitet, entſtand und beſtand hier in den Formen des ſtrengen Lutherthums. In dem ſcandinaviſchen Norden behielten indeſſen die Kirchenvorſteher den Namen Biſchöfe bei. Auch behielt die Kirche Sitz und Stimme auf den Tagen des Reiches, aber viele von den alten katholiſchen Biſchöfen konnten die untergegangene Herrlichkeit nicht vergeſſen und den Schmerz über ihren Verluſt nicht überwinden. Eine kleine katholiſche Partei blieb doch auch in dem ſcandinaviſchen Norden zurück, nur war ſie zu unbedeutend, um als eine Spaltung in der Nation angeſehen werden zu können.

Von den beiden Reichen, die nun vorhanden, da Norwegen mit Dänemark vereinigt blieb, war Schweden nicht ſowohl durch äußern Umfang als vielmehr durch innern Gehalt das bedeutendere. Der ſchwediſche Reichstag, der aus den Abgeordneten des Adels, der Geiſtlichkeit, der Bürger und der Bauern beſtand, war klug und patriotiſch genug, das Recht der Königswahl aufzugeben, welches nur Unruhe und verderbliche Parteiung erzeugte. Auf dem Reichstage zu Örebo 1540 ward die Erblichkeit des Thrones in dem Geſchlechte Guſtavs feſtgeſetzt. Die ſchwediſche Macht fing unter Guſtav an in dem übrigen Europa bemerkt zu werden. Guſtav ſelbſt aber trug dazu bei, ſie doch wieder bedeutend zu ſchwächen. Seinem älteſtgebornen Sohne Erich wollte er ob ſeines wüſten und wilden

Lebens nicht das ganze Reich überantworten. Daher überließ er ihm zwar ſterbend das Königreich, aber ſeinem zweitgebornen Sohne Johann gab er Finnland als ein Herzogthum, an den dritten Magnus Oſtgothland, an den vierten Karl, der damals noch ſehr jung war, nachmals der Vater Guſtav Adolfs ward, Südermannland. Dieſe Herzöge waren faſt unabhängig von dem König gemacht und damit die einige Kraft des ſchwediſchen Reiches gebrochen. Es mußte dieſes Verhältniß wieder vernichtet werden, wenn Schweden in Zukunft ein Retter der Proteſtanten Deutſchlands werden ſollte. Guſtav aber ſtarb am 29. Sept. 1560, nicht lange nachdem der Religionsfriede in Deutſchland geſchloſſen. Voraus war ihm ſchon König Chriſtian III. von Dänemark gegangen, der am 1. Jan. 1559 geſtorben. Dänemark ſtand an innerer Kraft weit hinter Schweden zurück. Der Reichstag, auf dem der Adel den Meiſter ſpielte, behauptete das Recht der Königswahl, ſchränkte die königliche Macht immer mehr und mehr ein, brachte dadurch das Reich um den einigenden und kräftigenden Mittelpunkt, der allein in dem Königthume ruhen kann, der allein Rettung aus großen Gefahren bringen kann. Die Bauern befanden ſich in Dänemark faſt insgeſammt in dem Zuſtande der Leibeigenſchaft. Norwegen ward von den Dänen wie eine eroberte Provinz behandelt.

Ueberſiehet man das Ganze der Ereigniſſe, ſo iſt es doch von einer entſcheidenden Wichtigkeit, daß ein germaniſcher Stamm, dieſe Scandinavier, ſich ganz und unbedingt für die Reformation und zwar für die lutheriſche Reformation ausgeſprochen, während bei dem germaniſchen Stamme der Deutſchen eine Spaltung eingetreten. Jene können es, zumal in ſo große Nähe und Nachbarſchaft geſtellt, kaum dulden, daß ihren deutſchen Glaubensgenoſſen der Proteſtantismus wieder

gewaltſam entriſſen werde. Die Einigung hier iſt um ſo nothwendiger, als unter die deutſchen Proteſtanten bereits die erſten Keime einer Spaltung in ſich ſelbſt gekommen, welche nachmals weiter und weiter greifend die Kraft des geſammten deutſchen Proteſtantismus dem römiſchen Katholicismus gegenüber weſentlich und bedeutend geſchwächt hat. Nicht wenig hat es zu dem Gange der Weltereigniſſe überhaupt und zu dem Gange des dreißigjährigen Krieges insbeſondere beigetragen, daß die Reformation gewiſſermaßen in zwei Familien auseinandergegangen iſt, welche obwohl ſie im Weſentlichen auf demſelben Grund und Boden ſtehen, doch über das Einzelne ſich allmälig bis auf das Aeußerſte verfeinden, wild und heftig, nach der Sitte und dem Geiſte der damaligen Zeit, ſich oftmals um nicht mehr als um Worte und Ausdrücke ſtreitend.

Die zweite Familie der Reformation iſt in der Schweiz emporgekommen und auch eine urſprünglich deutſche. Die Schweiz beſtehet eigentlich aus drei verſchiedenen Theilen, den Cantonen, den Eidgenoſſen, den zugewandten Orten, wie Graubündten und Wallis, die mit den Eidgenoſſen nur in einem Bündniß ſtanden, und den ſogenannten gemeinen Herrſchaften, welche von den Cantonen beherrſcht wurden. Die Cantone bildeten eben ſo wenig als die Fürſten und Stände in dem deutſchen Reiche einen feſtgeſchloſſenen und eng=verbundenen Staat. Die Tagesſatzung ſollte das vereinigende Band geben, gab es aber nur höchſtens nach Außen zu; im Innern bewegten ſich die Cantone ziemlich frei und ſelbſtſtändig.

Faſt zu derſelben Zeit wie Luther in dem Reiche trat in Zürich Ulrich Zwingli auf, der nur wenige Wochen jünger als Luther war. Ob er mit dieſem gleich auf demſelben Bo=

den ſtand, ſo hatte ſeine Reformation doch eine in etwas von der lutheriſchen verſchiedene Wendung. Während Luther nichts von dem Beſtehenden wollte hinweggenommen wiſſen, was nicht in Widerſpruch mit Wort und Geiſt der Schrift ſei, wollte Zwingli nichts in der Kirche dulden, was nicht ausdrücklich aus der Schrift erwieſen und erhärtet werden könnte. Luther ordnete die Kirche der fürſtlichen Gewalt unter, die ihm die Hüterin, die von Gott geſetzte Hüterin nicht allein des Weltlichen, ſondern auch des Geiſtlichen war. Die ſchweizeriſche Reformation entſtand auf republikaniſchem Boden. Die Kirchenverfaſſung empfing deshalb auch einen republikaniſchen Anſtrich. Die Kirche Zwingli's, zu welcher nachmals als zweiter Stifter Calvin, der Franzoſe, tritt, zeichnete ſich noch vor der lutheriſchen dadurch aus, daß ſie mit noch größerer Strenge auf Reinheit und Einfachheit des Lebens und der Sitte drang. Die Gemüther wurden in der Schweiz von Zwingli's feuriger Predigt doch nicht ſo ergriffen, nicht ſo allgemein ergriffen, wie die Gemüther der Menſchen in dem deutſchen Reiche von der Lehre Luthers und ſeiner Geiſtesgenoſſen. Während in dem Reiche etwa neun Zehntheile der Nation ſich für die Reformation entſcheiden, geſchiehet in der Schweiz daſſelbe allmälig etwa von der einen Hälfte der Menſchen. Man befindet ſich in dieſer Schweiz doch ſchon auf einem etwas andern Boden. Die Germanen hier ſind dicht in die Nachbarſchaft der Romanen geſtellt, aus den romaniſchen Ländern herüber wehet ſchon ein ſtärkerer Einfluß und es giebt ſich dieſer in einem größeren Halten an dem römiſchen Katholicismus kund. In Zürich zuerſt wird die ſchweizeriſche Reformation eine äußerliche Thatſache, die alte Kirche bricht zuſammen und die neue entſteht. Es geht dabei auf die Weiſe zu, die in der Republik nothwendig iſt. Keine Neuerung wird in's Werk geſetzt, zu der nicht

die ſtädtiſche Gemeine ihre volle Zuſtimmung gegeben. Der große Rath ruft die Meinung der Menſchen nicht hervor, er folgt ihr nur.

Mit ſeinem offenen, klaren und unzweideutigen Ausſprechen für die Reformation ſtand Zürich ziemlich geraume Zeit allein, und es fielen auf der Tagesſatzung die drohendſten Worte gegen Zürich. Aber in Sanct Gallen, Baſel, Bern, Glarus, Appenzell und Graubündten regte ſich die Reformation ebenfalls unter den Menſchen. Schon im Jahre 1526 beſchloſſen im letzteren Lande die freien Gemeinen, daß es jedem freiſtehe bei der alten Kirche zu bleiben oder zu der neuen, der evangeliſchen, zu treten. In Bern und Sanct Gallen ward 1528, in Baſel 1529 die Reformation förmlich angenommen. Doch nicht eher hatte ſie durchgeſetzt werden können, als bis die Verfaſſungen der kleinen Staaten zum Theil geändert, die Gewalt in die Hände von Neugläubigen gebracht worden. Andere Cantone ſchwankten noch unbeſtimmt zwiſchen dem Alten und dem Neuen; aber in Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Luzern und Freiburg blieb der Katholicismus ſtark und faſt unerſchüttert. Beſonders die fünf erſtgenannten Orte zeigten den größten katholiſchen Eifer. Wie die proteſtantiſchen Fürſten in dem Reiche die vaterländiſch-deutſchen Intereſſen vor den Glauben und der Kirche an Frankreich dahingeben, ſo wollten hier die fünf katholiſchen Orte die Intereſſen der Eidgenoſſenſchaft für die alte Kirche aufgeben an das Haus Spanien-Habsburg. Sie unterhandelten mit dem römiſchen König Ferdinand um bewaffnete Hülfe zur Unterdrückung der Evangeliſchen. Zürich und Bern ſchloſſen dagegen 1528 für gemeinſame Vertheidigung das ſogenannte chriſtliche Bürgerrecht. Die gegenſeitige Erbitterung war auf einen hohen Grad geſtiegen und beſonders durch die Verhältniſſe der

gemeinen Herrſchaften, über welche einige Cantone gemeinſam die Herrſchaft beſaßen, ward ſie täglich genährt. Denn die Evangeliſchen wollten auch hier die Reformation einführen, die Katholiſchen ihre Kirche erhalten. Beide Theile ſahen ſich als Ketzer und Verräther an. Die fünf Orte ſchloſſen 1529 den Bund mit Ferdinand förmlich ab. Aber es war hier wie im ſcandinaviſchen Norden. Die Kraft der katholiſchen Hauptmacht des Hauſes Spanien-Habsburg war ſchon zu vielfach anderwärts beſchäftiget, als daß ſie fremden Glaubensgenoſſen eine bedeutende Unterſtützung hätte gewähren können. Zürich nahm kühn die Waffen; die Katholiſchen erſchracken vor dem gewaltigen Sturme, der ihnen drohete, wenn auch die andern Evangeliſchen noch zu den Waffen greifen ſollten. Es ward daher 1529 ein erſter Religions-Friede geſchloſſen. Die fünf Orte mußten das Bündniß mit dem König Ferdinand abthun, für die gemeinen Herrſchaften ward beſtimmt, daß die Mehrheit der Menſchen in den Kirchſpielen über den Glauben entſcheiden ſollte. Unterdeſſen ſiegte die Reformation in Schaffhauſen und Graubündten 1529, in Glarus 1530 ob.

Aber die fünf Orte waren nicht gemeint, den Frieden auch zu halten; ſie blieben in fortwährender Verbindung mit dem Hauſe Spanien-Habsburg. Die evangeliſchen Cantone, und namentlich Zürich, ſuchten ſich deshalb den Proteſtanten in Deutſchland anzuſchließen. Auch ward ihnen von dieſer Seite einigermaßen, vorzüglich durch den Landgrafen Philipp von Heſſen, hülfreich entgegengearbeitet; nichts hätte dieſer Fürſt lieber geſehen, als daß die Kräfte des geſammten deutſchen Proteſtantismus durch die Aufnahme der Schweizer in den ſchmalkaldiſchen Bund vereiniget würden. Es ward auch 1529 ſtark darüber verhandelt. Aber Luther meinte, daß die Schweizer nicht aufgenommen werden könnten, wenn nicht erſt erwieſen, daß

eine vollſtändige Uebereinſtimmung im Glauben Statt habe. Nun war aber zwiſchen beiden Reformatoren faſt gleichzeitig mit ihrem Auftreten gegen Rom ein gewaltiger Streit ausgebrochen. Es war der bekannte Abendmalsſtreit, der ſo lange wie eine eherne Mauer zwiſchen den beiden Familien der Reformation geſtanden hat. Anſcheinend, und beſonders auf dem Standpuncte der Gegenwart nur von einer geringen Erheblichkeit, hatte er doch einen tiefen, innern Grund und berührte das Weſen beider Reformatoren und beider Reformationen. Luther wollte ſich von dem Herkömmlichen und in der Kirche allmälig Gewordenen nicht weiter entfernen, als die Worte der Schrift ihn unbedingt nöthigten. Das Beſtehende, welches der Schrift nicht durchaus zuwider, ſollte nicht umgebrochen werden. Die lutheriſche Reformation war Reſtitution, nicht Revolution. Im Weſentlichen wollte Luther die alte lateiniſche Kirche wieder herſtellen, wie ſie in der erſten Zeit und vor dem Verderben geweſen, das ſeit dem vierten und fünften Jahrhundert beſonders hereingebrochen. Zwingli aber ſtellte ſich ganz frei und unabhängig auf die Schrift. Luther wollte ſich, ſeinem Grundgedanken gemäß, um keinen Preis das Myſterium im Abendmale entreißen laſſen, und das Religionsgeſpräch zu Marburg zwiſchen Zwingli und den Lutheriſchen zerſchlug ſich 1529. Die Reformatoren ſchieden in Unfrieden auseinander. Die ſchweizeriſche Anſicht fing indeſſen an auch in das Reich einzudringen. Schon auf dem Augsburger Reichstage von 1530 hatten die vier Städte Straßburg, Memmingen, Conſtanz und Lindau dem Kaiſer ein anderes Glaubensbekenntniß als die Lutheriſchen eingegeben, darin ſie, ſonſt übereinſtimmend, in der Lehre vom Abendmal den zwinglianiſchen Anſichten folgten. Gering in ihren erſten Anfängen wird die Spaltung des Proteſtantismus in dem deutſchen

Reiche unter dem Fortgange der Ereigniſſe von großer Wichtigkeit.

Die Schweizer aber, ſonder Verbindung mit dem Reiche, mußten den Streit unter ſich allein ausfechten. Als die Evangeliſchen ſahen, daß der jüngſt geſchloſſene Religions-Friede ſo nicht von Dauer ſein werde begehrten ſie von den katholiſchen Orten, daß ſie in ihren eigenen Gebieten das evangeliſche Bekenntniß dulden ſollten. Als eine verneinende Antwort erfolgte, griff Zürich allein und vorſchnell gegen die fünf Orte zu den Waffen. Da ward die Schlacht bei Cappel am 11. Oct. 1531 geſchlagen, in der die Evangeliſchen ſieglos blieben, Zwingli ſelbſt den Tod fand. Was Luther um keinen Preis gethan haben würde, eine weltliche Waffe faſſen für die Vertheidigung des Glaubens, das hatte Zwingli mit Freudigkeit gethan. Weiter vom Katholicismus als die Lutheriſchen entfernt, iſt unter den Zwinglianern überhaupt eine größere Bereitwilligkeit Alles an den Glauben zu ſetzen, ein ſtärkeres und durchdringenderes Feuer als unter dieſen. Jetzo ſchien der Katholicismus in der Schweiz ſein Haupt wieder kräftig erheben zu wollen. In der That ward die evangeliſche Minorität aus Solothurn vertrieben und in Glarus riſſen die Katholiſchen die Gewalt wieder an ſich. Aber weitere Erfolge vermochten die fünf Orte aus dem Siege von Cappel nicht zu ziehen. Vom Kaiſer Karl und vom König Ferdinand blieben ſie ohne weitere Hülfe, die andern Evangeliſchen rüſteten und droheten und ſo mußten ſie noch 1531 einen abermaligen Religions-Frieden ſchließen. Bitterkeit, Feindſchaft, Haß und Reibungen dauerten noch lange fort, aber zu einem großen Streite kam es in der Schweiz doch nicht wieder.

Bei der damaligen Stimmung der Menſchen iſt der Ausbruch entweder eines großen und allgemeinen, auf allen Punc-

ten zugleich auflodernden Glaubenskampfes, oder doch der Ausbruch mehrerer ſolcher die verſchiedenen Lande zu verſchiedenen Zeiten ergreifender Kämpfe kaum zu vermeiden. Liegt es auch nicht in der Natur und dem Weſen des Proteſtantismus, mit den Waffen aufzuſchreiten, um Ausbreitung zu gewinnen, ſo iſt doch unter den erſten Proteſtanten der glühende Wunſch, daß ihr Glaube das Herrenthum über Europa gewinnen möge, vorhanden. Nicht anders als Abgötterei, als der Abgrund alles Verderbens erſcheint ihnen der Katholicismus, und es fehlt, beſonders unter den Anhängern der zweiten reformatoriſchen Familie, nicht an ſolchen, die es als heilige Pflicht preiſen, für die Ausbreitung des wahren Glaubens ſelbſt mit allen Mitteln zu ſorgen. Der Katholicismus iſt zwar unter den erſten Anfängen der Reformation als etwas matt erſchienen. In dem deutſchen Reiche haben ſelbſt die Biſchöfe keinen beſondern Eifer gezeugt. Aber ſchon iſt er im Begriff ſich wieder zu ermannen, und wenige Jahre nach den zuletzt erzählten Ereigniſſen wird der Orden der Jeſuiten gegründet, welcher die katholiſche Welt mit einer verſtärkten Gluth des Ketzerhaſſes erfüllen und allenthalben das Panier des Angriffes, des Kampfes und jeglicher Grauſamkeit gegen Anders Gläubige vorantragen wird. Darum iſt die Spaltung in zwei Familien für die Reformation ein ſchweres Unglück. Alle Kräfte des Angriffs und alle Kräfte des Widerſtandes werden dadurch gelähmt ſein.

Bis in die Mitte des Jahrhunderts hinein ſtehen indeſſen die Ausſichten zwar nicht allenthalben, aber doch vieler Orten, nicht ungünſtig. Nicht auf die germaniſche Welt allein ſcheint ſich die Reformation beſchränken zu ſollen; auch in die romaniſche will ſie eindringen. Je mehr ſich die Germanen den Grenzen der romaniſchen Welt nähern, um deſto weniger tritt unter den Maſſen der Geiſt ſchnell und allgemein für die Re-

formation auf. Es wehet ſchon etwas von dem romaniſchen Geiſte herüber. Bei den Romanen tritt daſſelbe in umgewendeter Weiſe hervor. Je näher ſie den Grenzen der germaniſchen Welt ſtehen, um deſto größer iſt die Empfänglichkeit, welche ſie für die Reformation zeigen. Je weiter ſie von den Germanen entfernt und abgeſchieden leben, je weniger iſt die Reformation die Geiſter zu gewinnen im Stande. Es wehet zu den ferner Stehenden gar nichts von dem germaniſchen Geiſte, von dem die näher Stehenden doch nicht ganz unberührt bleiben. Alſo ſind die Weiſe der Nationen verſchieden, und dieſe Verſchiedenheit iſt für das Aufkommen oder die Unterdrückung der Reformation etwas ſehr Bedeutendes, wenn ſie auch keinesweges das allein Entſcheidende iſt.

Das größte und ſchönſte aller romaniſchen Lande, Frankreich, ſtehet um die Mitte des Jahrhunderts auf dem Spiele, ob es in ſeiner Geſammtheit für, ob gegen die Reformation ſich entſcheiden wird. Die Reformation dringt zuerſt mit aller ihrer Kraft in ein kleines Gebiet, in welchem zwar franzöſiſch geſprochen wird, das aber zu dem großen franzöſiſchen Reiche nicht gehört. Die Stadt Genf, angeſehen als zum deutſchen Reiche gehörig, ſtand unter der Herrſchaft ihres Biſchofs. Der Reformation hold geworden, verjagte ſie ihn 1533 und führte die Reformation in zwinglianiſcher Weiſe 1534 ein. Da ergriff Karl III., Herzog von Savoyen, längſt lüſtern nach dem Beſitz der ſchönen Stadt, die Waffen für die Aufrechterhaltung des alten Glaubens. Aber Genf bündete ſich mit Bern, und unglücklich ſtritten die Waffen von Savoyen gegen Bern. Nicht allein, daß die Freiheit Genfs behauptet ward, Bern eroberte auch das ſchöne Waadtland und führte hier ebenfalls 1536 die Reformation ein. Auch auf dieſem Puncte der Welt hätte Kaiſer Karl V. gern entgegengearbeitet. Aber er

vermochte weiter nichts, als kaiſerliche Abmahnungsſchreiben zu ſenden, nach denen Bern nicht fragte. Das kleine Genf aber ſchwang ſich auf geraume Zeit zu einer nicht unbedeutenden Wichtigkeit empor. Es ward die Metropole der Reformation beſonders für das benachbarte Frankreich. Eine franzöſiſche Univerſität ward hier geſtiftet, romaniſche, beſonders franzöſiſche Gelehrte, die wegen ihres Glaubens aus der Heimath hatten entweichen müſſen, flüchteten hierher und ſuchten von hier aus die Sache der Reformation in dem großen Vaterlande zu fördern und emporzubringen.

Als Stern erſter Größe glänzte unter ihnen Jean Calvin. Im Jahre 1536 erſchien Calvin zuerſt in Genf und lebte dort mit einigen Unterbrechungen bis an ſeinen Tod, der im Jahre 1564 erfolgte. Calvin ward gewiſſermaßen der zweite Stifter dieſer Familie der Reformation. Nicht die deutſche Gemüthlichkeit, Geradheit und Liebe waltete wie in Luther in Calvin vor, ſein Weſen war ſtrenge, faſt düſter. Seine Anſichten hatten ſelbſt eine Seite, auf denen ſie, dem großen Gegenſatze in anderen Dingen zum Trotze, ſich doch wieder an den Katholicismus anſchloſſen. Er wollte eine ſtrenge, hierarchiſche Ordnung in der Kirche, er empfahl ſelbſt das Kloſterweſen, nur ſollte es ohne die ewigen, bindenden Gelübde ſein. Die Spaltung mit den Lutheriſchen blieb, obwohl Calvin ſich einmal bereit erklärt, das Augsburgiſche Glaubensbekenntniß anzunehmen. Sie ward ſelbſt ſchroffer und beſtimmter, als die Schweizer und Franzoſen ihr Glaubensbekenntniß zu Zürich 1566 aufſtellten.

Dieſe Reformation nun war in einem ſtarken und bedeutenden Zuge in das benachbarte Frankreich eingedrungen. Aber wenn ſie in Frankreich Herr werden ſollte, ſo mußte ſich das Königthum für ſie entſcheiden. Aber König Franz I. blieb

katholiſch wie Kaiſer Karl V., und mehrere Dinge mußten ihn in ſeinem Katholicismus ſtärken. Zuerſt blieb die Majorität der Franzoſen katholiſch und mitten in ſeinem Kampfe gegen den Kaiſer, der mehr als einmal das Daſein bedrohte, konnte Franz I. nicht das gefährliche Wagniß unternehmen wollen, ſich wider die Majorität ſeiner Nation für die Reformation auszuſprechen. Es kam hinzu, daß die zwinglianiſch-calviniſche Reformation ihm in Geſtalt der Volksherrſchaft entgegentrat, die hier für die kirchlichen Angelegenheiten begründet worden. Es trat ferner hinzu, daß kurz vor dem Beginne der Reformation 1516 das franzöſiſche Königshaus ein ſehr günſtiges Concordat mit dem apoſtoliſchen Stuhle geſchloſſen, durch welches die Beſetzung der Kirchenſtellen und ein Theil der Kircheneinkünfte dem Königthume überwieſen ward. Da ſchien nun die Stärke und Gewalt dieſes Königthumes weſentlich mit dem Katholicismus zuſammenzuhangen. Alſo verfolgte Franz I. in Frankreich ſelbſt die Proteſtanten, die er in Deutſchland, jedoch nur aus politiſchen Gründen, ſchützen zu müſſen glaubte, mit der äußerſten Heftigkeit und in der alten römiſchen Weiſe, mit Feuer und Schwert. Dennoch verbreitete ſich die Reformation immer weiter und weiter unter dem Volke, unter dem Adel. Drang ſie doch ſelbſt in die königliche Familie ein, denn die Schweſter des Königs, Margarethe, Königin von Navarra, war eine faſt offen erklärte Proteſtantin. Als Franz I. 1547 geſtorben, wurden unter König Heinrich II. die Verfolgungen nicht geringer, ſondern heftiger. Und mitten unter ihnen kam es doch ſo weit, daß um die Mitte des Jahrhunderts etwa der dritte Theil der franzöſiſchen Nation ſich entweder laut oder im Stillen der Reformation zugewendet. Im Jahre 1562 gab es 2150 reformirte Kirchen in Frankreich. Auch hier ſtand für die nächſte Zukunft

Bayeriſche Staatsbibliothek München

eine große Entſcheidung bevor. Wenn ſich die Umſtände günſtig wendeten, konnte Frankreich wohl noch reformirt werden.

War das nun noch zweifelhaft um die Mitte des Jahrhunderts und faſt mehr noch als zweifelhaft, weil doch nur erſt ein Drittheil der Nation gewonnen worden und weil das Königthum gar nicht gewonnen werden zu können ſchien, ob wenigſtens in einem der romaniſchen Länder die Saat der Reformation zum kräftigen Baume emporwachſen werde, ſo ſchien um dieſelbe Zeit die Frage für zwei andere europäiſche Länder, die im Weſentlichen germaniſch, für England und Schottland, ſchon günſtig entſchieden zu ſein. In England fand die Reformation bereits einen in etwas geebneten Boden. Trotz aller Verfolgungen und alles Brennens war die Zahl der übriggebliebenen Wicliffiten nicht unbedeutend. Noch im Jahre 1430 verſuchten ſie, obwohl vergeblich, ſogar mit den Waffen emporzukommen. Was nicht gerade zur wicliffitiſchen Secte gehörte, war doch in ſeinen Anſichten oftmals freier, nicht eben ultra-römiſch. Wegen ſolcher freierer Geſinnung ſteht 1457 ſogar ein Biſchof, Reginald Pococke, vor dem Inquiſitions-Tribunale. Aber zwiſchen Gunſt und Ungunſt der Verhältniſſe in die Mitte ſcheint die Reformation faſt allenthalben kommen zu müſſen. Das Haus Tudor, welches 1485 den engliſchen Thron beſtiegen, zeigt ſich in den beiden Königen Heinrich VII. und ſeinem Sohne Heinrich VIII., der ihm 1509 in der Herrſchaft gefolgt, recht eifrig katholiſch. Das war von um ſo größerer Bedeutung, je höher damals die königliche Macht geſtiegen und je mehr die parlamentariſchen Rechte und Freiheiten vor ihr zuſammengeſchrumpft. Heinrich VIII., der den Anfang der Reformation in Deutſchland ſah, die auch in England alsbald Anhang fand, erklärte ſich

mit ſolchem Eifer gegen ſie, daß er ſogar Luthern in einer eigenen Schrift „über die ſieben Sacramente" angriff, was ihm vom apoſtoliſchen Stuhle den Ehrentitel eines Vertheidigers des Glaubens, von Luthern aber eine derbe Abfertigung zu Wege zog. Mit ſolcher Heftigkeit ward von Heinrich VIII. Alles verfolgt, was ſich dem Geiſte der Reformation auch nur näherte, daß er ſechs Menſchen verbrennen ließ, weil ſie ihren Kindern das Vater = Unſer und die zehn Gebote auf engliſch gelehrt.

Und doch mußte gerade dieſer Mann es ſein, der, ſelbſt ohne es zu wollen, der Reformation in England Bahn brach. Denn ſeltſam, wie ſich ſchon an dem kurzen Blick auf den Gang der Reformation in Deutſchland gezeigt, waren die Wege, deren ſich die Vorſehung bediente, der Reformation das Emporwachſen möglich zu machen. König Heinrich VIII. kam in Zwiſt mit Pabſt Clemens VII. Er verlangte von demſelben, daß er ſeine Ehe mit Katharina von Aragonien, der Witwe ſeines Bruders für null und nichtig erkläre, weil eine ſolche Ehe ſelbſt durch eine päbſtliche Dispenſation, die hier gegeben worden, nicht zu einer rechtmäßigen gemacht werden könnte. Gern hätte der Pabſt dem Verlangen des Königs, hervorgegangen wahrſcheinlich nicht aus einer Ueberzeugung, ſondern aus der Luſt, eine andere Ehe zu ſchließen, gewillfahrt. Denn was kam dem apoſtoliſchen Stuhle auf ſolche Dinge an. Aber Katharina von Aragonien war die Tante Kaiſer Karls V. Der Pabſt konnte und durfte nicht gegen das mächtige Kaiſergeſchlecht ſprechen und es auf das bitterſte beleidigen. Alſo zog er die Sache hin von einer Zeit zur anderen, bald Hoffnung erregend, bald ſie wieder vernichtend. Der König ward unwillig über den Pabſt und das Pabſtthum und es kam hinzu, daß doch auch in dieſem Pabſtthume et=

was war, welches dem König auf das Aeußerſte widerſtrebte, was im tiefſten Innern ihm doch lange zuwider war, obwohl er im Uebrigen ſo gut katholiſch. Das war die Lehre, welche das Pabſtthum und ſeine Anhänger immer mit dem größten Eifer und als hange die Chriſtlichkeit der ganzen Welt daran, verkündeten, daß die Gewalt des Stuhles von Rom hoch über der Macht der weltlichen Könige ſtehe, dieſe ſelbſt ihm unterworfen ſein müßten. Daran hatte die königliche Geſinnung Heinrichs VIII. ſtets gewaltigen Anſtoß genommen.

An dieſen ſchwachen Seiten nun ward er von den Parlamenten gefaßt, in welche die Geneigtheit für die Reformation gewaltig eingedrungen. Aber offen durften ſie wegen der katholiſchen Geſinnung des Königs nicht hervortreten. Sie mußten ſich begnügen zuerſt die Gewalt des Pabſtes in England aufzuheben. Alle Berufungen an den Pabſt wurden 1532, alle päbſtliche Rechte und Einkünfte 1534 aufgehoben. Heinrich VIII. ließ es ſich um ſo eher gefallen, als nicht allein ein Theil dieſer Einkünfte ihm überwieſen, ſondern er auch 1535 zum Haupte und Herrn der Kirche Englands erklärt ward. Das iſt der Grund und Boden der Suprematie der Könige Englands über ihre Kirche, welche in ihrer Ausübung jedoch keine Verwandtſchaft mit einem Pabſtthume hat. Außerdem hat das Parlament auch noch die Ehe des Königs getrennt, alſo daß er zu einer neuen hat ſchreiten können. Aber die Evangeliſchen im Parlamente wollen weiter. Nur mit Mühe ließ es Heinrich VIII. über ſich gewinnen, daß noch eine Säule des Katholicismus in England niedergebrochen werden durfte. Das Parlament hub 1536 die kleinern und 1540 die größern Klöſter auf und wieß das Gut derſelben dem König zu. Heinrich VIII. ließ es ſich gefallen, weil er dadurch ſo große Reichthümer gewann. Auch war nun die Spal-

tung zwiſchen ihm und der römiſchen Kirche unheilbar geworden. Pabſt Paul III. hatte einen furchtbaren Bann über den König Englands ausgeſprochen.

Einige Säulen des Katholicismus in England waren nun allerdings vernichtet worden und Heinrich VIII. ließ als Hochverräther gegen ſeine Majeſtät hinrichten, wer noch die Gewalt des Pabſtes, den Katholicismus in dieſer Beziehung, glaubte und dieſen Glauben nicht verbarg. Aber zum Proteſtantismus ließ er ſich auch nicht hindrängen. Wer den Proteſtantismus offen zu bekennen wagte, ward eben ſo gut hingerichtet, als wer in dem alten, römiſchen Katholicismus blieb. Die Glaubensartikel der engliſchen Kirche, welche Heinrich VIII. 1540 aufſtellte, und an denen er bei den ſtrengſten Strafen zu halten gebot, lauteten ganz katholiſch. Heinrich VIII., ein eben ſo grauſamer als üppiger, verſchwenderiſcher und herrſchſüchtiger Mann ſtarb 1547 katholiſch, und es war bis dahin wenig in England geſchehen. Ja der innere Gehalt des Proteſtantismus, der unter dem grauſamen Herrſcher nur mit der höchſten Gefahr verkündet werden konnte, war der Mehrheit der Nation noch unbekannt. Darum kann es nicht Wunder nehmen, daß es in England noch anders iſt, als bei den andern germaniſchen Völkern, die Mehrheit noch dem Katholicismus angehört, obwohl die Reformation beim Tode des Königs anderwärts ſchon faſt drei Jahrzehnte verkündet worden. Denn in England iſt ſie eigentlich noch gar nicht verkündet. Selbſt den Gebrauch einer engliſchen Bibelüberſetzung hat Heinrich VIII. 1543 auf die Vornehmen beſchränkt. Indeſſen nach ſeinem Tode, unter der Herrſchaft des Sohnes und Nachfolgers Eduards VI., wird der verſchloſſene Schrein eröffnet.

Als nun Heinrich VIII. geſtorben, dem wohl das Brandmal des Namens eines Tyrannen gegeben werden muß,

ſchienen ſich die engliſchen Sachen ungemein günſtig für die Reformation zu ſtellen. Das Protectorat über den jungen König Eduard VI., den Sohn Heinrichs VIII., kam an den Herzog von Somerſet, welcher der Reformation geneigt. Cranmer, der Erzbiſchof von Canterbury und viele Gleichgeſinnte, die unter Heinrich VIII. ihre Neigung für die Reformation hatten zurückhalten müſſen, erhielten nun freie Hand. Die Parlamente caſſirten allmälig Alles, was nach den Grundſätzen der großen deutſchen Reformatoren als Auswuchs der alten Lehre und als Abweichung vom Evangelium angeſehen ward. Die Verſammlungen des Clerus, Convocationen genannt, jetzo des Stützpunctes in dem Königthume beraubt, mußten ſich fügen. Man ſah indeſſen, daß beſonders die Hochprieſter, die Biſchöfe, der neuen Ordnung der Dinge ſich nur ungern fügten und entgegenarbeiteten, wo ſie konnten. Man mußte ſie allmälig entfernen und durch andere erſetzen. Hier in England bemerkt man indeſſen, wie auch anderwärts nicht ſelten, daß ſelbſt ſolche proteſtantiſche Biſchöfe die freie und faſt fürſtliche Stellung, welche die katholiſchen gehabt, wieder zurückerſehnen. In ſolcher Stimmung werden ſie denn oft wieder dem Katholicismus geneigt. Der Katholicismus, der ſo viele Jahrhunderte auch auf der germaniſchen Welt gelegen, iſt doch tief in die Zuſtände und Verhältniſſe, in die Intereſſen der Menſchen eingewachſen, und es kann daher nicht fehlen, daß er ſeine Stützpuncte, ſeine Anhänger behält, bei denen, wenigſtens zum Theil, der Glaube deshalb nicht kommt, weil ihre zeitlichen Intereſſen durch ihn würden verletzt werden. Im Jahre 1548 ward die engliſche Liturgie aufgeſtellt. Der engliſche Proteſtantismus verſuchte einen Mittelweg zwiſchen den unnützen, ja ſchädlichen Pomp des Aeußern im Katholicismus und der vielleicht zu großen, der Sinnlichkeit des

Menſchen zu wenig darbietenden Einfachheit beſonders der zwinglianiſch = calviniſchen Kirche einzuſchlagen. In den Glaubensartikeln folgte England mehr dieſer als der lutheriſchen.

Obwohl ſich noch 1549 in einigen Diſtricten das gemeine Volk, noch ununterwieſen in den Lehren der Reformation oder von ihrem Geiſte noch nicht ergriffen, ſelbſt mit den Waffen für den Katholicismus, jedoch vergeblich, erhoben, ſchien ſie doch in England feſtzuſtehen, als der junge König Eduard VI. am 6. Juni 1553 ſtarb. Nun hätte auf den Thron Englands kommen ſollen Maria, die Tochter Heinrichs VIII., welche ihm Katharina, die Tante Kaiſer Karl V., geboren. Auch hatte ſie Heinrich VIII. zur Erbin ſeines Reiches nach Eduards VI. Tode, ſollte er kinderlos, wie es geſchah, ſterben, wiewohl er ſie früher als ein uneheliches Kind verworfen, gemacht. Aber Maria hatte ſich, wie das Haus, dem ſie von mütterlicher Seite angehörte, immer ſtreng katholiſch gehalten. Darum hatte ſie Eduard VI., auf den Rath ſeiner proteſtantiſchen Umgebungen, vom Throne ausgeſchloſſen und denſelben beſtimmt der jungen Johanna Gray, welche von Marien, einer Schweſter Heinrichs VIII., abſtammte. Johanna Gray beſtieg auch dieſen Thron, aber dem Rechte nach gebührte ihr derſelbe nicht. Es war aber um die Zeit etwa, da der Religions=Friede in Deutſchland geſchloſſen ward, daß die Reformation auch in dieſem Theile der germaniſchen Welt einen leichten Triumph gewinnen zu müſſen ſchien.

Das benachbarte kleinere Reich Schottland war noch nicht von der Reformation gewonnen worden, wenigſtens war hier die Staatsgewalt noch nicht von dieſer Reformation gewonnen. König Jacob V. hatte die Anträge Heinrichs VIII., doch auch für Schottland gegen den Pabſt zu verfahren, wie er es für England gethan, mit Beſtimmtheit abgewieſen und war in

der Treue der alten Kirche geblieben. Jacob V. war 1542 geſtorben. Maria Stuart war ſeine Tochter, die ihm von ſeiner Gemahlin Maria Guiſe, Prinzeſſin aus dem Hauſe Frankreich, kurz vor ſeinem Tode geboren worden. Maria Stuart ward 1548 an den Hof von Frankreich geſendet. Dort ſog ſie die ſtreng-katholiſchen Grundſätze ein, die nachmals mitwirkten, daß ihr Haupt unter dem Henkerbeile fallen mußte. Die Staatsgewalt, eine Regentſchaft für die junge Königin Maria Stuart, war nicht entſchieden für die Reformation. Unter dem Volke aber und dem Adel von Schottland breitete ſie ſich mächtig aus, beſonders durch die kühnen und feurigen Predigten des Johannes Knox, der tief ergriffen von der Wahrheit des zwinglianiſch-calviniſchen Lehrbegriffs 1551 mit faſt fanatiſchem Eifer gegen das Pabſtthum ſich erhob. Als nun Maria Guiſe, zum Theil durch die Gunſt der Proteſtanten, denen ſie ſchmeichelte, 1554 die Regentſchaft gewonnen, fing ſie bald an dieſe zu drängen und zu drücken. Darauf traten dieſe zuſammen und ſchloſſen 1557 einen ſogenannten Glaubensbund. Die Verbundenen wollten, ſelbſt mit Aufopferung des Lebens, das ächte Wort Gottes ſchirmen und, wie ſie es nannten, die ſataniſche Abgötterei des Katholicismus ausrotten. Es war wiederum um die Zeit des Abſchluſſes des Religions-Friedens in Deutſchland, da hier ein Kampf vorauszuſehen. Die ſchottiſche Nation hatte ſich in ihrer Mehrheit zum Proteſtantismus gewendet, die Königin-Regentin war bei dem Katholicismus geblieben, und von der jungen Königin Maria Stuart, die 1558 den Dauphin Franz von Frankreich geehelicht, war vorauszuſehen, daß ſie ebenfalls bei demſelben verharren würde. Daß aber zwei Kirchen friedlich neben einander ſtehen könnten, meinte damals Niemand. Wo ein Friede geſchloſſen ward, war es nur ein Waffenſtillſtand,

um die Mittel und Kräfte zum Kampfe zu bereiten und zu ordnen.

Es ſind faſt nur die germaniſchen Völker, die ſich von der Reformation haben gewinnen laſſen. Bei den Romanen iſt ſie nur in Frankreich bedeutend. Das dritte große Hauptvolk Europas, die Slaven, fällt zum bei weitem größten Theile gar nicht in dieſe Bewegungen hinein. Sie gehören der morgenländiſch-katholiſchen Kirche an, und die Reformation iſt in dem Schooße der römiſch-katholiſchen entſtanden. Nur in dieſer war das Bedürfniß einer Reformation gefühlt worden, es war nicht gefühlt worden in der morgenländiſch-katholiſchen, wohin das Pabſtthum, die weltliche Macht des clericaliſchen Standes, der Ablaß und was ſonſt die erſte und nächſte Veranlaſſung zur Reformation gegeben, gar nicht gedrungen. Die morgenländiſch-katholiſche Kirche, von welcher die Hauptmaſſe der Slaven umfaßt, blieb von der Reformation unberührt.

Der römiſch-katholiſche Theil der Slaven dagegen ward allerdings von der Reformation berührt; ſie drang auch bei ihnen ein. Aber in dem Maße wie bei den germaniſchen Stämmen geſchah es doch nicht. Die Reformation findet offenbar in dem ſlaviſchen Nationalcharacter nicht dieſelben ſtarken Stützpuncte wie in dem germaniſchen. Je weiter dieſe Slaven der germaniſchen Welt fern ſtehen, deſto wenigern Raum kann ſie gewinnen. Dennoch iſt nicht alle Ausſicht verloren, daß auch dieſe Slaven für die Reformation könnten gewonnen werden. Es giebt nur ein frei und ſelbſtſtändig daſtehendes Reich der katholiſchen Slaven, die königliche Republik Polen. Sigismund I. iſt König, wie ſich die Reformation in Deutſchland und in der Schweiz erhebt, die beide alsbald ihre Anhänger fanden. In die Theile des Landes, welche mehr deutſch als polniſch waren, in das ſogenannte

polniſche Preußen, kam ſie auch zuerſt. Doch auch in das eigentliche Polen drang ſie ein und fand an der Freiheit und Unabhängigkeit des polniſchen Adels gewiſſermaßen eine Bundesgenoſſin. Denn dieſer Adel ließ es ſich nicht nehmen, auch in kirchlich-religiöſen Dingen ſo frei zu ſein, wie er es in allen anderen war. Welcher Edelmann es wollte, wendete ſich dem neuen Glauben zu, und von vielen edlen Geſchlechtern geſchah es. Die Biſchöfe ſchnaubten Wuth, aber der Adel geſtand ihnen das Recht, inquiſitoriſch zu verfahren, nicht zu. Alſo breitete ſich die Reformation immer weiter aus. Auch die böhmiſchen Brüder, die 1547 von König Ferdinand aus den königlichen Städten Böhmens vertrieben worden, fanden in Polen Aufnahme und Duldung. Die polniſche Krone aber ging 1548 von Sigismund I. über auf Sigismund Auguſt; die Reformation blieb im Vorſchreiten begriffen. Zwar verbot der Reichstag von 1552 alle Neuerungen in Glaubens- und Kirchenſachen, aber an ſolche Reichstagsſchlüſſe ſelbſt kehrte ſich der Adel Polens wenig. Der apoſtoliſche Stuhl ward daher wegen Polen beſorgt, und Aloyſius Lippomann erſchien als päbſtlicher Legat auf dem Reichstage von 1556, kräftige Maßregeln gegen die ſogenannte Ketzerei zu begehren. Aber die Landboten bewillkommneten ihn mit den Worten „ſei gegrüßt, Sprößling der Viper“ (salve progenies viperarum) höhnend hiermit den apoſtoliſchen Stuhl, der dieſen Boten geſendet. Er richtete nichts aus, und die evangeliſchen Magnaten wurden ſo kühn, daß ſie auf dem Reichstage von 1557 darauf anzutragen gedachten, daß die Augsburgiſche Confeſſion offene und geſetzliche Duldung erhalte. Es geſchah nun das allerdings nicht, doch blieb die Reformation im glücklichen Vorſchreiten, und die Städte Danzig, Thorn und Elbing empfingen 1557 das Recht der freien Ausübung des evangeliſchen

Cultus. Alſo ſchien um die Zeit des deutſchen Religions-Friedens die Reformation Polen wohl noch erobern zu können.

Um ſo mehr ſchien dieſe Ausſicht vorhanden zu ſein, als ſich doch der Proteſtantismus dicht in der Nachbarſchaft Polens auf einem Boden, der früher rein ſlaviſch geweſen, der es zum Theil auch noch war, feſtgeſetzt hatte. Eine weite Herrſchaft hatten ſich die Deutſchen über die ſlaviſchen Lande Preußen, Liefland, Eſthland und Kurland gewonnen. In Preußen ging die alte Nationalſprache ſchon im ſechszehnten Jahrhundert unter und machte der deutſchen Platz; in den drei andern Landen hat ſie ſich bei dem gemeinen Volke erhalten bis auf unſere Zeiten. Die Herrſchaft war in den Händen des Ordens der deutſchen Herren. Mönche und Ritter zugleich waren dieſe Herren. An ihrer Spitze ſtand der Hochmeiſter, ſeit dem Jahre 1511 Markgraf Albrecht aus der fränkiſchen Linie des Hauſes Brandenburg. Die drei andern Lande wurden von einem Heermeiſter verwaltet, welcher unter dem Hochmeiſter ſtand. Der Orden war in denſelben tiefen Verfall gerathen, der über alle Orden der katholiſchen Kirche um die Zeit der Reformation gekommen. Dazu kam eine ſchwere äußere Gefahr durch Polen, an welches ſchon 1466 das ſogenannte polniſche Preußen hatte abgetreten werden müſſen. Am Ende des Jahres 1519 griffen die Polen das Land abermals an und drangen bis Königsberg vor. Indeſſen kam Hülfe aus Deutſchland, als zu deſſen Reiche gehörig das Ordensgebiet angeſehen ward. Albrecht gewann nun 1521 von dem König von Polen einen vierjährigen Waffenſtillſtand. Es war indeſſen dabei der Wiederausbruch des Krieges vorauszuſehen. In dieſer Noth entſchlug ſich Albrecht der Oberherrſchaft, die er bis dahin als Hochmeiſter des Ordens über den Heermeiſter von Liefland, Eſthland und Kurland, Walter

von Plettenberg, behauptet, und begab ſich nach Deutſchland, Hülfe bei dem Reiche zu ſuchen.

Er fand aber dieſe Hülfe nicht, denn das Reich war mit ganz andern Dingen beſchäftiget. Nun hatte Pabſt Leo X. ſchon 1519 den Hochmeiſter aufgefordert, eine gründliche Reformation mit dem tiefgeſunkenen Orden vorzunehmen. Dieſer aber machte ſie in einer andern Weiſe als es der Pabſt verſtanden. In Deutſchland mit Luther in Verbindung gekommen, ließ er ſich 1523 gern von demſelben rathen, die alberne und verkehrte Ordensregel abzuthun und ein weltliches Fürſtenthum in Preußen zu gründen. In dieſer Weiſe hätte Luther gern alle katholiſch=geiſtliche Fürſten des Reiches zu ſich herübergezogen; aber es glückte wenig. Mit Luthers Gedanken erfüllt, kehrte Albrecht nach Preußen zurück, wo ſich ſchon unter Adel und Volk die Reformation mächtig ausgebreitet. Auch Georg Polenz, Biſchof von Samland, hatte ſich entſchieden zu ihr gewendet. Bis zum Jahre 1524 war die Reformation in Preußen eine offene Thatſache geworden. Albrecht aber ſchloß am 14. April 1525 mit dem König von Polen einen Tractat. Preußen ward als ein Erbfürſtenthum, aber als polniſches Lehn, dem zeitherigen Hochmeiſter überantwortet. Das geſammte Land und die Ordensritter ſelbſt, die nun aus Mitherren des Landes Unterthanen des neuen Herzogs wurden, nahmen die Veränderung mit Freuden auf. Kaiſer Karl V. donnerte und zürnte; aber auch hier vermochte er nicht für den Katholicismus etwas zu thun.

In die drei Lande Liefland, Eſthland und Kurland kam die lutheriſche Reformation in derſelben Stärke und mit derſelben Allgemeinheit. Schon Walter von Plettenberg ſetzte ihrer Ausbreitung kein Hinderniß entgegen. Nach dem Tode deſſelben 1535 wurden die Lande heftig von den Ruſſen be=

drängt. Da warf ſich Eſthland den Schweden in die Arme. Der Heermeiſter Gotthardt Kettler aber ſchloß am 28. Nov. 1561 einen Tractat mit Polen. Liefland ward an dieſes Reich gegeben, Kurland zu einem Herzogthum für den Heermeiſter gemacht, ebenfalls unter polniſcher Landeshoheit, die Erhaltung des Augsburgiſchen Bekenntniſſes dabei allenthalben vorbehalten. So hörte auch hier das Prieſterfürſtenthum auf, das in dem Katholicismus entſtanden, und die Reformation triumphirte die ganze Oſtſeeküſte entlang.

Unter den Slaven überhaupt, welche den Deutſchen nahe ſtanden, ſchien die Reformation noch einen vollen Sieg gewinnen zu müſſen. In Schleſien, der Lauſitz, Mähren und in dem eigentlichen Böhmen hatte ſie ſich mächtig ausgebreitet. Auch in Ungarn, dem ſeltſamen Lande, in dem drei verſchiedene Völker auf einem Boden wohnen, Magyaren, Slaven, Deutſche, hatte ſie großen Anhang gefunden. Die mächtigſten Adelsfamilien Ungarns, die Belaſſa, Batthyanyi, Bocskai, Dobo, Druget, Forgacs, Kenedy, Seredy, Turzo waren zum Proteſtantismus getreten. In dem Nebenlande Siebenbürgen hatte er faſt vollſtändig obgeſiegt. Die Regierung Ferdinands war freilich auch hier entſchieden gegen die Reformation, aber ſie vermochte nur wenig. Der größere Theil Ungarns kam, wie berichtet worden, unter die Herrſchaft der Türken, und dieſe frugen weder nach Katholicismus noch nach Proteſtantismus. In dem kleinern Theile, wo Ferdinand fortherrſchte, war die Freiheit und Selbſtſtändigkeit des Adels beſonders zu groß, als daß ihm der Proteſtantismus hätte genommen werden können, wenn er ſie ſonſt erfaſſen wollte. Auch die Städte mußten, in der gefährteten Stellung des Landes den Türken gegenüber, geſchont werden. Die Spaltung zwiſchen Lutherthum und Calvinismus, die faſt

allenthalben war, kam auch nach Ungarn. Dabei iſt es eine auffallende Erſcheinung, daß die von der katholiſchen Kirche gehenden Deutſchen in Ungarn ſich in der Regel zum Lutherthume wendeten, die Magyaren dagegen die zwinglianiſch=calviniſchen Glaubenslehren bekannten. Deshalb heißt auch noch jetzt das Lutherthum in Ungarn „der deutſche Glaube" (Német-hit), der Calvinismus „der magyariſche Glaube" (Maygar-hit), während die Katholiken ihr Bekenntniß „den wahren Glauben" (Igaz-hit) nennen. Auch Ungarn hat in dem dreißigjährigen Kriege eine, wenn auch kleine Rolle geſpielt. So weit iſt die Reformation in ihren verſchiedenen Geſtalten bis gegen die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts vorgeſchritten. Einen Augenblick ſcheint es als würde ſie die Welt erobern.

Drittes Kapitel.

Nur auf den wenigſten Puncten, die ſie überhaupt gewann, iſt die Reformation ohne allen Kampf aufgekommen, faſt allenthalben unter Kampf und Widerſtand nur hat ſie ſich emporheben können. Hat doch auch der Katholicismus ſeine innerliche Kraft, erfüllt doch auch der Katholicismus noch Gemüther mit der Macht des Glaubens und der Ueberzeugung. Iſt doch derſelbe Katholicismus tief in die Zuſtände der europäiſchen Menſchheit eingewachſen, ſind doch die Intereſſen, die Vortheile, die Wünſche, Hoffnungen und Erwartungen der Menſchen vielfach auf das Innigſte mit ihm zuſammengewachſen. Bleibt doch ſelbſt in den Landen, welche am reinſten proteſtantiſch werden, noch geraume Zeit ein katholiſches Element übrig. Selbſt während die Reformation faſt nur im ſiegreichen Vorſchreiten begriffen war, welches im Allgemeinen bis gegen die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts der Fall, hatte der Katholicismus keinesweges alle ſeine Kraft verloren. Am wenigſten war er in Italien und in Spanien, bei den Romanen, welche der germaniſchen Welt ferner ſtehen, erſchüttert worden. Doch ganz fehlte auch in dieſen Landen die Bewegung wiederum nicht. In Ferrara, wo ſelbſt die Herzogin Renata, Tochter Ludwigs XII. von Frankreich, dafür wirkte, auf dem weltlichen Gebiete des apoſtoliſchen Stuhles in Bologna, Faenze und Imola, in Venedig, über welches Luther ſelbſt 1528 große Freude äußert, daß das Wort Gottes ſo gewaltigen Anklang finde, wo ſelbſt ſchon Senatoren im

Stillen gewonnen waren, auf dem ganzen Gebiete der Republik, in Verona, Bergamo, Brescia, Treviſo, Vicenza, nicht minder in dem mittlern Italien, in Modena, Piſtoja, Piſa, Lucca, Sina, ja ſelbſt in dem untern in Neapel, in Kalabrien war die Zahl der Menſchen, die ſich für die Reformation entſchieden, nicht unbedeutend. Schon ſannen ſie darauf Gemeinden zu bilden, ſchon traten die beſten und gelehrteſten Köpfe, Ochino, Buonarici, Calcagnini, Vermigli mit ihren Gedanken offen hervor, ſchon hofften ſie, daß in Italien ſelbſt das Reich des Pabſtes aufhören werde. Und ſie hätten wohl etwas erreichen können, wenn ſich ein Fürſt von bedeutender Macht an ihre Spitze geſtellt. Aber es geſchah nicht, und der römiſche Stuhl eilte, damit nicht die Mehrheit der Menſchen ihm verloren gehe. Pabſt Paul III. ernannte 1542 eine Inquiſition für Italien, die aus ſechs Kardinälen beſtand, um die Ketzerei aufzuſpüren und zu vernichten; uneingeſchränkt ſollte dabei ihre Macht ſein. Dieſe Inquiſition warf ſich nun mit heißer Gluth auf Italien. Die italieniſchen Staaten wagten es nicht, dem Pabſte zu widerſtehen. Mit freier Gewalt haußte die römiſche Inquiſition durch Italien und mit nicht minder furchtbarer. Eine Bande beſoldeter Spione durchſtreifte das ganze Land, drängte ſich unter allen Geſtalten in die Geſellſchaften, in die Familien ein. Hinrichtungen folgten auf Hinrichtungen. In Venedig ſtürzte man die Proteſtanten ins Meer, in Kalabrien wurden ſie mitten von einander geſägt oder von hohen Felſen herabgeſtürzt. Die evangeliſchen Bücher mußten ausgeliefert werden; man ſchleppte ſie dann nach Rom, wo ſie in ganzen Haufen verbrannt wurden. Viele gelehrte Academien Italiens wurden, der Ketzerei verdächtig, geſchloſſen. Unter den Päbſten Julius III. und Paul IV. gingen die Verfolgungen mit dem blutigſten Eifer

fort. Prinzen und Prinzeſſinen, Biſchöfe, Prieſter, Mönche, endlich ſogar das Conclave der Kardinäle ſelbſt kam in den Verdacht der Ketzerei und mußte ſich einer Reinigung unterwerfen. Durch ſolches Schrecken wurden die Zweifelhaften in den Schooß des römiſchen Kirchenthums zurückgebracht, die Feſten und Standhaften entrannen oder ſtarben den Tod als Märtyrer. Wenige Jahrzehnte nach dem Beginne der Reformation waren die Laute des Proteſtantismus in Italien wieder verklungen.

Und nicht anders ging es in Spanien. Hier war die Verbreitung proteſtantiſcher Schriften und Gedanken gleich mit viel größeren Schwierigkeiten als anderwärts verbunden. Eine geheime und furchtbare Inquiſition ſtand da, die jeden Laut auffing, der gegen das herrſchende Kirchenſyſtem war, und den verbrannte, von dem er ausgegangen. Tauſende von Menſchen wurden jährlich ob ſolcher Laute verbrannt. In dem Jahre 1517, wo kaum eine Nachricht von den religiöſen Bewegungen Deutſchlands unter die ſpaniſche Nation gekommen ſein konnte, ſtarben dreizehntauſend Menſchen den Tod im Feuer. Dennoch kamen auch nach Spanien die Schriften Luthers und wurden mit Beifall geleſen. Schon 1523 gebietet die Regierung, daß ſie aufgeſpürt werden ſollten; ein Befehl, der 1530 wiederholt werden muß. Man hat ſie doch unter falſchen Titeln hereingebracht. In Portugal war es nicht anders. Pabſt Clemens VII. hatte gehört, daß auch in dieſem Lande die Reformation Anhang gewinne. Er beſtellte daher 1534 einen Inquiſitor über Portugal. Und dennoch blieb die Reformation nicht ohne Anhänger, ja es entſtanden im Stillen Gemeinden; in Sevilla, Valladolid, Barcellona, Saragoſſa ſcheinen die bedeutendſten geweſen zu ſein. Männer, die äußerlich katholiſche Prieſter und Mönche blieben wegen ſo gro=

ßer Gefahr des Todes, predigten des Nachts den Gläubigen in Wäldern und Wüſten. Enzinas und Perez überſetzten die heilige Schrift in die ſpaniſche Sprache. Päbſtliche Schriftſteller ſelbſt ſagen, wenn nicht bei Zeiten Einhalt gethan worden, ſo würde die Reformation wie ein Lauffeuer durch Spanien gegangen ſein, denn wunderſam wären die Menſchen zu derſelben hingeneigt geweſen. Alſo war doch auch in den Romanen eine Empfänglichkeit für den Proteſtantismus, wenn ſie ſicher auch weit geringer war als bei den Germanen. Im Jahre 1557 ward die Inquiſition davon benachrichtiget, daß doch eine nicht unbedeutende Gefahr vorhanden ſei. Man hatte entdeckt, daß die ſpaniſchen Bücher zur Verbreitung des proteſtantiſchen Glaubens in den Niederlanden gedruckt und in das Reich eingeſchwärzt würden. Sofort ſetzte ſie ſich auf allen Puncten Spaniens zugleich in Bewegung. Die geheimen Agenten durchſtreiften das Land, und bald war Alles aufgeſpürt, die Gemeinden zerſtört, ihre Glieder in den Gefängniſſen der Inquiſition, wo ſie mit den ausgeſuchteſten Grauſamkeiten gemartert wurden. Beſonders in Sevilla, Valladolid, Barcellona und Saragoſſa folgte ein Ketzerbrand auf den andern, bis die Ruhe des Grabes eingetreten und keine Spur des Proteſtantismus in Spanien übrig geblieben. Grauſamkeit nicht allein, ſondern auch Habſucht hatte die ſpaniſche Inquiſition dabei im höchſten Maße bewieſen. Dieſer Name „die ſpaniſche Inquiſition" ward fürderhin ein Schrecken der Menſchen, ein Beben und Zittern für jede wahrhaft menſchliche Bruſt. Aber in Vielen übertönte der Glaubenseifer jegliches menſchliches Gefühl.

Alſo hat die römiſche Kirche, wenn auch zum Theil durch entſetzliche Mittel, die Mehrzahl bei den romaniſchen Völkern für ſich behalten und in derſelben beſitzt ſie noch eine große und

gewaltige Kraft. In der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts war das Pabſtthum gewiſſermaßen durch die Reformation überraſcht worden. Seltſame und verworrene politiſche Zuſtände und Verhältniſſe hatten es gebunden und gefeſſelt, daß es die Reformation über ſich hatte müſſen kommen laſſen. Dieſe aber zogen allmälig vorüber, und das Pabſtthum ſtand wieder freier und ungebundener da. Es war um die Mitte des Jahrhunderts, als ob das Pabſtthum und der ganze Katholicismus die Mittel und Kräfte überſähe, welche ihm geblieben, und den Entſchluß gefaßt, ſie zu nützen, das Verlorene wieder zu gewinnen, eine Gegen-Reformation da durchzuführen, wo die Reformation eingedrungen. Und daran, daß dieſer Entſchluß in den Katholicismus kommt, hat der Orden oder vielmehr die Geſellſchaft der Jeſuiten, geſtiftet 1536, vom apoſtoliſchen Stuhle beſtätiget 1540, einen ungemein großen Antheil. Die Jeſuiten ſind es, welche allenthalben zum Kampfe treiben, allenthalben das katholiſche Element beleben, daß es ſich nicht noch weiter möge zurücktreiben laſſen, daß es wieder vorſchreiten möge zu Kampf, zu Angriff, bei dem ſie zuverſichtlich Glück und Sieg verkünden. Dieſe Jeſuiten ſind von einem ungeheuren Einfluß geworden auf die Welt, nicht allein auf die proteſtantiſche, der ſie Untergang geſchworen haben, ſondern auch auf die katholiſche, für die ſie aufzutreten behaupten. Der Einfluß, den ſie auf die proteſtantiſche gehabt, wird in dieſen Geſchichten ſelbſt und im Einzelnen erſcheinen. Er iſt fürchterlich und verderbenbringend. Der Einfluß, der unmittelbare und gerade Einfluß auf die katholiſche geſtaltet, entwickelt ſich erſt allmälig, iſt aber nicht minder furchtbar und verderbenbringend geweſen, nur in einer andern Art und Weiſe.

Die Jeſuiten, nachdem ſie der katholiſchen Welt den Dienſt

geleiſtet, ſie zum Kampfe gegen den Proteſtantismus zu be- feuern und nachdem in dieſem Kampfe wenigſtens theilweiſe Siege und Erfolge gewonnen worden, wollen die katholiſche Welt nun ſelbſt beherrſchen. Das Mittel, welches ſie dazu ergreifen, iſt furchtbar und entſetzlich, und wenigſtens auf vie- len Puncten hat es auch furchtbare und entſetzliche Früchte ge- tragen. Schon der alte Katholicismus hat etwas, was dem Leben nachgiebt, was der Lüſternheit, der Leidenſchaftlichkeit, überhaupt dem ſinnlichen Menſchenthume nicht dieſelbe ſtarre Schranke entgegenſetzt wie das evangeliſche Chriſtenthum. Die Jeſuiten gehen darin in ungeheuren Schritten weiter. Sie erſinnen eine neue Moral, Grundſätze und Maximen, durch welche ſie Alles wahrhaft Chriſtliche vernichten. Es dürften dieſe von den Jeſuiten aufgeſtellten Dinge nur allgemein ge- glaubt, allgemein angenommen, allgemein thatſächlich gemacht werden, und nicht allein das chriſtliche, ſondern das Leben überhaupt müßte nothwendigerweiſe enden. Sünde, lehrten die Jeſuiten, thut man nur, wenn man ſie mit voller Er- kenntniß, mit vollkommen freien Willen begeht; der Wille aber iſt nicht vollkommen frei, wenn der Menſch von Leiden- ſchaften beherrſcht, von heftiger Begierde geſtachelt iſt. Das heißt aber nicht mehr und nicht weniger als den Begriff der Sünde ganz vernichten. Denn Jedermann thut das Sündhafte eben nur dann, wenn er in dem Zuſtande der Leidenſchaftlich- keit, der heftigen Begierde iſt. Oder die Jeſuiten ſagen: man ſündiget dann nicht, wenn die ſündhafte That nicht gethan wird um der Sünde ſelbſt willen, aus Neigung zu ihr, ſon- dern aus irgend einem andern Grunde. Es ſündiget aber, es mordet ja zum Beiſpiel Niemand um des Mordes willen, ſondern weil er durch den Mord irgend etwas anderes erreichen, ſich bereichern, eines Feindes ſich erledigen will.

Auf einem ſolchen Unterbaue, der ſchon an ſich ſelbſt alles Chriſtliche zerſtört, haben die Jeſuiten ſich die ungeheure Mühe gegeben, Gründe aufzuſtellen, durch welche jedes einzelne Verbrechen, und ſei es auch das Ungeheuerſte, umgangen, weggedeutet, aus dem Gewiſſen geriſſen werden kann. Nach jeſuitiſcher Doctrin kann man Jemanden würgen, fürchtet man durch denſelben ſeine Ehre verletzt zu ſehen; denn, fügen ſie hinzu, ſeine Ehre muß ja jeder bewahren wollen. Man kann ſchwören mit dem Vorſatze, den Schwur nicht zu halten, wenn man nur dabei die Vorſicht gebraucht, innerlich an etwas ganz anderes zu denken; denn, ſagt der Jeſuitismus, dann hat man ja gar nicht geſchworen, ſondern nur einen Scherz getrieben. Man kann Jemanden, beſonders einen Verwandten, beſtehlen, wenn es wahrſcheinlich iſt, daß er es ſo würde gegeben haben, wenn man ihn darum gebeten. Ganze Berge von Schriften thürmten die Jeſuiten zuſammen, um eine Moral aufzuſtellen, mit der, hielt man ſie für die wahre und ächte, als welche ſie von ihren Urhebern angeprieſen ward, am Ende Alles Mögliche gethan werden konnte. Man kann, dieſes iſt auch eine jeſuitiſche Hauptmaxime, überhaupt Alles thun, wofür ſich eine nur einigermaßen haltbare Meinung aufſtellen läßt. Eine ſolche nennen ſie eine probable. Selbſt ein Beichtvater iſt gehalten, Abſolution dem Sünder zu geben, der eine ſolche probable Meinung für ſich anführen kann, ſei dieſe auch wider ſeine beſſere Ueberzeugung. Die Jeſuiten haben ſich abermals die ungeheure Mühe gegeben, ſolche probable Meinungen über faſt alle mögliche und denkbare Fälle in ihren Schriften gleich ſelbſt zuſammenzuhäufen.

Was aber in den Schriften der einzelnen Jeſuiten ſteht, muß als Geiſt, Geſinnung und Gedanke des ganzen Ordens angeſehen werden, weil nur mit Bewilligung des Ordens ein

Jeſuit etwas ſchreiben und drucken laſſen durfte. Und ſolches haben die Jeſuiten nur aus Herrſchſucht gethan. Sie wollten ſich den Menſchen als die empfehlen, die das Chriſtenthum zur leichteſten und bequemſten Sache machten, unter deren Leitung man leben könne, wie man wolle, ohne dabei glauben und fürchten zu müſſen, daß man nicht auf der rechten und chriſtlichen Straße ſei, daß man der Verdammniß entgegengehe. Statt das Leben zu dem Chriſtenthume heraufzuziehen, ſtatt zu verſuchen, die Menſchen mit ſeinem Geiſte zu erfüllen, zogen ſie das Chriſtenthum zu dem Leben herunter und verſuchten wenigſtens mit dem Geiſte das Leben, und zwar des niedrigſten und des gemeinſten, das Chriſtenthum zu erfüllen.

Es fanden aber die Jeſuiten in der That mit ihrer neuen Moral großen Anhang beſonders unter den höheren Ständen. Wie leicht und bequem war es doch, ein Chriſt nach jeſuitiſchem Zuſchnitt zu ſein, wie konnte man da allen frechen Lüſten und Begierden die Zügel ſchießen laſſen, wie leicht konnte man ſich abfinden mit der Stimme des Gewiſſens. Es entſtand eine furchtbare Sittenloſigkeit beſonderrs in den romaniſchen Ländern. Der Boden des Lebens ward aufgeriſſen und zerſtört. Auf dieſem Boden keimte dann ſpäter die Philoſophie des Unglaubens hervor, und aus dieſer wieder entſprangen die entſetzlichen Revolutionen, durch welche die romaniſche Welt erſchüttert worden iſt in neuerer Zeit, zum Theil noch erſchüttert wird. Und alle dieſe Bewegungen zeigen immer deutlich, daß die romaniſchen Völker ohne ächte ſittliche Grundſätze ſind. Durch die Jeſuiten ſind ſie ihnen verloren gegangen. Das Gebäude des alten Jeſuitismus iſt längſt zuſammengebrochen, die neuen Jeſuiten finden in der neuen Welt nicht den alten Wirkungskreis. Aber kaum kann man ſagen, daß die roma-

niſchen Völker an die Stelle des glücklicherweiſe Verlorenen ſich etwas Beſſeres geſetzt hätten.

Geſtiftet aber ward die Geſellſchaft mit dem Gedanken an die Wiedervernichtung des Proteſtantismus und die Ausdehnung des Katholicismus nach allen Richtungen hin. Oder es ward doch dieſer Gedanke ſehr bald nach der Stiftung in ſie hineingelegt. Der Orden lebte lange dafür. Für dieſen Entwurf war nun auch gleich die Organiſation der Geſellſchaft ungemein günſtig. Es war bald nach dem Beginne der Reformation von den Häuptern des Katholicismus gefühlt worden, daß man in eine neue Stellung gekommen, daß manches Alte und Hergebrachte nicht fortgetrieben werden könne. Der römiſche Hof ſelbſt ſetzte ſich auf einen beſſern Fuß, die Hochprieſterſchaft lebte anders. Man war überzeugt, daß es dem Proteſtantismus gegenüber nicht in der alten Weiſe fortgethan werden konnte. Hielt hier auch Manches nur kurze Zeit aus, ſo dienete es doch auch mit dazu den ſinkenden Katholicismus zu halten. Beſonders aber ward gefühlt, daß wieder gelehrt und geprediget, im Geiſte und im Syſteme des Katholicismus, gelehrt und gepredigt werden müſſe. Die Glaubenskraft, die im Katholicismus lag, wollte unter den Menſchen wieder erweckt und erwärmt ſein. Denn bis zur Reformation war die Kirche beinahe ſtumm geworden. Deshalb ward 1524 der Orden der Theatiner geſtiftet zur Heranbildung von Prieſtern und Biſchöfen, darauf 1527 der Orden der Capuciner, die rauhes Aeußere und Entfernung von jeder verfeinerten Bildung den unterſten Volksklaſſen am nächſten bringen ſollte.

Aber einen weit größern Wirkungskreis gewannen die Jeſuiten. Ihre Verpflichtung lief beſonders auf die Predigt, den Beichtſtuhl und den Jugendunterricht. Sie ſind für das thätige Leben beſtimmt und darum der gewöhnlichen mönchiſchen

Verpflichtungen, welche Zeit und Aufmerkſamkeit rauben, enthoben. Ihren Pflichten ſind nun auch die Jeſuiten in ihrer Weiſe nachgekommen. Sie haben dem Volke einen Katholicismus gelehrt, welcher noch ſinnlicher war als ſelbſt der, welcher vor der Reformation herrſchte. Den Beichtſtuhl lernen ſie bald benutzen, um ſich und den Katholicismus den Menſchen in der Weiſe anzuempfehlen, von der bereits geſprochen iſt. Den Jugendunterricht benutzen ſie, um einen glühenden Haß gegen Alles, was nicht katholiſch iſt, von früh an einzuprägen. Man bemerkt auch ſogleich, daß die neue, unter der Leitung der Jeſuiten herangewachſene, Generation von einem glühenden Eifer gegen die ſogenannten Ketzer erfüllt iſt, und nach jeſuitiſchen Grundſätzen, weil der Zweck die Mittel heilige, gegen ſolche Alles thun zu können meinet. Mehr als ein König hat die Folgen der jeſuitiſchen Grundſätze empfinden müſſen. Tyrannen können ungeſtraft ermordet werden, lehren die Jeſuiten, Tyrannen aber ſind nicht allein proteſtantiſche Fürſten; auch katholiſche ſind es, wenn ſie wider die Kirche ſind, das heißt, wenn ſie nicht die Anſichten der Jeſuiten theilen, etwa nicht glauben wollen, daß eigentlich der Pabſt, und nicht die Könige, der Herr der Welt.

Die Organiſation, welche der Orden ſehr bald nach ſeiner Entſtehung empfing, machte ihn ungemein geſchickt zur Ausführung im Stillen, von wenigen entworfener Plane, zu denen doch von vielen die Hand geboten werden mußte. Es iſt hier eine Planmäßigkeit, eine Berechnung, eine Künſtlichkeit vorhanden, von der die Reformation auch nicht die leiſeſte Spur an ſich trägt. Dieſe ſtrömt gleichſam frei in das Leben hinein und gewinnt durch ihre eigene, friſche Kraft. Der Orden war unter den unbedingten Gehorſam des apoſtoliſchen Stuhles geſtellt. Wenn er für den Katholicismus wirken

ſollte, ſo mußte er in ſteter und engſter Verbindung mit dem Haupte deſſelben ſtehen. An der Spitze des Ordens mit faſt uneingeſchränkter Gewalt ſtand ein auf Lebenszeit gewählter General, der immer ſeine Reſidenz in Rom, in der Nähe des Pabſtes hatte. Von hier aus empfing die geſammte Geſellſchaft die Beſtimmung nach welchem Ziele, wie gehandelt werden ſollte. Die Ordensglieder zerfielen in zwei verſchiedene Hauptclaſſen, die Jeſuiten von der großen Obſervanz, die Jeſuiten von der kleinen Obſervanz. Die erſten, die Profeſſen, legten vier Gelübde ab. Das vierte iſt eben der Schwur des unbedingten Gehorſams gegen den römiſchen Stuhl. Die letzten, die wieder in die Scholaſtiker, geiſtlichen Coadjutoren und weltlichen Coadjutoren zerfielen, nur die drei gewöhnlichen Mönchsgelübde. In die letzte Hauptclaſſe können Menſchen aus allen Ständen, ſelbſt Verheirathete aufgenommen werden. Der General hat die Befugniß von allen Dingen, die ſonſt Ordensregel ſind, wieder zu dispenſiren. Man gewinnt dadurch den Vortheil, den Jeſuitismus allenthalben hin verbreiten zu können, ohne daß die, unter welche er verbreitet wird, es bemerken. Denn Viele ſind äußerlich gar nicht Jeſuiten, ſondern etwas ganz Anderes. Sie haben dazu Dispenſation empfangen. Es ſind Fälle der Art vorgekommen. Lutheriſche Superintendenten waren ſtille Jeſuiten. Aufgenommen wird indeſſen nur nach den ſtrengſten und ſorgfältigſten Prüfungen. Man muß der Menſchen, die man einläßt, ganz und durchaus ſicher ſein. Der Profeſſen von vier Gelübden war immer nur eine kleine Zahl und nach Möglichkeit ward geheim gehalten, wer dazu gehörte.

Der Orden verlangt von allen ſeinen Gliedern, beſonders von den untern als die erſte und heiligſte Pflicht den Gehorſam. Dieſer Gehorſam beſteht in der völligen Entäußerung

jedes eigenen Willens. Niemand ſoll denken, wenn er gehorſam iſt, Niemand fragen, wozu er gehorſam ſei. Der Jeſuit ſoll ſich betrachten als einen lebendigen Leichnam, ſagt die Ordensregel ausdrücklich, und ſich nur nach den Vorſchriften des Ordens und ſeiner Obern in Bewegung ſetzen. Gebieten ſie ihm auch eine Todſünde, ſo ſoll er ſie thun; die, welche ſie geboten, nehmen die Verantwortlichkeit ſchon auf ſich. Wer in den Orden tritt, ſoll den alten Menſchen draußen laſſen; ſelbſt ſeine Blutsverwandten ſollen ihn nicht mehr kümmern. Er ſoll ſich von dem Gedanken beherrſchen laſſen, daß er nur dem Orden noch angehöre. Seine geheimſten Gedanken ſoll jeder dem Orden mittheilen, einer ſoll den andern beobſichtigen und den Obern im Stillen Alles berichten, was er bemerkt. So lernte man die Menſchen kennen, wußte, wozu jeder zu brauchen war.

Es leuchtet ein, daß eine Geſellſchaft, die aus ſolchen todten Leichnamen beſtand, ſehr tüchtig und geſchickt zur Ausführung großer, im Stillen entworfener Plane war, die auch lange im Stillen vorbereitet werden mußten. Es liegt etwas Großartiges in dem Orden; aber man erſchrickt vor dieſer Größe und fühlt, in ein ſolches Gewand kleidet ſich die Reinheit und die Wahrheit nicht. Es ſind dunkle Wege, welche der Jeſuitismus geht und mehr als zweideutige Grundſätze, auf welche er ſich ſtützt. Indeſſen iſt es ein ſtarker Beweis von der Glaubenskraft, welche noch im Katholicismus war, daß eine ſolche Geſellſchaft entſtehen und daß ſie gleich mit ihrem Entſtehen eine ſo bedeutende Anzahl Mitglieder, als der Fall war, gewinnen konnte. Sehr bald nach ihrer Gründung drängt ſich die Geſellſchaft allenthalben, wo Katholicismus noch mehr oder weniger geblieben, ein. In dem deutſchen Reiche haben ſie einen Haltpunct an den geiſtlichen Fürſten. Wo

Länder ganz proteſtantiſch geworden, ſchleichen die Jeſuiten unter Verkleidungen und Verkappungen ein. Allenthalben, wohin ſie dringen, erwacht das katholiſche Element zu Thätigkeit und Eifer; es beginnt bald nach dem Beginne ihrer Wirkſamkeit der blutige Kampf. Gleich wiſſen ſie ſich der Welt durch anſcheinende Uneigennützigkeit zu empfehlen. Predigt, Meſſe und Unterricht ſind bei ihnen unentgeldlich. Noch mehr empfehlen ſie ſich den Menſchen im Beichtſtuhl, denn ſie machen es leicht mit den Sünden. Bald haben die Jeſuiten, alſo urtheilen nicht allein Proteſtanten, ſondern auch fromme und wohlmeinende Katholiken über ſie, die ganze katholiſche Welt wie mit einem Netze umſponnen, ſich aller Unterrichtsanſtalten, des Beichtſtuhles der Fürſten bemeiſtert, wodurch ſie ſich die Geiſter faſt unterthänig gemacht. Allen Leidenſchaften und Begierden ſchmeichelnd, aber auch durch Schrecken feſſelnd, wo ſie durch Verſprechungen nicht zu feſſeln vermochten, beſonders die reichbegabten und talentvollen Menſchen an ſich ziehend, ſchritten ſie auf vielverſchlungenen Gängen einer in tiefes Geheimniß gehüllten Weltherrſchaft entgegen. Alle Mittel, welche hierzu fördern konnten, waren der Geſellſchaft gleich. Einer ſolchen Organiſation, einer ſolchen weltlichen Feinheit und Schlauheit hatte der Proteſtantismus nichts Aehnliches entgegenzuſetzen. Der Jeſuitismus betrachtete mit Recht den Proteſtantismus als ſeinen Todfeind. So lange es einen Proteſtantismus auf Erden gab, konnte die Jeſuitenherrſchaft nie vollſtändig werden, da ſie in demſelben nie Wurzel faſſen konnte. Denn nach der ganzen Art und Weiſe des Proteſtantismus iſt das Entſtehen einer Prieſterherrſchaft in ſeinem Schooße faſt eine Unmöglichkeit.

Ein neues Rüſtzeug zum Kampfe gegen den Proteſtantismus hatte in den Jeſuiten der Katholicismus empfangen,

aber ein Rüſtzeug, das ihm ſelbſt in ſittlicher Beziehung bald ſehr verderblich ward. Welcher Katholicismus iſt es nun aber, der ſich zu dem Kampfe rüſtet und denſelben bald ſtreiten wird. Es iſt gewiſſermaßen ein neuer Katholicismus, ein neuer in ſo fern er eine größere Feſtigkeit hat als der frühere und alte. Auch nachdem die Reformation aufgetreten, auch nachdem durch ſie Katholiken und Proteſtanten in beſtimmter Sonderung und Scheidung auseinander gegangen, gohren unter denen ſelbſt, die katholiſch geblieben, noch mehrere reformatoriſche Gedanken und Erwartungen. Der Eine wollte die Pabſt- und Prieſtergewalt beſchränkt, der Andere die Eheloſigkeit des prieſterlichen Standes aufgehoben, der Andere daß der Laienkelch und die Landesſprache in den Kirchen eingeführt werde. Die römiſche Kirche aber konnte ſolche Dinge nicht zugeſtehen und durch das Zugeſtehen ſtillſchweigend eingeſtehen, daß ſie bis auf die Reformation in bedeutenden Puncten geirrt, dieſe Reformation ſomit das Recht aufzutreten gehabt habe. Sie konnte es nicht, nicht ſowohl um des einen oder des andern Gegenſtandes, der begehrt ward, ſelbſt willen, als vielmehr weil das Nachgeben in dem einen oder dem andern die größte Gefahr für den ganzen Katholicismus überhaupt nach ſich ziehen konnte. Denn leicht mochten ſich, war das Eine nachgegeben, unter die Katholiken noch andere, an die Reformation ſtreifende Gedanken und Vorſtellungen bilden, die Kirche, nachdem ſie einmal zugegeben, daß ſie geirrt, genöthiget werden zu weiterem Nachgeben und damit allmälig in dem Schooße des Katholicismus ſelbſt ein anderer Proteſtantismus ſich bilden, der ſich endlich mit dem früheren und erſten vereinigen mußte.

Es war für den Katholicismus, wollte er beſtehen, unbedingt nothwendig, ſeine Untrüglichkeit feſtzuhalten, alle jene

reformatoriſchen Gedanken abzuweiſen, ſich ſelbſt als etwas durchaus Abgeſchloſſenes, Unwandelbares, Heiliges in der Geſtalt, wie er bis zur Reformation allmälig geworden, hinzuſtellen. Dieſes mußte ſchnell und von einer Autorität geſchehen, die von Allen, die noch katholiſch geblieben, als die letzte und oberſte anerkannt ward. Es mußte ſchnell geſchehen, damit nicht noch der Glaube an dieſe Autorität verloren gehe. Dieſe Autorität aber lag nur in einer ſogenannten ökumeniſchen Synode. Das Pabſtthum ſelbſt hatte doch auch unter den Katholiſchen mancherlei Anfechtungen erfahren und konnte ſein eigenes, altes Anſehn nur durch eine ſolche Synode wieder herzuſtellen hoffen.

Nun war Pabſt Julius III., deſſen zuletzt in dem Blick auf den Gang der Reformation gedacht worden, 1555 geſtorben und zunächſt nach ihm Paul IV. auf den apoſtoliſchen Stuhl gekommen. Dieſer Pabſt, ein heftiger Feind des Hauſes Spanien-Habsburg, trat ſogar mit dem Sultan Suleimann in Verbindung, um die ſpaniſche Macht in Italien zu brechen, welches ihm nicht gelang. Er war noch ganz erfüllt mit dem alten römiſchen Gedanken, hielt ſich für den Herrn der Welt, den Herrn der Könige und Fürſten. Er war ein nicht minder heftiger Feind des Proteſtantismus. Die Länder aller proteſtantiſchen Könige und Fürſten ſchenkte er den Gläubigen, die ſich in deren Beſitz würden ſetzen können. Aber die Feſtſtellung des Katholicismus förderte er nicht weiter. Als er 1559 geſtorben, folgte ihm Pius IV., der die hochtrabende Sprache ſeines Vorgängers fallen ließ, erkennend, daß ſich das Pabſtthum nur noch durch Hülfe der weltlichen Fürſten zu erhalten vermöge. Auch überſah und würdigte er die Höhe der Gefahr, die für Pabſtthum und Katholicismus in der Fortdauer jener reformatoriſchen Gedanken, deren gedacht,

unter den katholiſchen Fürſten, den Völkern lag. Dieſe mußten, bei Gefahr des allmäligen Unterganges, durch die oberſte Autorität der Kirche niedergeſchlagen werden. Darum berief er das Concil von Trident wieder und am 18. Januar 1562 ward es wieder eröffnet.

In den früheren Sitzungen deſſelben waren bereits die Hauptlehren des Proteſtantismus verdammt und der katholiſche Gegenſatz als unabänderlicher Glaube hingeſtellt worden. An die Ausſöhnung mit dem Proteſtantismus war daher kaum mehr zu denken. Dennoch gab ſich der Pabſt das Anſehn, als denke er noch an ſie. Zwei apoſtoliſche Legaten waren daher in Deutſchland geweſen, um mit den proteſtantiſchen Fürſten und Ständen zu verhandeln, daß auch ſie die ſogenannte öcumeniſche Synode beſenden ſollten. Aber die Legaten des Pabſtes wurden von den deutſchen Proteſtanten kurz abgewieſen, denn ſie wußten, was es mit dieſer Kirchenverſammlung zu bedeuten habe. Sie wußten, daß es auf weiter nichts abgeſehen war, als die reformatoriſchen Gedanken, die unter den Katholiſchen waren, auch noch zu erdrücken.

Pius IV. wußte, daß ſich dieſe reformatoriſchen Gedanken auf dem Concil regen würden. Er hatte ſeine Vorſichtsmaßregeln dagegen getroffen und eine ſehr große Anzahl italieniſcher Biſchöfe, unbedingte Anhänger des Pabſtthums und des alten Katholicismus, nach Trident geſendet, durch die er der Stimmenmehrheit um ſo ſicherer war, als ſeine Legaten die ganze Lenkung des Concils in den Händen behielten und deutſche Biſchöfe nur in ſehr geringer Zahl gekommen waren. Nun traten Frankreich, Baiern, ganz beſonders aber und in der ehrenwertheſten Weiſe Kaiſer Ferdinand I. mit Reformanträgen vor das Concil, daß der geiſtliche Stand ſeiner urſprünglichen Beſtimmung zurückgegeben, der Kirche und den

Klöſtern ein Theil des übermäßigen und ſchädlichen Gutes genommen und auf nützliche und chriſtliche Dinge gewendet, die biſchöfliche Gewalt und die Synodal-Verfaſſung wieder hergeſtellt, das Pabſtthum reformirt und dafür geſorgt werde, daß es nicht immer auf Italiener falle, abergläubiſche Mißbräuche abgeſtellt, die Prieſterehe und der Laienkelch bewilligt, die Nationalſprachen in der Kirche eingeführt, kräftige Anſtalten zur Wiederbelebung der Chriſtlichkeit und der Sittlichkeit getroffen würden. Alſo war, ſagt ein ehrwürdiger Biſchof der katholiſchen Kirche unſerer Zeit, der Wunſch aller Beſſern, aber viele ſelbſtſüchtige Beſtrebungen vereitelten ihn. Es war das Pabſtthum zu Rom, durch welches Alles vereitelt ward. Auf der Verſammlung, wie wiederum ein Katholik ſagt, nicht von wahren Biſchöfen, ſondern von Larven, die an römiſchen Fäden gezogen wurden und mit denen der heilige Geiſt nichts zu ſchaffen hatte, gebildet, ſchrieen die Italiener und beſonders die Jeſuiten Alles nieder. Die öffentlichen Reden der Jeſuiten auf dem Concil überboten an Kühnheit in Behauptung der unbeſchränkten Gewalt des Pabſtes Alles, was bis dahin gehört worden. Beinahe nur zum Scheine wurden auch ſogenannte Reform-Decrete aufgeſtellt, die indeſſen nur ſolche Dinge betrafen, welche das Ganze nicht umgeſtalten konnten. Der päbſtliche Legat Morone erklärte ſie auch am Schluſſe des Concils ſelbſt für unzulänglich. Dahingegen ward das katholiſche Dogma und die Hauptſache des Hergebrachten und Gewordenen als feſt und unabänderlich hingeſtellt.

Die Synode ward am 4. Decbr. 1563 geſchloſſen und die römiſche Kirche hatte einen großen Sieg erfochten. Es hatte bis jetzo in vielen Stücken an einer feſten Beſtimmung, an der mit der oberſten Autorität der Kirche begabten Beſtimmung, was das eigentliche und rechte Katholiſche ſei, gefehlt.

Darum hatten reformatoriſche Gedanken unter den Katholiken ſelbſt ſich noch bewegen können. Nun aber war es beſtimmt unter dieſer und durch dieſe Autorität. Wer fürderhin überhaupt noch katholiſch bleiben wollte, konnte auch den einzelnen Punct nicht länger in Zweifel ziehen; er würde ſich damit ſchon gegen die heilige Kirche aufgelehnt und zum Ketzer geſtempelt haben. In dem Schooße der römiſchen Kirche wird daher die Unfreiheit viel größer als ſie früher geweſen. So hatte ſich der Katholicismus feſt, verſchloſſen, auf keiner Seite mehr einen Zugang bietend, hingeſtellt, als in einem Theile Europa's der Kampf bereits ausgebrochen, in dem andern, in dem Reiche der Deutſchen, die Gährung ſo geſtiegen, daß der Ausbruch dieſes Kampfes mit Sicherheit als nahe beverſtehend vorauszuſehen war.

Viertes Kapitel.

Das Jahrhundert der Reformation verläuft und in dem deutſchen Reiche kommt der Kampf der Waffen noch nicht zum Ausbruch. Aber dicht in der Nachbarſchaft ſchlugen die Flammen des Religions = und Glaubensſtreites ſchon furchtbar empor, und ſchon ſtanden Deutſche auf fremden Boden, jeder für ſeine Kirche und für ſeinen Glauben ſtreitend, ſich haßerfüllt entgegen. Ob England, ob die Niederlande, ob Frankreich katholiſch oder evangeliſch ſein ſollen, darum handelt es ſich in dieſem Streite, der noch in das Jahrhundert hineinfällt, in dem das Licht der Reformation auf die Welt gefallen. Es iſt eine ungeheure Bühne voll von Jammer und Blut, von Noth und Thränen. Die Herzen der Menſchen ſcheinen zu Stein zu werden, zu verſtummen die menſchlichen Gefühle in der Menſchenbruſt, ſo hart und grauſam iſt der Kampf. Halten auch beide Parteien die Hände nicht rein von Blut und Frevel, ſo iſt es doch gewiß nicht zu läugnen, daß der Frevel und der Unthaten minderer Theil noch auf Seiten der Proteſtanten, der blutigere und ungeheurere auf Seiten der Katholiſchen ſteht. Das Herz bebt, wenn es der Greuel gedenkt, die in den Niederlanden, ganz beſonders aber in Frankreich, wo die Katholiken die vorwaltende und ſiegende Mehrzahl bleiben, von ihnen begangen worden. Hunderttauſende von Proteſtanten haben den Tod in ſeiner martervollſten Geſtalt, mit ſeiner martervollſten Pein nehmen müſſen. Ueber ihren verſtümmelten und zerriſſenen Leichen erhebt der Katholicismus

wieder ſein gewaltig herrſchendes Haupt. Erſcheinen die Greuel in den Niederlanden geringer, ſo iſt es nur, weil ihr Umfang geringer, weil der Katholicismus nur zur Hälfte ſiegt. An dem Willen, auch hier Alles zu zertreten, zu zertrümmern und zu zerfleiſchen, fehlt es ebenfalls nicht. Die Menſchen verwildern in dieſem Kampfe und wie eine unaufhaltſame Peſt ſcheinet ſich dieſe Verwilderung über die Nachbarländer zu ergießen. Darum, als im folgenden Jahrhundert der Kampf ſich auch in das Reich der Deutſchen hinüberzieht, erſcheinet Alles ſo wild, ſo roh, ſo unmenſchlich. Mit den gräßlichſten, den entſetzlichſten Barbareien iſt der dreißigjährige Krieg geſtritten worden.

Aber nicht darin allein liegt die Rückwirkung des Kampfes, der dem deutſchen vorangeht, auf Deutſchland. Ob der Proteſtantismus oder der Katholicismus in England, in den Niederlanden, in Frankreich ſiege, davon ſind auch die Schickſale beider in Deutſchland, wenn auch nicht ausſchließlich und allein davon, abhängig, dadurch wird auch der Gang der Ereigniſſe in Deutſchland, wenigſtens zum Theil, beſtimmt werden. Und es tritt wieder hervor, was ſchon bei dem Entſtehen und bei der Ausbreitung der Reformation bemerkt worden, nur einen Theil der europäiſchen Welt vermag ſie zu behaupten. Sie behauptet beſonders den germaniſchen; wo ſie auch in den romaniſchen eingedrungen, da muß ſie nach hartem und blutigem Streite wieder weichen. Die germaniſchen Völker, von denen die Reformation feuriger und ſchneller begrüßt worden, halten auch mit größerer Zähigkeit an ihr feſt, laſſen ſie ſich nicht wieder entwinden.

Allenthalben, wohin die Reformation nur einigermaßen bedeutend eingedrungen und wo ſie nicht, wie in Spanien und Italien, ſonder alle Mühe niedergeworfen werden konnte, war

die Gährung, die Vorbereitung zum Kampfe, aber in England zuerſt trat der Katholicismus zum Angriffskampfe entſchloſſen auf. Dort trat, nachdem die proteſtantiſche Johanna Gray allerdings mit Unrecht den Thron beſtiegen, Maria auf, die Tochter Heinrichs VIII. und Katharinas von Aragonien. Ihr beſſeres Recht gewann ihr das Reich von England und Johanna Gray mußte das zarte Haupt unter das Henkerbeil legen. Maria war immer, wie das Haus Spanien-Habsburg, eifrig katholiſch geblieben. Sie hatte gelobt, die Religion des Landes unverändert zu laſſen, aber ſie hatte es gethan mit jeſuitiſchem Vorbehalt. Sie wollte den Katholicismus wieder zur Staats- und Landes-Religion machen, wenn ſie erſt feſt auf dem Throne ſäße. Dieſer Plan ſchien noch eine gute Möglichkeit für ſich zu haben, denn wenige Jahre erſt war die wahre Reformation in England verkündet, viele daher noch dem Katholicismus zugethan. Maria ließ zuerſt durch das Parlament von 1553 die Verordnungen abſchaffen, die unter Eduard VI. gegeben, und die Verordnungen Heinrichs VIII., alſo im Weſentlichen den Katholicismus, jedoch ohne das Pabſtthum, wieder zum Geſetze Englands erheben. Darauf ſah ſie ſich nach ausheimiſcher Hülfe um, ſich bewußt, daß die Reformation in England ſelbſt ſchon zu ſtark geworden, um durch engliſch-katholiſche Macht allein niedergeworfen werden zu können. Alſo reichte ſie Philipp, damals noch Infant von Spanien, die Hand. Wie dieß Bündniß mit Spanien zu Stande kam, ward die Königin kühner. Die Meſſe ward wieder eingeführt, die proteſtantiſchen Biſchöfe und Prieſter von ihren Stellen gejagt, ein Schickſal, welches ſechszehntauſend derſelben traf. Darauf ließ ſie durch das Parlament von 1554, welches dabei indeſſen keineswegs die wahre Stimme Englands abgab, den reinen und unbedingten Katholicismus

wieder für die Staats-Religion erklären. Nun ſetzte Maria die Ketzergeſetze der alten Zeit mit blutiger Haſt in Vollziehung, und die Flammen leuchteten durch ganz England. Aber mitten in dieſen Flammen breitete ſich die Reformation nur immer weiter aus. Maria ward immer blutiger und heftiger, eine große Commiſſion zur Aufſpürung der Ketzer und Vermehrung der Scheiterhaufen ward 1557 als Vorbereitung der ſpaniſchen Inquiſition eingeſetzt. Schon war England bereit aufzuſtehen, ſchon gelang es nicht mehr ſo willige Parlamente zuſammenzubringen, als Maria am 17. Nov. 1558 ſtarb.

Englands Herrſchaft trat nun die große Eliſabeth an, Tochter Heinrichs VIII. von Anna Boleyn. Eliſabeth war im Herzen proteſtantiſch und hatte ſich immer ſo, ſelbſt unter Gefahren, gehalten. Aber wenn ſie es auch nicht geweſen, ſie hätte es ſein müſſen, denn ihr Königthum fiel und ſtand mit dem Proteſtantismus. Maria Stuart legte ſogleich Wappen und Titel als Königin Englands an, und die eifrig katholiſche Partei Europas, namentlich Pabſt Paul IV., erkannte nur dieſe Königin an. In den Augen des unbedingten Katholicismus konnte Eliſabeth nicht Königin ſein, weil ſie uneheliches Kind war, denn ihres Vaters Ehe mit Katharina von Aragonien hatte die römiſche Kirche nicht getrennt, ſeine Ehe mit Anna Boleyn nicht geſegnet. Alſo entſchied ſich Eliſabeth alsbald für den Proteſtantismus, und die hohe anglicaniſche Kirche, wie ſie ſich nannte, ward von den Parlamenten hingeſtellt. Die Kirche ſollte unter der Hoheit des Königthums ſtehen, anderer als der anglicaniſche Gottesdienſt nicht in dem Reiche geduldet werden. Selbſt anderer proteſtantiſcher Gottesdienſt war unter ſcharfen Strafen verboten. Eliſabeth ward nun auf geraume Zeit das Haupt und der Mittelpunct des Proteſtantismus in dem Weſten Europa's. Wo ſie konnte, ver-

theidigte ſie ihn auch in den benachbarten Ländern, denn der Katholicismus war ihr nicht allein religiöſer, ſondern auch politiſcher Feind. Der Katholicismus erkannte ja ihr Recht auf Englands Thron nicht an.

Hatte ſo der Proteſtantismus ſein Haupt in der großen Eliſabeth, ſo war dem Katholicismus eben damals auch ein ſolches weltliches Haupt in Philipp II. von Spanien geworden. Beide, die engliſche Eliſabeth und der ſpaniſche Philipp, trotz dem, daß ſie gegen einander ſtehen, ſie für den Proteſtantismus, er für den Katholicismus, haben doch auch wieder manches Gemeinſame. Beide ſind mit dem höchſten Begriff von der Würde und Hoheit des Königthumes erfüllt und die alten Freiheiten und Rechte ihrer Lande ſind ihnen zuwider; auch meinen beide, daß des Reiches Unterthanen ſich dem Glauben der Könige und Herren unbedingt fügen müßten. Und doch ſind die Folgen ihres Lebens und Wirkens ſo unermeßlich verſchieden. Eliſabeth hinterläßt einen mächtigen, blühenden, reich emporſtrebenden Staat; Philipp II. den ſeinen dagegen im Verfaulen und Vertrocknen. Aber Eliſabeth ſtellt ſich und ihr Reich auf den kräftigen und lebengebenden Proteſtantismus. Philipp II. aber will ſeiner Welt den Jeſuitismus zur Unterlage geben und giebt ihr mit demſelben den Tod. An dem Ende ſeines Lebens ſtand die ungeheure ſpaniſche Monarchie innerlich faul und hohl da. Es ſind auch ſtets immer zwei Dinge, auf welche er ſein Auge gerichtet hat. Zuerſt will er, daß der reine und unbedingte Katholicismus allenthalben triumphire. Der ſchönſte Glanz ſeiner Herrſchaft iſt ihm die Flamme des Scheiterhaufens, welche die Ketzer vernichtet. Aber ſo ganz rein iſt ſein Feuer für den vollen und unbedingten Katholicismus nicht. Der Wiederaufbau, die Feſtſtellung deſſelben, wo er durch die Reformation erſchüttert worden, ſoll auch

ſtets der weitern Verbreitung der ſpaniſchen Herrſchaft dienen. Der Katholicismus, durch ihn gehalten und befeſtiget, ſoll ſich dafür auch willig ſeinem Herrnthum unterwerfen. Eliſabeth kennt menſchliche Gefühle noch, wenn ſie für den Proteſtantismus und für ihr Herrnthum ſtreitet, Philipp II. kennt ſie nicht, wenn es Katholicismus und Herrſchaft gilt, und die blutigen Menſchen, welche ihn umgeben, unter denen wieder Alba die blutigſte Stelle einnimmt, kennen ſie eben ſo wenig.

Die Welt iſt in großer Bewegung, wie Eliſabeth den engliſchen Thron beſtiegen und während ſie ſich noch auf demſelben befeſtiget. Philipp II. verläßt eben ſeine niederländiſchen Provinzen, um ſich nach Kaſtilien zu begeben, von wo aus er die Welt für Katholicismus und ſpaniſche Herrſchaft fortan erſchüttern wird. Schon Karl V. hat mit Feuer und Brand gegen die Ketzerei in ſeinen Niederlanden gewüthet. Aber wie faſt allenthalben, haben die blutigen Verfolgungen nur dazu gedient, den Glauben weiter auszubreiten. In den Niederlanden, und beſonders im germaniſchen Theile derſelben, im Norden, hat die Reformation nach den Vorſtellungen Zwingli's und Calvins immer weiter um ſich gegriffen. Philipp II. iſt entſchloſſen, ſie niederzutreten, koſte es, was es wolle, fließe das Blut auch in Strömen. Auch die Freiheiten der niederländiſchen Provinzen ſind ihm zuwider. Für den Doppelzweck, Aufbau der uneingeſchränkten Königsgewalt, Vernichtung der Ketzerei bleiben ſpaniſche Truppen in den Niederlanden zurück, ſind drei neue Erzbisthümer und vierzehn neue Bisthümer aufgerichtet worden. Aber indem er beides zugleich, die Freiheit des Glaubens und die Freiheit des Staates, bedroht, hat Philipp II. den proteſtantiſchen und den katholiſchen Niederländern ein gemeinſames Intereſſe gegen die ſpaniſche Regierung gegeben.

Indeſſen auf dieſer Seite kam der Sturm noch nicht alsbald zum Ausbruch. Es gährte nur, es bere.tete ſich der Aufſtand der Niederlande vor. Einen großen Gedanken in der Bruſt war Philipp II. nach Kaſtilien gegangen. Nicht ſeine niederländiſchen Ketzer allein ſollten vernichtet werden, es galt einen größern Kampf gegen den Proteſtantismus überhaupt. Zum Theil durch den Gegenſatz und die Feindſchaft der beiden großen katholiſchen Mächte, Frankreich und Spanien, war die Reformation emporgekommen. Ob nun wohl Philipp II. den Gedanken an die einſtmalige Vernichtung Frankreichs nicht aufgab, ſchloß er doch mit König Heinrich II. am 3. April 1559 den Frieden von Chateau-Cambreſis, durch welchen der am Anfange des Jahres 1552 ausgebrochene Krieg endete. Es war dabei ſein Gedanke, die katholiſchen Mächte für den Angriff auf den Proteſtantismus zu vereinigen. Aber Frankreich konnte jetzo nicht nach Außen auftreten, denn in dieſem Reiche ſelbſt ſchien die Reformation ſich immer mächtiger zu erheben. Es war der zwinglianiſch-calviniſche Lehrbegriff, der in Frankreich eindrang. Hugenotten wurden ſeine Bekenner genannt. Das Wort iſt wahrſcheinlich verdorben aus „Eidgenoſſen." Alſo nannte man ſie, weil die Schweiz, das Land der Eidgenoſſen, gleichſam ihre Mutterſtätte war. Beſonders im Süden Frankreichs war die Reformation gewaltig geworden. Ja ein Seitenzweig des königlichen Hauſes hatte ſich zum Theil zu ihr gewendet. Die Bourbons hatten, wenn die königliche Familie der Valois ausſtarb, das nächſte Recht auf den Thron. Alſo war es von der größten Wichtigkeit, daß die Reformation in dieſe Familie eindringen wollte. Ein Glied derſelben Ludwig, Prinz von Condé, hatte ſich offen und entſchieden zu ihr gewendet, Anton, ſein Bruder, ſtand noch zweifelhaft und ungewiß. Seine Gemahlin indeſſen

Johanna Albert, die ihm 1548 die auf der franzöſiſchen Seite der Pyrenäen gelegenen Reſte des Königreichs Navarra zugebracht, war eine eifrige Calviniſtin. Die Staatsgewalt aber und die Mehrzahl der Franzoſen blieb katholiſch. König Heinrich II. zeigte ſich ſtets als heftiger Feind der Reformation. Plötzlich ward er durch einen Unfall am 10. Juli 1559 dem Leben entnommen.

Das Haus Valois ſtand nun auf vier ſchwachen Knaben, die er hinterließ, von denen ihm drei auf dem franzöſiſchen Throne gefolgt ſind. Franz II. ward König, deſſen Gemahlin Maria Stuart war, die Wappen und Titel von England angelegt, ja England, wenn ſie ſterben ſollte, an Frankreich geſchenkt hatte. So feindliche Geſinnung konnte Eliſabeth von England nicht dulden. Bei der ganzen drohenden Stellung, welche der Katholicismus annahm, mußte ſie ſich ſichern und decken, beſonders von Schottland her, wo die Proteſtanten gegen Maria Guiſe, die Mutter Maria Stuarts, die mit den franzöſiſchen Truppen den Katholicismus behaupten wollte, ſich erhoben. Eliſabeth unterſtützte ſie und Maria Stuart ſah ſich, um nicht Schottland ganz zu verlieren, zu dem Verſprechen genöthigt, Wappen und Titel von England abzulegen und zu dulden, daß das ſchottiſche Parlament 1560 in der ſtrengſten und unbedingteſten Weiſe die Reformation in ihrem Erbreiche einführte.

Alſo erwieß ſich, daß der Katholicismus nicht allenthalben obſiegen werde. Auch die Entwürfe Philipps II. auf ein Zuſammenwirken der beiden katholiſchen Hauptmächte, Spanien und Frankreich, konnten nicht ſogleich zur Erfüllung kommen, denn immer größer ward die Bewegung in Frankreich ſelbſt. Jene Entwürfe, zur Erfüllung gekommen, hätten auch eine große Wirkung auf Deutſchland haben müſſen. Franz, Herzog

von Guiſe, weitläuftig mit dem königlichen Hauſe der Valois verwandt, eifrigſt katholiſch und darum der Mehrzahl der Franzoſen willkommen, bemeiſterte ſich der Führung der Angelegenheiten für den jungen König Franz II. Die Verfolgungsedicte gegen die Hugenotten wurden erneuert, verſchärft. Dieſe aber, und beſonders der ritterliche und kühne Adel unter ihnen, wollten ſich nicht länger mehr ruhig abſchlachten laſſen. Schon erheben ſie in vielen Provinzen die Waffen. Sie wollen den jungen König unter die Leitung Ludwigs von Conde bringen, dem ſie mit größerem Recht als dem Guiſe gebühre, und damit die Staatsgewalt im Sinne der Calviniſten handele. Aber der Plan ſich des jungen Königs gewaltſam zu bemeiſtern verunglückte beim Verſuche, und Guiſe läßt ſeinen ſchrecklichen Zorn auf die Häupter der Calviniſten fallen.

Da ſtarb König Franz II. am 5. Decbr. 1560 und die Krone ging auf Heinrichs II. zweiten Sohn, den neunjährigen Karl IX., über. Der Tod Königs Franz II. ſcheint den Plan, daß Spanien und Frankreich gemeinſchaftlich auf allen Puncten, wo man nur könne, auf die Proteſtanten fallen wolle, vernichtet zu haben. Schon hatte 1560 Philibert Emanuel, Herzog von Savoyen, ſogar die armen Waldenſer in den Alpenthälern angegriffen. Aber nach Franzens Tode bemeiſtert ſich in Frankreich die Königin = Mutter, Katharina von Medici, der Führung der Staatsgeſchäfte. Nicht ſowohl aus toleranter Geſinnung iſt ſie milder gegen die Hugenotten geſtimmt, als vielmehr weil ſie den Ausbruch eines Bürger = und Religionskrieges fürchtet. In demſelben könnten entweder die Guiſe oder die Bourbons emporkommen, ihren ſchwachen Knaben das Herrnthum entriſſen werden. Alſo werden die Gefängniſſe eröffnet, ja Katharina giebt den Hugenotten ein Toleranzedict am 17. Jan. 1562. Aber ſie iſt nicht im Stande die

beginnende Wuth der Menſchen zu bändigen. Der Eifer der Katholiken erwacht glühend und heftig. Die Toleranz, welche Katharina geben will, erſcheint ihnen als Verrath an der heiligen Kirche. Schon haben die meiſten Parlamente Frankreichs förmlich gegen das Toleranzedict proteſtirt. Die Katholiken waffnen allenthalben und ſchwören, den Verrath an der heiligen Kirche nicht zu dulden. Plötzlich, wie auf ein gegebenes Zeichen, ſtehen die Parteien am Anfange des Jahres 1563 mit den Waffen gegen einander auf. An allen Orten und Enden Frankreichs entbrennt ein furchtbarer und verheerender Krieg, am wildeſten iſt er im Süden, wo die Stärke der Parteien ſich gleicher waren. Wie die wilden Thiere des Waldes zerriſſen ſich Hugenotten und Katholiken untereinander. Aber der Nachtheil des Kampfes iſt auf Seiten der erſtern. Ihre Zahl ſchmilzt zuſammen und was den Tod nicht mit den Waffen in der Hand findet, wird durch Barbarei umgebracht oder durch Barbarei zum Katholicismus zurückgeſchreckt. Ludwig von Condé wird in der unglücklichen Schlacht von Dreux am 19. Decbr. 1562 gefangen. Die Staatsgewalt ſchritt in dem vollſten Sinne des Katholicismus auf, denn Franz von Guiſe hat ſich, ſeit der Krieg ausgebrochen, des jungen Königs bemeiſtert, alle Staatsgewalt iſt in ſeine Hände übergegangen. Aber Franz wird am 18. Febr. 1563 von einem Hugenotten ermordet, und hierdurch gewinnt Katharina von Medici wieder freie Hand. Sie giebt den Calviniſten, die noch immer bedeutend, ein zweites Toleranzedict am 19. März 1563.

Katharina ſelbſt, ſo ſcheinet es, hatte damals den Gedanken, daß die beiden Parteien friedlich nebeneinander beſtehen könnten, nicht mehr. Es mußte ſelbſt dem Königthume unmöglich erſcheinen, die Toleranz aufrecht zu erhalten, weil die

Mehrheit der Nation mit wildem Ungeſtüm die Vernichtung der Ketzerei begehrte. Katharina gab das Toleranzedict, damit die Calviniſten die Waffen niederlegen ſollten. Auch ward es in den Provinzen faſt gar nicht vollzogen. Die Kämpfe dauerten fort, wo Katholiken und Hugenotten ſich trafen, und ſie trafen ſich faſt allenthalben. Man bemerkt, daß der Katholicismus immer glühender und eifriger wird, je mehr die Jeſuiten ſich auch in Frankreich anbauen. Es geſchiehet in dieſen Jahren; ſie erhalten 1564 das Recht des öffentlichen Unterrichtes. Die eifrigen Katholiken fingen an geheime Bünde unter ſich zu errichten, daß auf keinen Fall der Calvinismus im Reiche geduldet werde. Die Regierung ſollte gezwungen werden zu wollen und zu thun, was die Mehrheit der Nation begehrte.

Der Gedanke Philipps II., der Gedanke auch des Pabſtes, an einen größern und allgemeinern Kampf gegen den Proteſtantismus, zunächſt wenigſtens in dem Weſten Europas, hatte ſich unter dieſen Vorgängen nicht ſogleich verwirklichen laſſen, aber Philipp II., im Beſitz ſo großer Mittel und ſo zahlreicher Freunde, verzagte nicht. Allenthalben hin hatte der Katholicismus ſeine Augen geworfen, denn er fühlte ſich wieder in ſeiner Kraft. Maria Stuart, die Witwe von Frankreich, war 1561 in ihr Erbreich Schottland zurückgegangen. Sie lebte dort freilich unter ſehr drückenden Verhältniſſen; kaum, daß die eifrig proteſtantiſchen Schotten ihr katholiſchen Privatgottesdienſt geſtatteten. Aber mit den katholiſchen Mächten ſtand ſie in fortwährender Verbindung. Sie war die Erbin Englands, wenn Eliſabeth ſterben ſollte, ſie war in den Augen des Katholicismus jetzt ſchon die rechtmäßige Königin Englands. Man zählte auf ſie. Sie ſollte vollenden, was ihre Vorgängerin Maria unvollendet gelaſſen. Konnte doch Eliſabeth hin-

weggeräumt und was noch vom katholiſchen Elemente in England vorhanden, benutzt werden. Mit um ſo größern Mißtrauen ſah Eliſabeth und mit ihr das proteſtantiſche England auf dieſe Maria Stuart. Es ſchien, ſo lange ſie lebe, könne Englands Proteſtantismus nicht ruhig und ſicher ſein.

Für Philipp II. aber lag es näher, an die Vernichtung des Proteſtantismus in ſeinen Niederlanden und in Frankreich zu denken. In ſeine Niederlande ließ er immer blutigere Befehle ergehen. So kam 1565 das Gebot, daß über geiſtliche Vergehen nur die Inquiſition erkennen und derſelben von der weltlichen Obrigkeit jede Unterſtützung unweigerlich geleiſtet werden ſollte. Die Niederlande kamen in die größte Bewegung; ſelbſt die Katholiken fürchteten, Philipp II. wolle die ſpaniſche Inquiſition einführen, die in Spanien ſelbſt als ein Mittel zum Aufbau des uneingeſchränkten Königthums angeſehen ward. Alba hatte mit Katharina von Medici zu Bayonne in demſelben Jahre eine Zuſammenkunft. Gräßliche Entwürfe gegen die franzöſiſchen Hugenotten ſcheinen dort beſprochen worden zu ſein. Man ſollte ſich, ſo begehrte wohl Alba, ihrer Häupter durch ein großes Mordfeſt entledigen. Katharina von Medici dagegen fand, daß die Hugenotten zu mächtig noch und zu vorſichtig, als daß man auf dieſem Wege hoffen könnte, zum Ziele zu gelangen. Auf andere Weiſe ward beſchloſſen zu demſelben Erfolge zu gelangen. Bald darauf brachen die Unruhen in den Niederlanden aus. Am Anfange ſtanden Katholiken und Proteſtanten gegen die ſpaniſche Regierung zuſammen. Eine Verbrüderung des niedern Adels, Bettler (Geuſen) vom Hofe genannt, begehrte von Margareth, Philipps II. Schweſter, Generalſtatthalterin der niederländiſchen Provinzen, am 6. April 1566 Aufhebung der Glaubensgerichte, Erhaltung der alten Freiheiten. Margareth ſah ſich

genöthiget nachzugeben, bis neue Befehle aus Kaſtilien kämen Aber das Bündniß zwiſchen den Katholiken und Proteſtanten dauerte nicht. Der calviniſtiſche Pöbel zerſchlug mit wildem Ungeſtüm die Heiligenbilder der Katholiſchen. Dieſe wollten ihre Kirche und ihren Glauben nicht alſo verhöhnen laſſen. Lieber wieder ſpaniſch werden als den Hohn und die Uebergewalt der Ketzer dulden. Philipp II. aber war entſchloſſen, wie er von dieſem Frevel hörte. Alba empfing Befehl aus Italien ein mächtiges Heer in die Niederlande zu führen und als Reichsverweſer den letzten Aufruhr zu beſtrafen. Alba, 1567 in Brüſſel eingetroffen, die ſpaniſchen Truppen durch das Land vertheilt, begann an der Ausführung der Entwürfe Philipps II. zu arbeiten. Die betrafen zweierlei, Vernichtung des Proteſtantismus in den Niederlanden, Vernichtung der niederländiſchen Rechte und Freiheiten. Darum erklärte Alba alle Niederländer überhaupt für Rebellen. So konnten die edelſten Geſchlechter hinweggeſchafft, die Kraft des Widerſtandes gebrochen werden. Viele edle Häupter fielen, Egmont Montmorency und Montigny die bedeutendſten unter ihnen. Tauſend und abermals Tauſende bluteten; wer es vermochte entrann dem Mordgetümmel. Viele waren gegangen, und beſonders Proteſtanten, um die Waffen gegen die ſpaniſche Tyrannei und den Glaubenszwang zu erheben. Unter ihnen waren bedeutend die Glieder des Hauſes Naſſau = Oranien, Wilhelm der Schweigende und ſeine Brüder Adolf und Ludwig. Hunderttauſend ausgewanderte Bürger brachten den niederländiſchen Kunſtfleiß nach Deutſchland und England. Die Brüder Naſſau aber hatten ein Heer zuſammengebracht und traten damit an der Maas auf. Aber ſie beſtanden vor Alba's höherer Kriegskunſt nicht und mußten 1568 ihr Heer wieder auflöſen.

Es war eine überhaupt wilde, blutige, bewegungsreiche, ereignißvolle Zeit. Die Spanier mordeten in den Niederlanden und mordeten in Spanien ſelbſt. Die Bewohner der Alpuxaren, früher Moslemen und zum Chriſtenthume genöthiget, ſtanden gegen die Härte der Inquiſition auf und Philipp II., der eben ſelbſt ſeinen Sohn Don Karlos ſeinem finſtern Mißtrauen geopfert, ließ ſie mit Grauſamkeit bekämpfen und vernichten. In demſelben Jahre 1568 ward auch Maria Stuart genöthiget, nach England zu flüchten. Maria eifrig dem katholiſchen Kirchenglauben ergeben und eifrig in dem äußeren Dienſte, führte nichts deſto weniger ein innerlich verworfenes Leben. Sie hatte 1565 mit Heinrich Darnley, Grafen von Lenox, einen Ehebund geſchloſſen, aber Treue verſtand das üppige Weib nicht zu wahren. Des Gatten bald müde geworden und neuer Liebe ergeben, fiel ſie ſo tief, ihre Zuſtimmung zu geben, daß ihr Gatte 1567 auf eine entſetzliche Weiſe aus dem Wege geräumt ward. Und dem Manne, der an dem Morde den größten Antheil gehabt, dem Grafen Bothwell, reichte ſie mit Verhöhnung des Urtheils der Welt die Hand als Gattin. Aber ganz Schottland empörte ſich gegen ſolche Greuel und Maria ward genöthigt, der Regierung zu Gunſten des Sohnes, den ſie mit Lenox gezeugt, zu entſagen. Der war der nachmalige König Jacob I., welcher die Kronen von England und Schottland zuerſt auf einem Haupte vereinigt. Als Maria Stuart hierauf noch einen Verſuch machte emporzukommen, war ſie 1568 genöthiget, nach England zu entweichen, um nicht von den erbitterten Schotten den Tod zu empfangen. Eliſabeth aber von England meinte, ſich der gefährlichen Frau verſichern zu müſſen, und Maria Stuart ward in Haft, jedoch anfangs in anſtändiger Haft, in England behalten.

Unterdeſſen hatten ſchon 1567 die Hugenotten in Frankreich zu den Waffen gegriffen, meinend, daß zwiſchen Spanien und ihrem König ein Plan zur Vernichtung aller Proteſtanten beſtehe, dem nur mit den Waffen in der Hand entgegenzutreten ſei. Damals ſchon ſtreiten Deutſche gegen Deutſche um den Glauben nur auf fremden Boden. Katholiſche Schweizer, ja Lutheriſche, die Sachſen geſendet, ſtehen mit Frankreichs katholiſcher Partei. Denn hoch iſt ſchon zwiſchen den deutſchen Lutheranern und den Calviniſten der Haß geſtiegen, ſo hoch, daß ſie den Katholicismus kaum noch als einen gemeinſchaftlichen Gegner betrachten. Johann Caſimir dagegen, der Pfalzgraf von Rhein, ſtreitet mit deutſchen Calviniſten für die calviniſtiſche Partei Frankreichs, an deren Spitze noch immer Ludwig, Prinz von Condé, ſteht. Anton von Navarra iſt ſchon 1562 geſtorben. Sein junger Sohn, Heinrich von Bearn, der nachmalige König Heinrich IV., wird noch wenig auf der Bühne der Ereigniſſe bemerkt. Katharina giebt indeſſen am 23. März 1568 ein abermaliges Toleranzedict. Aber ſie ſcheint es wieder nur gegeben zu haben, um den Calviniſten die Waffen aus den Händen zu winden. Die Königin ſelbſt iſt außer Stand, die Toleranz in das Reich zu bringen. Die Geſinnung der Mehrheit der Franzoſen iſt immer entſchiedener gegen die Calviniſten geworden, und dieſe laſſen es auch ihrerſeits nicht daran fehlen, die Wuth und Erbitterung der Katholiſchen aufzureizen. Denn wo ſie die Meiſter ſpielen, ſchlagen ſie die Heiligenbilder, die Kreuze, die katholiſchen Kirchen, als wären ſie Tempel der Abgötterei nieder. Philipp II. treibt zum Angriffe auf die Calviniſten, da er nicht hoffen kann in ſeinen Niederlanden den Calvinismus zu erdrücken, wenn er in Frankreich fortbeſteht. Mit noch größerem Eifer treibt dazu Pabſt Pius V., der 1565 auf Pius IV. in Rom gefolgt iſt. In ſeinen Au-

gen iſt jede Toleranz die größte Sünde gegen die heilige Kirche, das größte Verdienſt die Ketzerei mit Feuer und Schwert zu vernichten. Und es ſcheint eben im Weſten Europa's ziemlich Alles günſtig für den Katholicismus zu gehen. Die Niederlande lagen in ſchweigendem Gehorſam und das Beiſpiel Alba's ſchien zu zeigen, wie viel ſich mit ſtandhaftem Willen und wenn man grauſam aus Grundſatz ſei, erreichen laſſe. Ganz mit dieſen Gedanken erfüllt war Pius V., der apoſtoliſche Vater in Rom. Selbſt mit Truppen hatte er die katholiſche Partei Frankreichs unterſtützt, die apoſtoliſchen Soldaten Befehl empfangen, keines Hugenotten Leben zu ſchonen.

Das letzte Toleranzedict alſo war nur gegeben worden in augenblicklicher Noth, um den Calviniſten die Waffen aus den Händen zu bringen. Kaum gegeben, ward es widerrufen und ein Befehl König Karl IX. verkündete am 28. Sept. 1568, daß fortan bei Todesſtrafe nur noch katholiſcher Gottesdienſt in Frankreich geduldet werden ſoll. Da erhuben ſich die Calviniſten abermals, und kämpfen noch einen der Verzweiflungskriege, in denen ſie ſich langſam verbluten. Wilder und grauſamer, als je einer geweſen, iſt dieſer, und furchtbare Schlachten, wie bei Jarnac am 13. März 1569, wo Ludwig von Condé den Tod findet, bei Montcontour, Sainte-Germain und d'Avenai-le-Dûc werden geſchlagen. Aber noch einmal erhält der Kampf durch ein Toleranzedict, welches die Regierung am 8. Auguſt 1570 bewilligt, einen Stillſtand. Günſtiger als je ein früheres lautete dieſes für die Calviniſten. Und nicht lange darauf erfolgte doch die furchtbare Kataſtrophe, die unter dem Namen der Bartholomäusnacht bekannt iſt.

Es war dem vornehmen calviniſtiſchen Adel und beſonders dem Admiral Coligni gelungen, den jungen König Karl IX. für einen großen Plan halb zu gewinnen. Der König ſollte

dem Calvinismus eine feſte und ſichere Toleranz geben und mit derſelben Spaniens Macht in den Niederlanden zertrümmern, die Niederlande für Frankreich gewinnen. Karl IX., herangewachſen und ſelbſtſtändiger geworden, ändert plötzlich ſeine Politik, er entfernt ſich von Spanien, er ſchließt eine Allianz mit dem proteſtantiſchen England, er unterhandelt mit dem Hauſe Naſſau, das auf eine Schilderhebung gegen Spanien ſinnt. Seine Schweſter Margareth beſtimmt er dem proteſtantiſchen Heinrich von Bearn zur Gemahlin, eine Ehe, die auch wirklich trotz des Mangels der päbſtlichen Dispenſation geſchloſſen ward. Philipp II. und der Pabſt ſind voll Beſtürzung. Dieſe iſt um ſo größer als in den ſpaniſchen Niederlanden ſich endlich ein ernſter Aufſtand erhoben. Die Geuſen, die bis jetzt zur See nur einen räuberiſchen Krieg gegen Spanien geführt, bemeiſterten ſich am 1. April 1572 der Stadt Briel. Holland und Seeland inſurgirten ſich und riefen Wilhelm von Oranien herbei, den ſie zum Statthalter des Königs beſtellten. Trat nun Frankreich noch auf, ſo ſtand für Spanien und den Katholicismus ungemein viel auf dem Spiele. Aber in Paris, in ganz Frankreich hatte die neue Richtung, welche Karl IX. einſchlagen zu wollen ſchien, den wildeſten Ingrimm hervorgerufen. Eine Verſchwörung zur Vernichtung der Calviniſten war gebildet worden. Von dem Daſein derſelben ſcheint Karl IX. erſt kurz vor ihrem Ausbruch unterrichtet worden zu ſein. Es iſt Gefahr, daß das königliche Haus ſelbſt werde vernichtet werden, weil es den Calvinismus zu begünſtigen ſcheint; in den Augen des römiſchen Katholicismus iſt ſchon das todeswürdiges Verbrechen. Alſo beſchließt Karl IX., die Königin Mutter beſonders ſoll dazu gerathen haben als zu dem einzigen Rettungsmittel, ſich ſelbſt an die Spitze dieſer Verſchwörung zu ſtellen, um ſeinen guten Katho-

licismus zu erhärten. Nun giebt der König ſelbſt das Zeichen, demgemäß die Verſchworenen am 24. Aug. 1572 mitten in der Nacht zuerſt über die ſorgloſen Calviniſten in Paris herfielen und ein grauſames Mordfeſt über ſie hielten. In ſchneller Folge, zu Meaux, Orleans, Angers, Lyon, Toulouſe, Rouen, Troyes, in vielen anderen Städten und Orten wiederholten ſich die Mordſcenen. Bei fünfzigtauſend Calviniſten ſollen den Meuchelmördern erlegen ſein. Der ehrliche Deutſche, der ſich nie dem Meuchelmorde befreundet, er möge hervortreten unter welcher Geſtalt er wolle, Kaiſer Maximilian II., äußerte den bitterſten Unwillen über dieſe Vorgänge. Der Italiener, Pabſt Gregor XIII., der eben damals auf Pabſt Pius V. gefolgt, ſo große Freude, daß er in Rom ſelbſt das Tedeum ſingen ließ, als habe die heilige Kirche einen großen Sieg erfochten. Die Prinzen des Hauſes Bourbon, Heinrich von Bearn und Heinrich von Condé wurden unter dem Schrecken des Todes gezwungen, katholiſch zu werden.

Die franzöſiſchen Calviniſten ließen ſich indeſſen nicht lange ruhig abſchlachten. Mußte es einmal geſtorben ſein, dachte beſonders der mächtige Adel, ſo war es beſſer mit dem Schwert in der Hand zu ſterben. Abermals brach der Religions- und Bürgerkrieg aus. Karl IX. wünſchte indeſſen damals, ſeinen jüngern Bruder Heinrich zum König von Polen gewählt zu ſehen. Die Bartholomäusnacht aber hatte die Gemüther des polniſchen Adels dem Hauſe Valois entfremdet. Man läugnete gegen die Polen, daß die Unthat von dem Königthume veranlaßt ſei, gab den Calviniſten am 6. Juli 1573 ein abermaliges Toleranzedict und führte dadurch Heinrichs Wahl zum König herbei. Kaum aber war Heinrich nach Polen gegangen, als Karl IX. am 30. Mai 1574 ſtarb und

Heinrich, Polen im Stillen und eilends wieder verlaſſend, trat in Frankreich das Reich als König Heinrich III. an.

Es ſchien mit dem Hauſe Valois zu Ende zu gehen, denn außer dem König war nur ein vierter Sohn Heinrichs II., der Herzog von Alençon, übrig. Man erwartete ein kinderloſes Ableben der abgelebten und matten jungen Männer. Es entſtand die wichtige Frage, ob die calviniſtiſchen Bourbons dann auf den Thron kommen ſollten. Heinrich von Condé war nicht lange nach der Bartholomäusnacht aus Paris entronnen und zum Glauben ſeines Vaters zurückgetreten. Auch Heinrich von Bearn entwich, doch erſt 1576, und ſelbſt als er freigeworden, beſann er ſich drei Monate, ehe er wieder zum Calvinismus übertrat. Denn es ſetzte derſelbe viel für ihn auf das Spiel, die Krone Frankreichs, wenn das Haus Valois würde ausgeſtorben ſein. Denn die bei weitem größere Zahl der Franzoſen ſchien entſchloſſen, keinen Calvinismus in dem Reiche, am wenigſten aber einen calviniſtiſchen König zu dulden. Ein düſterer und wilder Fanatismus hatte ſich damals von Spanien her auch über das katholiſche Frankreich verbreitet. Die Zahl aber der Calviniſten war, wie das Jahrhundert ſich gegen ſein Ende neigte, von einem Drittheil der Geſammtbevölkerung geſunken bis auf etwa ein Zehntheil derſelben. So grauſam waren die Metzeleien geweſen, durch die ein Theil der Calviniſten unterging, ſo grauſam das Schrecken, durch welches ein anderer Theil in den Schooß des römiſchen Kirchenthums zurückgezwungen worden.

In den nächſten Jahren zieht ſich das Intereſſe der Ereigniſſe von Frankreich hinweg in die benachbarten Niederlande. Es tritt aber keine Ruhe in Frankreich ein. Das Morden, die Kriege, ſie dauern fort. Aber es kommt zu keiner Entſcheidung. Das Einzige von Bedeutung, was hier in den nächſten

Jahren hervortritt, iſt, daß König Heinrich III., troß ſeiner heftigen Feindſchaft gegen die Calviniſten nicht gelang, das Vertrauen ſeiner eigenen, der katholiſchen Partei Frankreichs, zu gewinnen. Nicht allein daß ſeine Schwäche und Ueppigkeit ihn bei den Menſchen in Verachtung brachte, er war auch den Häuptern der katholiſchen Partei, wie eifrig er auch katholiſch, wie heftig er auch, wo er es ſein konnte, gegen die Calviniſten war, doch noch immer nicht heftig genug. Er kannte doch zuweilen noch andere Rückſichten und noch andere Dinge als die Vernichtung der Calviniſten in dem Reiche. Das Haus Valois ſchien nicht tauglich, nicht keck und entſchloſſen genug zur Führung großer Dinge. Es kam hinzu, daß der vierte Sohn König Heinrichs II., der Herzog von Alençon, ſich ſogar mit den Calviniſten verbündet, welche gleich die Thronbeſteigung Heinrichs III. mit einer neuen Schilderhebung begrüßt hatte. Alençon hatte es freilich nicht gethan, um den Calvinismus emporzubringen; es war von ihm nur aus Haß gegen den königlichen Bruder und um für ſich Vortheile im Staate zu erzwingen, geſchehen. Aber die Folge war doch geweſen, daß Heinrich III. ein abermaliges und günſtiges Toleranzedict am 5. Mai 1576 hatte bewilligen müſſen. Da bildete ſich, ganz unabhängig von dem König, für den Zweck der Vernichtung des Calvinismus in dem Reiche ein katholiſcher Glaubensbund unter allen Ständen. An der Spitze derſelben ſtand das Haus Guiſe und beſonders die Söhne des ermordeten Herzogs Franz, Heinrich von Guiſe und Karl von Mayenne. Immer näher rückte die Ausſicht, daß das Haus Valois ausſterben und der Thron erledigt werden würde. Die Guiſe gedachten ſich deſſelben zu bemeiſtern, weil die katholiſche Geſinnung der Mehrzahl der Franzoſen die calviniſtiſchen Bourbons ſicher dann ihres Erbrechtes berauben würde. Heinrich III.

ſah ſich genöthiget, die Bundesacte der Ligue ſelbſt zu unterzeichnen. Die Calviniſten, die Prinzen Bourbon an der Spitze, erhuben ſich abermals 1577 mit den Waffen, um ſich nicht mehr- und widerſtandslos abſchlachten zu laſſen. Die katholiſche Partei, die Ligue, unterſtützte aber König Heinrich III. ſehr ſchlecht. Sie hielt es für gefährlich, große Mittel in ſeine Hände zu legen, ſie wollte ihre Kraft für ein ſpäteres, ſelbſtſtändiges Handeln aufſparen. Dadurch ward der König genöthiget, ein abermaliges Toleranzedict am 17. Sept. 1577 zu bewilligen, abermals ohne daß dadurch das Morden und die Greuel in den Provinzen Frankreichs einen Stillſtand erhalten.

Unterdeſſen war Philipp II. von Spanien, wie oft er auch auf einen großen und allgemeinen Kampf gegen den Proteſtantismus ſann, immer an der Ausführung dieſes Gedankens gehindert worden. Theils war Frankreich zu ſehr in ſich ſelbſt beſchäftiget, um mit ihm verbunden auftreten zu können, theils wurden alle Kräfte ſeines eigenen Staates durch den Kampf gegen die aufgeſtandenen nord-niederländiſchen Provinzen zu gewaltig in Anſpruch genommen, als daß er anderwärts hin mit bedeutenden Mitteln hätte wirken können. Jener Aufſtand hatte ſich von Seeland und Holland aus allmälig über alle Nord-Provinzen ausgebreitet. Die Nord-Provinzen waren von Germanen bewohnt, die Reformation hatte daher bei der Mehrzahl der Menſchen leichten Eingang gefunden. Auf der Dordrechter Synode adoptirten ſie 1574 den zwinglianiſch-calviniſtiſchen Lehrbegriff. Alba war als Oberfeldherr und Reichsverweſer trotz einzelner Siege und trotz wilder Barbarei nicht im Stande geweſen, dieſen Aufſtand zu erdrücken. Als er 1573 abgerufen, war ſein Nachfolger Requeſens es eben ſo wenig im Stande. Die Nord-Provinzen, ohne jedoch den Abfall von der Krone Spanien völlig auszuſprechen,

hielten feſt. Wilhelm von Naſſau-Oranien mit einer Art fürſtlich-dictatoriſchen Macht bekleidet, leitete das Ganze.

Nun war die Reformation aber auch in einem Theil der Süd-Provinzen, und beſonders nach Brabant und Flandern, wo die germaniſche Natur der Menſchen in die romaniſche überzugehen anfängt, eingedrungen und alle Süd-Provinzen waren mit Spanien ob des klar hervortretenden Strebens Philipps II., den alten Freiheiten und Rechten ein Ende zu machen, unzufrieden. Darauf gründete Wilhelm von Oranien die Hoffnung, noch alle niederländiſche Provinzen zum Abfall von Spanien zu bringen, ſie in einen Geſammtſtaat zu vereinigen, in welchem Katholiken und Proteſtanten friedlich neben einander ſtünden. Nicht ohne Hoffnung und Ausſicht war im Anfange dieſer Gedanke. Als nach Requeſens Tode 1576 das ſpaniſche Heer ſich in wilder Unordnung auflöſte, das Land und beſonders die reiche Stadt Antwerpen raubte und plünderte, alſo auch im Süden die Unzufriedenheit mit Spanien zu einer bedeutenden Höhe ſtieg, ſchloſſen die meiſten und bedeutendſten Provinzen dieſes Südens, unter ihnen Brabant, Flandern, Artois, Hennegau und Namur, ſich an Wilhelm von Oranien und den Norden an. Die Vereinigung geſchah am 8. Nov. 1576 durch die Stände dieſer Provinzen zu Gent, und beſtimmt ward dabei, daß eine Verſammlung der Stände aller Provinzen, die Generalſtaaten, berufen, allgemeiner Friede und Verſöhnung dort geſtiftet und die Spanier ausgetrieben werden ſollten. Der Abfall von Spanien indeſſen, der in den Seelen vieler Menſchen lag, ward nicht ausgeſprochen. Philipp II. hatte ſchon früher einen neuen Reichsverweſer, ſeinen Bruder, Don Juan d'Auſtria, um zu retten, was noch zu retten ſei, geſendet. Don Juan war um die Zeit des Genter Tractats in den Niederlanden

eingetroffen. Philipp II. zählte darauf, daß der Haß zwiſchen den Katholiken und den Proteſtanten in dem Bunde der Niederländer, der ſich gegen ihn geſtalten wollte, noch eine Breſche eröffnen würde, durch welche er wieder eindringen könnte. Und er täuſchte ſich nicht in dieſer Erwartung.

Don Juan aber handelte in den Niederlanden für die Sache ſeines Königlichen Bruders nicht ohne Geſchick. Er beſtätigte zuerſt den Tractat, welchen die Stände in Gent untereinander getroffen und hinderte dadurch, daß der Abfall von Spanien nicht in der erſten Freude der Vereinigung ausgeſprochen ward. Aber gleich durch dieſe Beſtätigung ſuchte er wieder Spaltung zwiſchen die Katholiken und Proteſtanten zu werfen. Denn er gab ſie nur mit dem Zuſatz, daß der römiſch-katholiſche Glaube allenthalben unverkürzt aufrecht erhalten werde. Darin handelte Don Juan ganz in dem Sinne Philipps II., der lieber das Land verlieren, als Proteſtantismus in demſelben dulden wollte. Gegen die Calviniſten hatte der König den Ausrottungskrieg in ſeiner Seele geſchworen. Alſo mußten zuerſt die Proteſtanten erkennen, daß kein Friede und keine Verſöhnung mit Philipp II. möglich ſei. Indeſſen ſchien es doch noch zu einem Bruche aller Niederländer mit Spanien zu kommen. Die Stände, nachdem Don Juan die ſpaniſchen Truppen wirklich entfernt, betrugen ſich mit immer größerer Unabhängigkeit. Sie ſtellten, während eigentlich die Gewalt bei Wilhelm von Oranien war, eigenmächtig den Erzherzog Mathias als Generalſtatthalter auf und ſchloſſen ein Bündniß mit England. Alles, ſo ward geſprochen, geſchehe nur für den guten Dienſt des Königs; es war aber klar, daß Alles wider den König und wider Spanien gerichtet war.

Darum griff Don Juan, dem doch die beiden Provinzen

Luxenburg und Namur treu geblieben, am Anfange des Jahres 1578 wieder zu den Waffen und faßte durch die Waffen wieder einigen feſten Fuß. Die Niederländer riefen als Vertheidiger ihrer Freiheiten Alençon, den Bruder Heinrichs III., von Frankreich herbei. Alençon in der Hoffnung, ſich in den Niederlanden ſo ein Erbfürſtenthum zu gewinnen, erſchien noch 1578 mit franzöſiſchen Truppen in den Niederlanden. Heinrich III. behauptete zwar, keinen Antheil an dem Unternehmen ſeines Bruders zu haben. Aber das Haus Valois ward durch dieſen Schritt der eifrig katholiſchen Partei noch mehr als früher zuwider. Trat es doch gegen das rein=katholiſche Spanien, gegen Philipp II., das Haupt des Katholicismus, und gewiſſermaßen für den Calvinismus in die Schranken. Die Stände in den Niederlanden aber decretirten noch am 22. Juli 1578 ſtaatsrechtliche Gleichſtellung beider Glaubens= und Kirchen=Parteien. Nur ein Schritt ſchien noch zum gänzlichen Abfalle von Spanien übrig zu ſein, daß nämlich derſelbe förmlich ausgeſprochen werde.

Aber die Geſinnung der Männer, welche die Stände bildeten, war keinesweges die Geſinnung der Menſchen überhaupt. Die meiſten Katholiken ſelbſt wollten eben ſo wenig als Philipp II. den Calviniſten Duldung bewilligen. Die Jeſuiten, zeitig in den Niederlanden angebaut, arbeiteten auch hier mit einem ungeheuren Eifer, die Spaltung zu erweitern und es zu keiner Verſöhnung kommen zu laſſen. Schon Don Juan hatte durch die katholiſche Geſinnung der Menſchen in der Provinz Artois wieder feſten Fuß gefaßt. Als er am 9. Oct. 1578 geſtorben und Alexander Farneſe als Philipps II. Oberſtatthalter und Feldherr erſchienen, ward der Bruch zwiſchen katholiſchen und proteſtantiſchen Niederländern faſt vollſtändig herbeigeführt. Einen Theil ſeiner alten Entwürfe gab

Philipp II. auf. Er gedachte nicht mehr auch den Freiheiten und Privilegien der niederländiſchen Provinzen ein Ende zu machen. Dieſer ſein Gedanke war es geweſen, der die Gefahr herbeigeführt, daß katholiſche und proteſtantiſche Niederlande gegen ihn und gegen Spanien ſich zuſammenſtellen würden. Es ſollte fortan nur noch dem zweiten Theil ſeiner Entwürfe, der Vernichtung des Calvinismus gelten. Darum beſtätigte Alexander Farneſe den Provinzen des Südens, weil ſie nicht mit Calviniſten zuſammenſtehen wollten, ihre Privilegien und Freiheiten von neuem, ja erweiterte ſie ſelbſt. Nur mit großen Beſchränkungen fand die Wiederherſtellung der ſpaniſchen Macht in den ſüdlichen Provinzen Statt. Wilhelm von Oranien aber gewahrend, wie die Vereinigung, zu welcher der Genter Tractat den Grund hatte legen ſollen, auseinanderging, hatte die ſieben Provinzen des Nordens bewogen ſchon am 23. Juni 1579 die Utrechter Union zu ſchließen, welche die Grundlage der Republik der ſieben vereinigten Provinzen geworden. Von den Süd-Provinzen ſtanden Brabant und Flandern anfangs auch noch mit zu dieſem Bunde, und alle zuſammen ſprachen am 26. Mai 1581 ihre Unabhängigkeit von Spanien aus. Nun ſpann ſich auf dieſer Seite der Kampf noch lange hin. Aber mit den ungeheuerſten Anſtrengungen war die ſpaniſche Macht nicht im Stande mehr als Flandern und Brabant wieder zu gewinnen.

Der Bruder König Heinrichs III. aber, der Herzog von Alençon, ſah ſeine Entwürfe, ſich in den Niederlanden ein Erbfürſtenthum zu gewinnen, ſcheitern. Als er Verſuche machte ſie ſeiner uneingeſchränkten Fürſtenmacht zu unterwerfen, mußte er flüchtig werden. Verachtet, matt und krank, den Tod vor Augen, kam er im Jahre 1583 nach Frankreich

zurück. Matthias, der Erzherzog, hatte ſeine Rolle in den Niederlanden ſchon früher 1580 aufgegeben. Unterdeſſen waren in Frankreich die Metzeleien in der alten Weiſe fortgegangen. Der Streit erſcheinet nur aus dem Grunde nicht mehr in dem alten, furchtbaren Gewande, weil die Zahl der Calviniſten im Laufe der Zeit immer weiter zuſammengeſchmolzen. König Heinrich III. aber war bei der katholiſchen Partei in immer größere Verachtung gekommen, und er verdiente dieſe Verachtung durch ſittenloſes, ſchwelgeriſches und mattes Leben. Aber auch ſeine gute katholiſche Geſinnung war der Ligue je länger, je mehr verdächtig geworden. Daß ſein Bruder in den Niederlanden gegen Spanien auftrat, daß er ſelbſt Genf 1579 in ſeinen Schutz nahm, hatte die Wuth der Ligue aufgeregt. In derſelben ſpielten die Guiſe die Meiſter. Als Häupter und Führer wurden ſie von der ganzen eifrig katholiſchen Partei geehrt.

Es kam nun eine wichtige Entſcheidung. Der einzige Bruder Heinrichs III., Alençon, ſtarb am 10. Juni 1584. Der König ſelbſt war kinderlos, und obwohl er noch ein junger Mann erwartete man doch, ob ſeiner Schwäche und Hinfälligkeit, auch ſein baldiges Ableben. Dann war das Haus Valois zu Ende und der franzöſiſche Thron erledigt. Heinrich III. erklärte nach dem Tode ſeines Bruders den, welchem dem Rechte nach die Krone gebührte, ſeinen Vetter Heinrich von Bearn und Navarra, den Calviniſten, den Mann, der ſchon einmal katholiſch geweſen, aber wieder calviniſch geworden, zum Erben des Reiches. Das war eine große Entſcheidung. Ein calviniſtiſches Königthum konnte allmälig Frankreich noch für die Reformation gewinnen. Der, wenn auch allmälige, Triumph der Reformation in Frankreich hätte wieder auf das benachbarte Deutſchland von dem größten Einfluß

werden müſſen. Auch hier würde dann der Katholicismus ſich zu halten kaum vermocht haben.

Je größer nun aber die Gefahr war, deſto höher ſtieg auch der Eifer der katholiſchen Partei, deſto entſchloſſener ward ſie, kein Mittel zu ſcheuen, das drohende Unwetter zu vertheilen, ehe es zum Ausbruch kommen könne. Die Ligue achtete Heinrich III. für nichts; die Legitimität der Throne und des Königthums trat damals vor den Intereſſen des Glaubens und der Kirche ganz in den Hintergrund. Die Ligue ſchloß alsbald mit Philipp II. ein förmliches Bündniß am 31. Decbr. 1584. Der Kardinal Karl von Bourbon ſoll nach Heinrichs III. Ableben als König aufgeſtellt, keine andere Kirche als die römiſche in Frankreich geduldet, der Calvinismus mit Waffengewalt vernichtet werden. Der Kardinal Karl von Bourbon iſt der Ohm Heinrichs von Navarra und bereits ein hochbetagter Mann, der ohne Nachkommen bald ſterben wird. Die Frage über die feſte Beſetzung des Thrones iſt durch ſeine Ernennung daher nur aufgeſchoben. Beide, die Guiſe und Philipp II., hoffen, nach Bourbons Tode den franzöſiſchen Thron für ſich zu gewinnen. Philipp II. iſt nie uneigennützig, wenn er für den Katholicismus auftritt. Er iſt eingedenk der Lehren ſeines Vaters Karls V. geblieben, Frankreich an Spanien zu bringen. Als Verfechter des Katholicismus gegen den Calvinismus und durch die eifrig katholiſche Partei hofft er nun zu dem erſehnten Ziele zu gelangen. Alsbald ergreift die Ligue, im Stillen lange gerüſtet, die Waffen. In Paris ſelbſt wird Heinrich III. genöthiget, die Sache der Ligue für ſeine eigene zu erklären, anzuerkennen, was ſie beſchloſſen, alle Edicte für die Calviniſten zurückzunehmen. Pabſt Sixtus V., der eben 1585 auf Gregor XIII. folgt, ſchleudert den Kirchenbann auf Heinrich von Bearn und Navarra. Die Ligue behauptet,

nicht einmal wenn er katholiſch werden wolle, könne er je den Thron von Frankreich gewinnen. Denn er ſei ſchon einmal katholiſch geweſen und doch wieder abgefallen. Einen Menſchen aber, der zweimal in die Ketzerei gefallen, könne nicht einmal der römiſche Stuhl wieder in die Schaar der Gläubigen aufnehmen. Die Calviniſten griffen darauf abermals zu den Waffen, noch immer eine nicht verächtliche Partei, noch immer in dem Beſitz vieler feſten Städte. Heinrich von Bearn und Navarra erſcheint jetzo als ihr höchſtes Haupt.

Die deutſchen Proteſtanten, Sachſen, Brandenburg, Braunſchweig, Heſſen beſenden in dieſer Zeit Heinrich III. 1586. Sie begehren Toleranz für ihre Glaubensbrüder, aber ſie werden mit Rauhheit zurückgewieſen. Heinrich III. ſelbſt iſt nur noch ein Gefangener der Ligue und beſonders ihres Hauptes, Heinrichs, des Herzogs von Guiſe. Der neue Krieg aber der Calviniſten, in dem Heinrich von Bearn die Schlacht bei Coutras am 20. Octbr. 1587 gewann, zog ſich her und hin ohne eine große Entſcheidung zu bringen. Die Ligue war doch nicht kräftig genug, um die Calviniſten ganz zu vernichten, noch weit weniger aber waren dieſe im Stande, Frankreich zur Reformation hinüberzuzwingen. Es war eine große, vielbewegte Zeit. Das mächtigere Schickſal hatte den mächtigen Philipp II. von Spanien ſtets aufgehalten in ſeinen kühnen Entwürfen, welche auf Vernichtung des Proteſtantismus und Verbreitung der ſpaniſchen Herrſchaft gerichtet. Aber noch gab er ſeine Entwürfe nicht auf. Alexander Farneſe führte den Krieg in den Niederlanden nicht ohne Glück. Gent, Brüſſel, Mecheln, endlich auch Antwerpen wurden 1584 und 1585 wiedergewonnen. Allenthalben mußten die Calviniſten weichen; darin, wenn er auch die alten politiſch-bürgerlichen Freiheiten beſtätigte, blieb Philipp II. unerbittlich.

Aber ſein Hauptaugenmerk war nicht allein Frankreich, ſondern auch England. Er fühlte, daß auf England mindeſtens eben ſo viel als auf Frankreich ankomme. Eliſabeth ſollte geſtürzt, Maria Stuart, mit ihr der Katholicismus, auf den engliſchen Thron gebracht werden. Davon iſt ſeine Seele immer voll. Indeſſen hatte er der vielen andern Dinge halber, die er trieb, nicht zu einem Angriff auf Eliſabeth mit offenen Waffen kommen können. Daher ſollte der Zweck auf anderm Wege erlangt werden. Philipp II. war mit dem Morde ſehr vertraut, und die Jeſuiten boten ihm dazu willig die Hand. Wilhelm von Oranien ward am 10. Juni 1584 durch einen Jeſuitenjünger ermordet, mehr als einmal ſollte Heinrich von Bearn ermordet werden, mehr als einmal Eliſabeth von England. Jeſuitenjünger, aus Frankreich, aus den Niederlanden geſendet, ſchlichen in England umher, bald Aufſtand unter denen predigend, die noch katholiſch geblieben, zuweilen auch ihn erregend, bald Mord gegen Eliſabeth verſuchend. Darum werden auch die Maßregeln Eliſabeths gegen die Katholiken immer ſtrenger. Proteſtanten zum Katholicismus zu bringen wird 1582 für Hochverrath erklärt, 1585 wird den Jeſuiten der Aufenthalt in England ebenfalls bei Strafe des Hochverraths verboten. Maria Stuart aber iſt unter dieſen Umſtänden für den Proteſtantismus Englands immer gefährlicher geworden, daher auch in immer ſtrengere Haft gekommen. Wenn nun Eliſabeth ermordet wird, Maria Stuart aber, im Uebrigen rechtmäßige Thronerbin, dann noch lebt, was ſoll aus England werden? Man kennt dieſe Maria Stuart, ſie wird für den römiſchen Katholicismus toben, wie Maria, die Tochter Heinrichs VIII., und das Blut wird in Strömen fließen. Es bildet ſich in England eine proteſtantiſche Ligue. Beim Eintritt in dieſelbe, ſchwört man, es

blutig zu rächen, wenn Eliſabeth gemordet würde, keinen katholiſchen Fürſten zu dulden.

Mit allen Mordverſuchen, mit allen Empörungsentwürfen hält man Maria Stuart für einverſtanden. Nun wird 1586 eine neue Verſchwörung zur Ermordung Eliſabeths entdeckt. Ein freies, unparteiiſches und mit großer Milde verfahrendes Gericht, unter dem ſich ſelbſt Katholiken befanden, ſah, daß Maria Stuart um dieſe Verſchwörung gewußt, und verurtheilte ſie als Hochverrätherin zum Tode. Das Parlament beſtand auf der Vollziehung des Urtheils: es gäbe kein anderes Mittel England vor künftigen, großen Jammer zu bewahren, als Marias Tod. Eliſabeth unterſchrieb das Todesurtheil und das Haupt Marias fiel am 16. Febr. 1587 unter dem Beile. Ob auch vielleicht ein ſtrenges Recht Englands ſie zu richten nicht beſtand, ſo war es doch ein Haupt, das viele Verbrechen auf ſich geladen. Eliſabeth aber hatte ſich dem Willen Englands, dieſes Haupt fallen zu laſſen, als einer bittern Nothwendigkeit gefügt. Ob in Eliſabeths Seele auch noch andere Dinge, perſönlicher Groll, perſönlicher Haß gegen Maria Stuart geweſen, wie vielfach theils von politiſchen und kirchlichen Feinden, theils von ſolchen, die überhaupt nichts Hohes auf Erden ſehen können, ohne es mit Geifer zu benetzen, das vermag nur Gott zu ſehen und zu richten.

Philipp II. aber hatte wenigſtens nicht geeilt, um den Untergang ſeiner Bundesgenoſſin aufzuhalten. Erſt als ſie todt war, ſetzte er ſich zu einem großen Angriff auf England in Bewegung. Denn er wollte dieſes Reich nicht allein für den Katholicismus, ſondern auch für ſich ſelbſt erobern. Er behauptete nun, nachdem die katholiſche Maria Stuart nicht mehr war, für ſich ſelbſt gegründete Anſprüche auf England zu haben. Alle Kräfte ſeines Reiches wurden auf das Aeu-

ßerſte angeſpannt, um eine für damalige Zeit ungeheure Expedition gegen England zu unternehmen. Die unüberwindliche Flotte Philipps II. ging am 30. Mai 1588 unter Segel. Hätten Brander und Stürme ſie nicht vernichtet und wären die Spanier an die Küſten Englands gekommen, ſie würden dort nur den Tod gefunden haben. Ganz England war unter den Waffen, und ſelbſt die katholiſchen Engländer zur Abwehr bereit. Denn die ſpaniſche Herrſchaft und die ſpaniſche Inquiſition war allenthalben ſattſam bekannt. Alſo ſcheiterte das ganze Unternehmen jammervoll und der Proteſtantismus Englands war gerettet. Auch die Unabhängigkeit und der Proteſtantismus Nord-Niederlands konnte um dieſelbe Zeit als gerettet angeſehen werden. Eliſabeth von England hatte ſchon 1585 offenes Bündniß mit Nord-Niederland geſchloſſen. Deſſen Sache ward mit des Vaters Klugheit und Kraft von dem Sohne Wilhelms von Naſſau-Oranien, von Moritz fortgeführt.

Philipps II. Aufmerkſamkeit und die letzten Kräfte ſeines ermattenden Reiches wurden um dieſelbe Zeit wieder nach Frankreich gezogen, wo auch eine Entſcheidung, aber eine Entſcheidung gegen den Calvinismus kam, die indeſſen noch immer etwas Günſtiges für den Proteſtantismus überhaupt in ſich trägt. Es wird wenigſtens die Vereinigung Spaniens und Frankreichs, die Philipp II. beabſichtiget, gehindert. Hätte eine ſolche Statt gefunden, der Ausgang des deutſchen Glaubenskrieges im folgenden Jahrhundert würde den Untergang des Proteſtantismus in dem Reiche gebracht haben.

Der armſelige König Heinrich III. von der Ligue ſo beherrſcht, daß er ſich nicht mehr frei bewegen konnte, von dem Herzog von Guiſe, der die Zeit ſeiner Thronbeſteigung kaum erwarten zu können ſchien gehöhnt, wollte ſich in Freiheit und

in Beſitz ſeiner königlichen Macht durch eine feige Unthat ſetzen. Er ließ Heinrich von Guiſe am 23. Decbr. 1588 meuchlings niederſtoßen. Aber was ihn retten ſollte, führte ihn erſt ins Verderben. Die Ligue, die in den meiſten und größten Städten, unter dem katholiſchen Adel dominirte, erhub ſich gegen ihn wie ein Mann. Die Parlamente, die Univerſitäten erklärten ſich gegen ihn: ein Ketzer ſei er, der nicht länger König in Frankreich ſein könne. Karl von Mayenne, des Ermordeten Bruder, trat an die Spitze der Ligue, die ſich von nun an die heilige Union nannte. Karl von Mayenne ward Reichsverweſer. Heinrich III. konnte ſich nur noch ſchwach auf die gemäßigtern Katholiken, deren Anzahl gering, ſtützen. In dieſer Noth warf er ſich den Calviniſten und ſeinem Vetter, Heinrich von Navarra, in die Arme. Heinrich von Navarra war oft aufgefordert worden, katholiſch zu werden, aber bis jetzt hatte er keine Geneigtheit dazu gezeigt, wohl aber verkündet, daß er als König beiden Glaubens- und Kirchen-Parteien gleiches Recht geben werde. Beide erſchienen vor Paris, um den Heerd der Union zu zwingen. Die Jeſuiten verkündeten damals mit großem Eifer, weil ſie dieſelbe eben brauchten, die Lehre von der Souverainetät des Volkes, welches Könige nehmen und Könige richten könne, wie es wolle, und mit größerem Eifer die Lehre von der Verdienſtlichkeit des Tyrannenmords. Tyrann aber iſt jeder, der nicht in der Weiſe katholiſch iſt, wie die Jeſuiten es wollen. Ein Jeſuitenjünger ging hinaus und erſtach Heinrich III., daß er am 2. Auguſt 1589 ſtarb. Die Ligue rief nun in Paris Karl von Bourbon als König Karl X. aus. Derſelbe befand ſich aber in der Haft ſeines Neffen, Heinrichs von Navarra, der in ſeinem Lager als König Heinrich IV. ausgerufen ward. Dabei verſprach er den gemäßigten Katholiken, die zu Heinrich III. ge-

ſtanden, ſich im katholiſchen Glauben unterrichten zu laſſen. Aber er that es nicht und die meiſten Katholiken verließen ihn. Heinrich IV. verſuchte, ob es eine Möglichkeit ſei, Calviniſt zu bleiben und zugleich wahrer König in Frankreich zu werden. Erſt, als er klar erkannt hat, daß er mit dem Calvinismus das Reich verlieren werde, verläßt er denſelben.

Es folgt nun ein langer und verworrener Kampf, in den Philipp II. vielfach eingreift. Wenn Heinrich IV. ſeine Sachen gut durch Rüſtigkeit und Tapferkeit geſtellt, wenn er etwa Paris, das Haupt der heiligen Union, bedroht, eilen die ſpaniſchen Truppen aus den Niederlanden herbei. Nicht Geld und nicht Menſchen ſchont Philipp II., um Frankreich für ſich oder doch für ſein Haus zu gewinnen. König Karl X. aber iſt am 8. Mai 1590 geſtorben und die heilige Union muß an die Aufſtellung eines Königs denken. Zur Wahl eines ſolchen werden die Generalſtaaten in Blois am 26. Jan. 1593 eröffnet. Auf derſelben aber zeigte ſich ein großer Zwieſpalt. Philipp II. warb offen zwar nicht für ſich, aber für ſeine Tochter Clara Eugenie. Doch das franzöſiſche Nationalgefühl erhob ſich dagegen, und das Haus Guiſe war ſehr unzufrieden, ſich durch Spanien um ſeine Erwartungen betrogen zu ſehen. Alſo arbeitete eine Partei der andern entgegen. Heinrich IV. aber hatte nun die Ueberzeugung gewonnen, daß er nicht Calviniſt bleiben und auch König werden könnte. Alſo ward er, um noch zu rechter Zeit die Generalſtaaten an einer neuen Königswahl zu hindern, am 23. Juli 1593 katholiſch. Und wie wenig es anfangs bei ihm Werk der Ueberzeugung war, beweißt wohl der Umſtand, daß, ſo wie eine fünfſtündige Rede des Erzbiſchofs von Bourges von ihm gehört worden, er erklärte, ſattſam ſei er von der Wahrheit des katholiſchen Glaubens erzeugt. Damit ward der nächſte

Zweck erreicht. Die Generalſtaaten lôſten ſich auf, ohne daß es zu einer neuen Königswahl gekommen. Denn während die Eifrigſten dabei blieben, daß Heinrich IV. nie König werden könnte, meinten die milder Geſinnten, nun, da er katholiſch geworden, könne man wohl Heinrich IV. als König anerkennen. Indeſſen war mit ſeinem Uebertritt zum Katholicismus noch keineswegeß Alles für Heinrich IV. gewonnen. Nur eine andere große Frage war damit entſchieden, daß Frankreich in den nächſten Jahrhunderten kein proteſtantiſches Reich werden, ein katholiſches bleiben müſſe. Denn die Zahl der Calviniſten war in den langen und grauſamen Religions- und Bürgerkriegen ſo zuſammengeſchmolzen, daß ſie für ſich allein nichts mehr vermochten, daß ſie nur noch etwas würden vermocht haben, wenn das Königthum mit ihnen geſtanden, mit ihnen gearbeitet. Aber Heinrich IV. hatte den Calvinismus eben deßhalb aufgeben müſſen, weil die bei weitem größere Zahl der Franzoſen einen akatholiſchen König nicht dulden wollten.

Für den deutſchen Proteſtantismus war aber von nun an von dieſer Seite nur noch Eines zu erwarten und zu hoffen, daß ſich Heinrich IV. auf dem Throne behaupte, daß ein ſelbſtſtändiges franzöſiſches Reich fortdaure, daß die beiden katholiſchen Hauptmächte, Spanien und Frankreich, nicht zuſammenflöſſen in eine Macht, nicht in eine zuſammengebracht würden von Philipp II. Wie die Reformation in Deutſchland emporgekommen war unter der Feindſchaft der Häuſer Spanien und Frankreich, ſo konnte ſie auch nur unter der Fortdauer derſelben ſich zu erhalten hoffen. Der deutſche Proteſtantismus würde vielleicht im dreißigjährigen Kriege untergegangen ſein, wenn der alte Gegenſatz zwiſchen Spanien und Frankreich nicht fortgewirkt.

Philipp II. ſtrengte alle Mittel und Kräfte ſeines Reiches an, um Heinrich IV. wieder herunterzuſtürzen von ſeinem Throne und ſich die Möglichkeit des Gewinns von Frankreich offen zu erhalten. Darum unterſtützte er die eifrigſten Theile der Union, die mit Karl von Mayenne noch immer gegen Heinrich IV. unter den Waffen blieben. Aber die Anſtrengungen Philipps II. blieben insgeſammt vergeblich. Je länger die Zeit verlief, deſto mehr überzeugten ſich die franzöſiſchen Katholiken, daß es Heinrich IV. dieſesmal ein Ernſt mit dem Katholicismus ſei, daß er nicht wieder zum Calvinismus zurücktreten werde. In dem Maße als dieſe Ueberzeugung ſtieg, fiel ein Glied der Union nach dem andern ab. Auch die franzöſiſch-nationalen Gefühle machten ſich geltend; man wollte nicht unter Spanien fallen. Schon im Jahre 1594 unterwarf ſich die Stadt Paris. Auch ward endlich die Aufnahme in den Schooß der römiſchen Kirche von Heinrich IV. gewonnen. Sixtus V., der 1590 ſtarb, hatte drei kurz-regierende Nachfolger gehabt, Urban VII., Gregor XIV., Innocenz IX. Seit 1591 ſaß Clemens VIII. auf dem apoſtoliſchen Stuhl. Dieſer gab 1595, den Spaniern zum Trotz, die Abſolution, und im folgenden Jahre war ganz Frankreich unter dem Gehorſam des Königs. Heinrich IV. gab nun ſeinen ehemaligen Glaubensgenoſſen das Toleranzedict von Nantes am 13. April 1598. Philipp II. aber ſah alle ſeine Entwürfe auf Frankreich geſcheitert, Entwürfe, um derentwillen er ſeinen eigenen Staat ruinirt hatte. Denn als er am 13. Septbr. 1598 von dem ſchmerzlichſten Tode hinweggenommen ward, war ſein Staat banquerot. Der Kampf gegen Nord-Niederland ward zwar damals noch von Spanien fortgeſetzt, aber ohne Ausſicht auf Erfolg.

Fünftes Kapitel.

Näher noch als die Vorgänge im Weſten Europa's, wo der Proteſtantismus nur zum Theil ſich behauptete und befeſtigte, zum andern Theil vor dem ſiegenden Katholicismus weichen mußte, hingen mit den deutſchen Angelegenheiten der Zukunft die Ereigniſſe zuſammen, von denen in derſelben Zeit ein Glied der nordiſchen Welt, das Reich Schweden, berührt, ja erſchüttert ward. In Schweden ſah der Proteſtantismus zwar auch einen Kampf, aber er endete glücklich und endete ſo, was von einer großen Wichtigkeit war, ehe noch in Deutſchland der offene Glaubensſtreit ausbrach. In der Geſchichte dieſes Kampfes können nun zugleich die Ahnen des großen Guſtav Adolf auf die Bühne der Ereigniſſe geführt und ſein eigenes Erſcheinen auf derſelben vorbereitet werden. Auch in Schweden war die Reformation in der zweiten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts noch eine junge Pflanze. Junge Pflanzen aber können leicht von dem Sturme wo nicht umgebrochen, doch erſchüttert werden. Die lutheriſche Kirche Schwedens, dieſe junge Pflanze, lag noch in großer Verwirrung. Es fehlte dem neuen Baue an Ordnung und Halt, es fehlte an tüchtig herangebildeten Lehrern, katholiſche Vorſtellungen waren noch unter dem Volke, von den Prieſtern ward die untergegangene Herrlichkeit der Hierarchie ſchmerzlich bedauert. Wie hätte die Reformation wohl im Stande ſein ſollen, hier mit einem Schlage Alles zu erneuen. Daß nun in Schweden noch eine Zeit des Schwankens und der Unbeſtimmtheit, des

Dahinſchwindens des Alten und des allmäligen Werdens des Neuen ſei, das begriff Rom, das begriffen die Jeſuiten wohl. Auf das Aeußerliche, auf das Weltliche verſtehen ſich beide immer ſehr wohl, ihre Rechnungen wiſſen ſie immer mit Feinheit und Geſchick anzulegen. In dem Zuſtande des Schwankens und der Unbeſtimmtheit, wie das Alte noch nicht völlig vergangen und das Neue noch nicht völlig geworden, wollen ſie Schweden faſſen, das Neue wieder unterdrücken, das Alte, den Katholicismus, wieder vollſtändig herſtellen.

Die Gunſt der Verhältniſſe ſcheint ſich für die Jeſuiten zu geſtalten, die in der zweiten Hälfte dieſes Jahrhunderts allenthalben lauren und lauſchen, wo die neuen proteſtantiſchen Staaten noch eine Sturmlücke für ſie eröffnen möchten. Guſtav Erichſon, gewöhnlich Waſa zugenannt, hatte über das Reich eine Verordnung gemacht, die ſein großer Enkel Guſtav Adolf mit Recht einen ſchweren Fehler nennt. Der älteſte ſeiner Söhne Erich XIV. hatte das Königreich empfangen, die jüngern Brüder Herzogthümer in dem Lande, Johann Finnland, Magnus Oeſtergothland, Karl Südermannland. Die beiden jüngſten waren beim Tode des Vaters noch jung. Johann aber war ſchon zu Guſtavs Lebzeiten in den Beſitz des Herzogthums Finnland geſetzt worden. Magnus trat ſein Herzogthum erſt gleich nach dem Tode des Vaters an. Das Verhältniß der Abhängigkeit, in dem die Herzöge zu dem König geſtellt worden, war ſchwankend und unbeſtimmt. Um ſo größer mußten die Zwiſtigkeiten werden, die darüber in dem königlichen Geſchlechte ausbrachen.

Zwiſchen König Erich und Johann von Finnland nehmen die Streitigkeiten, die ſich ſchon aus den Verhältniſſen ergeben, bald einen ſehr böſen Character an. Johann von Finnland wollte ſich in ſeinem Gebiete wie ein unabhängiger Fürſt

betragen, den königlichen Beamten keine Gewalt, den königlichen Truppen nicht einmal den Durchzug zugeſtehen. Dazu begehrte er noch den nördlichſten Theil Finnlands, der ihm von dem Vater nicht mit angewieſen worden. Erich iſt ſchon mit bitterm Mißtrauen gegen den Bruder erfüllt, als ſich dieſer 1562 ſchnell und heimlich aus dem Reiche begiebt, um mit Katharina, der Schweſter König Sigismund II. von Polen, eine Vermählung zu ſchließen. Dabei ſcheint Johann von Finnland dem König von Polen verſprochen zu haben, ſich fortan als ganz unabhängiger Fürſt zu betragen. Polen hat ein Intereſſe daran die ſchwediſche Macht zu ſchwächen, denn Schweden und Polen ſtreiten damals um den Beſitz von Eſthland und Liefland. Erich betrachtet daher Johanns, ohne ſein Wiſſen und ſeine Zuſtimmung, geſchloſſene Ehe als einen Verrath an Schweden. Der ſchwediſche Reichstag ſpricht auch ein Todesurtheil über Johann aus, der erfolglos die Finnen zu ſeiner Vertheidigung aufruft. In Abo am 12. Aug. 1563 gefangen ward er ſammt ſeiner Gemahlin auf das feſte Schloß Gripsholm in ſtrenge, doch nicht unfürſtliche, Haft gethan. Erich gedachte der Vollziehung des Todesurtheils über ſeinen Bruder nicht. In der Gefangenſchaft, bei der katholiſchen Gemahlin und unter noch andern katholiſchen Umgebungen gewinnt Johann immer größere Vorliebe für den Katholicismus.

Bald nach dieſen Ereigniſſen wird König Erich von einem ſchweren Unglücke befallen. Die Klarheit und Helligkeit des Geiſtes verläßt ihn für geraume Zeit, und kehrt ihm nur in ſeltenen Zwiſchenräumen zurück, alſo daß ſein Leben fortan ein ſeltſames Gemiſch von Vernunft und Irrſinn darbietet. Wenn, wie zumeiſt, der letzte ſich ſeines Geiſtes bemächtiget hat, iſt er wie von hölliſchen Furien gepeitſcht, die ihn allenthalben

Verſchwörungen, Verrath und drohenden Mord erblicken laſſen. In den Sternen glaubt er dann bald dieſes, bald jenes, bald von dieſer, bald von jener Seite Gefahr für ſich verkündet zu ſehen. Sein Verdacht trifft beſonders die hohen und edlen Geſchlechter Schwedens, die er von ſich entfernt, um ſich gemeinen Günſtlingen in die Arme zu werfen, die ſeinen unglücklichen Seelenzuſtand benutzen, um ihre gemeinen Zwecke zu erreichen. Unter dieſen Günſtlingen zeichnet ſich beſonders Göran Parsſen durch Habſucht und Grauſamkeit aus. Das Land ward mit förmlich beſoldeten Spähern angefüllt, die den angeblichen Verſchwörungen auf die Spur kommen ſollten; manches edle Haupt fiel unter dem Beile des Henkers. Auch gegen den gefangenen Johann von Finnland war das Mißtrauen Erichs groß. Doch findet ſich nicht, daß Härte gegen denſelben angewendet worden. Die Haft, in der ſich Johann mit den Seinen befindet, iſt immer anſtändig und fürſtlich.

Am Anfange des Jahres 1567, welches er ſelbſt das unglücklichſte ſeines Lebens nennt, hat König Erich einen Anfall von Irrſinn, heftiger als er je geweſen. In dieſem meinet er eine abermalige Verſchwörung der mächtigſten Geſchlechter des Landes entdeckt zu haben. Dieſesmal war die Vermuthung des Königs vielleicht nicht ganz unbegründet. Beſtand aber eine Verſchwörung mit dem Zwecke, ihn von der Herrſchaft zu entfernen, ſo war es erſt ſein Irrſinn, der ſie hervorgerufen. Eine bedeutende Anzahl Edler des Landes ward in Haft genommen; unter ihnen die Sturen, von den großen und edlen Geſchlechtern Schwedens das genannteſte und berühmteſte, der alte Svante Sture und ſeine Söhne Nils und Erich. Ihre Sache ſchwebte noch vor dem Gericht, da kam dem König die falſche Kunde zu, Johann ſei der Haft entronnen und das Banner der Empörung ſchon aufgepflanzt. Da,

raſend vor Grimm, ſtürmte Erich am 24. Maï 1567 in das Gefängniß und befleckte die königliche Hand mit Nils Sture's Blute, den er ſelbſt niederſtieß. Darauf ließ er noch mehrere Gefangene, unter ihnen auch den Vater und den Bruder des Gemordeten niederhauen. Wie die blutige Unthat geſchehen, flüchtet der König Erich, als müſſe er vor ſich ſelber fliehen, hinaus in Wälder und Wüſten, in denen er Tage lang umherirrt.

Aber dem wilden Sturme ſeiner Sinne folgt wieder eine Ruhe, eine Zeit, in der ſein Irrſinn eine ſtillere Geſtalt annimmt und Handlungen von ihm geſchehen, die wenigſtens als überlegt und überdacht angeſehen werden konnten. Den Bruder Johann läßt er plötzlich frei, doch nur gegen das Verſprechen, daß er ſeine, des Königs Buhlerin, Karine Mans, als künftige Königin und deren Kinder als erbfähig anerkenne. Dieſe Karine ließ Erich wirklich als Königin in Stockholm krönen am 4. Juli 1568. Mit den Zurüſtungen dazu viel beſchäftiget ſcheint er kaum bemerkt zu haben, daß die Brüder Johann und Karl rüſteten, um ſich gegen ihn zu erheben. Der andere Bruder, Herzog Magnus, war in dieſer Zeit von der Bühne der Ereigniſſe bereits verſchwunden; auch ihn hatte Wahnſinn überfallen. Als die Herzöge die Waffen gegen den unglücklichen, irrſinnigen König nun erhuben, fiel ihnen bald Alles zu. In Stockholm mußte ſich Erich am 17. Septbr. 1568 ergeben. An dem Anfange des Jahres 1569 kamen die Stände des Reiches zuſammen, ſprachen die Abſetzung über ihn aus, verurtheilten ihn zu ewiger, doch fürſtlicher Gefangenſchaft. Aber dieſe Beſtimmung des Reichstages ward von dem Manne, auf den die Gewalt überging, von dem Bruder, von Johann von Finnland, auf das ſchmählichſte gebrochen. Der wilden Grauſamkeit unbarmherziger Wächter

ward der arme Erich überantwortet. Hunger und Kummer, Kälte und Finſterniß, ja Schläge und Wunden peinigten den unglückſeligen Mann bis an ſeinen Tod. Vergebens ſchreibt er aus dem Gefängniß heraus die demüthigſten und jammervollſten Briefe an den Bruder, der ſich auf ſeinen königlichen Thron geſetzt. Nicht ein brüderliches Gefühl, nur der Tod wird einſt dem armen Erich Erlöſung aus ſeinen Leiden bringen. Das iſt nun König Johann, welcher den erſten Verſuch wagte, den Katholicismus wieder in Schweden einzuführen.

Während des Aufſtandes gegen Erich hatten ſich beide Brüder, Johann und Karl, gemeinſchaftlich huldigen laſſen. Nachmals aber trat Karl freiwillig zurück, mit der Regierung ſeines Herzogthumes ſich begnügend, übte indeſſen durch ſein Anſehn ſtets einen ſtarken Einfluß auf die allgemeinen ſchwediſchen Verhältniſſe aus. Johann aber, kaum auf dem Throne befeſtiget, begann die Geneigtheit zu offenbaren, die er lange innerlich zu dem Katholicismus gehabt, im Anfange indeſſen mit großer Vorſicht und Zurückhaltung. Nun mag es wenigſtens nicht allein eine innere Ueberzeugung geweſen ſein, die Johann den Armen des Katholicismus entgegengeführt. Auch durch einen andern Grund noch ſcheint dieſe Geneigtheit herbeigeführt zu werden. Schon trachtet er nach einem neuen Reiche, nach dem Reiche von Polen. Das königliche Geſchlecht der Jagellonen iſt in Polen mit Siegismund II. 1572 ausgeſtorben. Unter den Candidaten für die erledigte Königswürde meldet ſich auch Johann von Schweden. Seine Gemahlin Katharina iſt ja eine Jagellonin, dieſes macht ihm Hoffnung. Die Krone Polens war nicht zu gewinnen, ohne wenigſtens Geneigtheit für den Katholicismus zu offenbaren. Auch mit aus dieſem Grunde mag daher Johann

dieſe Geneigtheit eben jetzo zeigen. Seine Erwartungen aber werden getäuſcht. Die Polen wählen zuerſt den Franzoſen Heinrich von Valois, und als dieſer 1574 die Herrſchaft Polens freiwillig wieder aufgegeben, Stephan Batori 1576 zum König. Johann von Schweden behält indeſſen Polen fortwährend im Auge, und hofft den Thron entweder für ſich, oder, wie es ihm nachmals auch gelingt, für ſeinen Sohn Siegismund zu gewinnen. Schon hierdurch iſt ihm alſo die Geneigtheit für den Katholicismus zur Nothwendigkeit gemacht. Es hat aber auch allerdings eine innere Stimme für denſelben in ihm, wenn auch nicht zu allen Zeiten und nicht immer mit derſelben Gewalt, geſprochen. Als nun Laurentius Petri, Schwedens erſter lutheriſcher Erzbiſchof, 1573 geſtorben, bringt Johann einen Mann ſeiner Geſinnung, Lorenz Petersſon Gothus genannt, auf den erzbiſchöflichen Stuhl. Nicht ſelten iſt damals, wo die Reformation noch eine junge Pflanze iſt, die Erſcheinung, daß ſelbſt proteſtantiſche Prediger die untergegangene Herrlichkeit der Hierarchie bedauren. Iſt doch ein ſo großer Unterſchied zwiſchen der freien und faſt fürſtlichen Stellung eines katholiſchen Biſchofs und der kleinen und weltlich-unbedeutenden eines evangeliſchen. In ſolcher Erinnerung an die vergangene Herrlichkeit erſehnen dann nicht wenige der proteſtantiſchen Biſchöfe und Prediger den Katholicismus zurück. Alſo auch Gothus, der neue Erzbiſchof.

Nun fingen König und Erzbiſchof, unter dem Vorwande die älteſte, rein-chriſtliche Kirche wieder herſtellen zu wollen, an, die Bräuche und Kirchen-Ceremonieen den katholiſchen wieder zu nähern. Schon ſtand der König im geheimen Zuſammenhang mit Rom und ſchon kamen 1576 die Jeſuiten Florentius Feyt und Laurentius Norvegus unter der Verkleidung proteſtantiſcher Gelehrter und Prediger nach Schweden.

Sie entwarfen eine Liturgie für die ſchwediſche Kirche, welche unter dem Namen des Erzbiſchofs Gothus erſchien. Sie wiederholte faſt nur die Schlüſſe, welche die Tridentiner Synode in Beziehung auf das Rituale aufgeſtellt. Dadurch ſollte dem Katholicismus in Schweden wieder Bahn gebrochen werden. Eine Kirchenverſammlung ward genöthigt, dieſe Liturgie anzunehmen. Wer ſie nicht annehmen wolle, ging ſeines Amtes verluſtig und mußte flüchtig werden. Auch die Reichsſtände wurden zur Annahme dieſer Liturgie ohne große Schwierigkeiten gebracht. Theils ſahen Viele nicht, daß dieſelbe die Wiedereinführung des Katholicismus vorbereiten ſollte, theils waren noch allerdings Reſte des Katholicismus in den Menſchen übrig. Jetzt machte ſich Karl, Herzog von Südermannland, bemerkbar. Ueber die Liturgie ließ er das Gutachten proteſtantiſcher Univerſitäten einholen, und als dieſe ſie verworfen, duldete er ſie in ſeinem Herzogthume nicht. Im Gegentheil nahm er alle auf, die wegen der Liturgie hatten flüchtig werden müſſen. Karl mußte fortan als Haupt und Stütze des Proteſtantismus in Schweden angeſehen werden und er ward es. König Johann aber ſchien in ſeinem Werke weiter vorſchreiten zu wollen. Schon hatte er wieder Klöſter, beſonders ein Kloſter zu Wadſtena, aufgerichtet, ſchon unterhandelte er mit dem damaligen Pabſt Gregor XIII. Der Pabſt, verlangt Johann, ſolle nur geſtatten, daß die Meſſe in ſchwediſcher Sprache gehalten, beim Abendmahl auch den Laien der Kelch gegeben werde, von der Kirche die einmal eingezogenen Güter nicht wieder in Anſpruch genommen würden. Wenn das Pabſtthum nur dieſe Dinge nachgäbe, hofft Johann wohl, Schweden wieder katholiſch machen zu können. Der Katholicismus meint ſchon, wenigſtens den König von Schweden wieder erobert zu haben. Ein römiſcher Kardinal, Stanislas

Hoſius, freut ſich in einem 1577 geſchriebenen Briefe bereits, daß Johann von Schweden bekehrt ſei.

Des Königs ſteigende Geneigtheit für den Katholicismus ſcheint in Zuſammenhang mit einer blutigen Unthat, einem ungeheuren Verbrechen zu ſtehen, mit dem er eben damals ſein Gewiſſen belaſtet. Es ſcheint, als habe Johann in der Angſt ſeiner verbrechenſchweren Bruſt geglaubt, nur der Schooß der römiſchen Kirche könne für ſo ungeheuern Frevel Abſolution gewähren. Brudermord hieß das Verbrechen, mit dem er ſeine Seele belaſtet. Für den armen, gefangenen Erich hatten ſich ſchon mehrere Verſchwörungen gebildet. Ja im Jahre 1573 hatten ſeine Anhänger offen die Waffen erhoben. Der Aufſtand ward zwar wieder unterdrückt, aber König Johann findet ſeit dieſer Zeit keine Ruhe mehr. Des Bruders Leben muß geopfert werden, damit er ſicher auf ſeinem Throne ſei. Schon 1576 läßt er ſich von dem Reichsrathe den blutigen Auftrag geben, Erich dem Tode zu weihen, wenn es der Fall der Noth erheiſche. Mehrere Biſchöfe und Prediger, die vom reinen Proteſtantismus abgefallen und die Liturgie angenommen, unter ihnen auch Gothus, der Erzbiſchof, hatten dieſen blutigen Beſcheid mit ausgefertigt und unterſchrieben. Ob nun gleich der angegebene Fall der Noth nicht eintrat, und ein neuer Empörungsverſuch der Anhänger Erichs nicht erfolgte, glaubte Johann doch, nur durch den Tod ſeines unglücklichen Bruders Ruhe und Sicherheit auf dem Throne zu gewinnen. Alſo ließ er ihm Gift beibringen; daran ſtarb der arme Erich am 26. Febr. 1577. Nicht einmal die grauſamen Wächter, die ihn im Leben gepeinigt, wollten ſich mit dieſem Morde beſudeln. Durch ſeine eigene Dienerſchaft hatte König Johann ihn müſſen umbringen laſſen.

Der Welt ward nun zwar vorgelogen, Erich ſei eines na-

türlichen Todes geſtorben, aber die Rachegeiſter des ermordeten Bruders ließen nicht auf ſich warten. König Johann ſcheint die entſetzlichſten Gewiſſensqualen empfunden zu haben. In dieſer Lage der Dinge erſchien, vom Pabſt Gregor XIII. geſendet, der Jeſuit Poſſevin bei dem König. Er ſollte ihn bewegen von den Anforderungen, die er wegen der ſchwediſchen Sprache, des Laienkelches, der Kirchengüter geſtellt, abzuſtehen. Der Pabſt begehrte die Wiedereinführung des vollen und unbedingten Katholicismus. Dem König Johann aber ſcheint es jetzo in der Qual ſeines Gewiſſens beſonders darum zu thun geweſen zu ſein, eine Abſolution zu empfangen, die ſeine Bruſt wegen des Brudermordes erleichtere. Der Jeſuit giebt die gewünſchte Abſolution willig und gern, und am 16. Mai 1578 tritt König Johann im Stillen in den Schooß des römiſchen Kirchenthumes ein. Für ſeine Perſon war dem König genug gethan; es hatte ihm beſonders an der Abſolution ſeines blutigen Verbrechens gelegen. Was aber das Reich Schweden anlangte, ſo blieb er dabei, daß jene Puncte, die bereits angegeben, von dem römiſchen Stuhle nachgegeben werden müßten, wenn er die Wiedereinführung des Katholicismus verſuchen ſollte. Der Jeſuit eilte abermals nach Rom; Gregor XIII. aber meinte, die Sachen in Schweden ſtünden bereits ſo günſtig, daß Nachgeben unnöthig ſei. Poſſevin brachte dem König eine verneinende Antwort, was Johann mit großem Unwillen vernimmt.

Von nun an tritt bis zu dem Tode des Königs ein ſeltſamer und verworrener Stand der Dinge ein. Das Gemüth Johanns iſt durch die Botſchaft von Rom über das, was er zu thun und zu laſſen habe, zweifelhaft und ungewiß geworden. Indeſſen erkennt er doch, daß es eine Unmöglichkeit iſt, den Katholicismus ſo unbedingt und ſo mit einem Schlage,

wie es der Pabſt begehrt, in Schweden einzuführen. Er will doch deshalb ſeine Krone nicht auf das Spiel ſetzen. Er iſt um ſo bedenklicher geworden und glaubt um ſo weniger Adel und Volk reizen zu dürfen, je höher Karl von Südermannland in den Augen der Menſchen ſteht und je mehr er auch mit dieſem in faſt fortwährendem Zwieſpalte ſteht. Er fürchtet, es möge ihm gethan werden, was von ihm ſelbſt früher gethan worden war gegen Erich. Es iſt ſchwer, überhaupt etwas Weiteres für den Katholicismus zu thun, denn die Proteſtanten ſind aufmerkſam und wach geworden, zumal da gleich nach Johanns heimlichem Uebertritt die Jeſuiten in Schweden mit ungeſtümem Stolz auftreten. Die gleichzeitigen Ereigniſſe in andern Theilen Europas, die Bartholomäusnacht in Frankreich, die Metzeleien in den Niederlanden, die Mordverſuche gegen Eliſabeth von England waren freilich nicht geeignet den ſchwediſchen Proteſtanten die mangelnde Neigung für den Katholicismus und Jeſuitismus noch einzuflößen. Johann fand, je länger die Zeit verlief, es immer bedenklicher, ſich für den Katholicismus auszuſprechen. Sein früherer Eifer erkaltete, zumal als Katharina Jagellonica 1583 verſtorben und er mit Gunnila Bjelke, einer jungen ſchwediſchen Dame, die eifrige Proteſtantin war, 1585 ein neues Ehebündniß geſchloſſen. Die katholiſchen Kirchen werden geſchloſſen, ja die Jeſuiten aus dem Reiche vertrieben.

Zweifelhaft iſt dabei, ob Johann innerlich anderen Sinnes geworden, oder ob es nur Furcht war, die ihn von dem eingeſchlagenen Wege zurückbrachte. Es ſcheint, daß mehr das Erſte als das Letzte angenommen werden muß, es ſcheint, daß er ſelbſt ſich nicht Kraft genug zutraut die Wiedereinführung des Katholicismus herbeizuführen, daß er nur die Zeiten für ungünſtig hält. Das Werk ſoll einer ſpätern Zeit vorbe=

halten werden, er will es auf die Schultern ſeines Sohnes Siegismund wälzen, den er im katholiſchen Glauben hat auferziehen laſſen, den er zum künftigen König Polens beſtimmt hat. Iſt derſelbe einſt König von Polen geworden, ſtehen ihm dann noch andere als ſchwediſche Mittel und Kräfte zu Gebote, kann wohl die Einführung des Katholicismus mit beſſerer Ausſicht auf Erfolg unternommen werden. Damit aber der Katholicismus wenigſtens einen Fuß in Schweden behalte, fährt Johann fort auf ſeiner Liturgie zu beſtehen. Im Jahre 1582 ſchärfte er den Gehorſam gegen ſie aufs neue unter den ſtrengſten Strafen ein, und der größte Theil der Geiſtlichkeit fügte ſich. Karl aber von Südermannland ließ zu Stregnäs in ſeinem Gebiete 1587 eine Synode halten, auf welcher die Liturgie als eine Annäherung zum Katholicismus unbedingt verworfen ward. Alle reine und wahre Proteſtanten, d. h. die bei weitem größere Zahl der Schweden von Adel und Volk, blickten auf Herzog Karl als auf ihren Hort und ihren Schirm, ſollte einſt eine wahre Gefahr den Proteſtantismus bedrohen.

Alſo war die Lage der Dinge in dem Reiche Schweden. Eine Gefahr ſchwebte über der Reformation und dem Proteſtantismus des Landes. Von großer Bedeutung war ſie indeſſen nicht und wenig wahrſcheinlich, daß der Katholicismus den Schweden wieder aufgedrängt werden könnte. Denn allmälig war der bei weitem größere Theil der Nation von dem Geiſte der Reformation ergriffen worden. Zeit ſich zu befeſtigen hatte dieſelbe allerdings hier, wie allenthalben, bedurft. Aber dieſe Zeit hatte ſich nun auch gewonnen. Selbſt die Liturgie König Johanns, als man deutlich bemerkte, daß ſie zu einer Annäherung an den Katholicismus führen ſollte, verlor ihre Freunde und Anhänger immer mehr. Der neue Erzbiſchof,

Andreas Björemann, nach dem Tode des Gothus, der 1579 erfolgt war, eingeſetzt, ſtarb unter Gewiſſensqualen, daß er ſich vom reinen Proteſtantismus entfernt. Die Hoffnungen aber, welche ſich Johann von Schweden für ſein Geſchlecht auf den polniſchen Königsthron gemacht, gingen endlich in Erfüllung. König Stephan Batori ſtarb am 12. Decbr. 1586, und Johann warb nun für ſeinen Sohn Siegismund.

Damals hatten ſich zum Theil die günſtigen Ausſichten, welche die Reformation in Polen bis in den Anfang der zweiten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts für ſich gehabt, wieder verloren. Auch in Polen waren durch den Kardinal Hoſius die Jeſuiten 1569 angeſiedelt worden, und ſofort bemerkt man, wie der Katholicismus die leidende und duldende Stellung, in der er bis jetzt verharrt, verläßt und zum Angriff übergeht. Zwar ſchließt der proteſtantiſche Adel 1570 einen Bund, Conföderation, wie es in Polen genannt wird, zur Vertheidigung und Aufrechterhaltung der Glaubensfreiheit, zwar ſetzen ſie auf dem Reichstage von 1573, wie Heinrich Valois zum König gewählt wird, einen ſehr günſtigen Beſchluß für ſich durch, in Kraft deſſen Niemand wegen ſeiner Religion beleidigt oder verletzt werden durfte, und der König ſchwören mußte, den Frieden unter den verſchiedenen Glaubens-Parteien aufrecht zu erhalten, zwar gelang es ſogar, viele Proteſtanten auf die biſchöflichen Stühle zu bringen, aber der größere Theil des Adels, auf den in Polen faſt Alles ankam, war doch katholiſch geblieben. Daher auch die Staatsgewalt genöthiget, im Geiſte des Katholicismus zu handeln. Nachdem Heinrich Valois ſich aus Polen heimlich entfernt, der Thron für erlediget erklärt und Stephan Batori, Woiewode von Siebenbürgen, zum König erwählt worden, fing der Katholicismus an, von der Ruhe zum Angriffe überzugehen. König

Stephan ſorgte dafür, daß die biſchöflichen Stühle nur noch an gute Katholiken kämen; auch ward die immer weitere Ausbreitung der Jeſuiten gefördert, die Schlüſſe der Tridentiner Synode größtentheils angenommen. Schon erfuhren die Proteſtanten gewaltſame Angriffe, wie 1574 und 1577 in Krakau, ſchon wurden die Beſtimmungen des Reichstags von 1573, die für Polen daſſelbe werden ſollten, was der Religionsfriede für Deutſchland, vielfach verletzt. Der Katholicismus hatte ſich bei dem Tode Stephans wieder gehoben, die Reformation war in Polen gewiſſermaßen zum Stillſtand gebracht, das Reich mußte als ein weſentlich katholiſches angeſehen werden. Als nun der Adel Polens zu einem Königswahltage 2. Febr. 1587 zuſammenkam, zerfiel er, wie von nun an gewöhnlich, in zwei Parteien. Die Zamoiski wählten Siegismund von Schweden, die Zoborowsky den Erzherzog Maximilian aus dem Hauſe Spanien=Habsburg. Aber der ſchwediſche Siegismund behauptete das Feld gegen Maximilian. Schwere Beſtimmungen waren Siegismund vorgelegt worden. Er ſollte die Reichstagsbeſchlüſſe von 1573 halten, Eſthland und die Theile von Liefland, die in der Schweden Hände gerathen, an Polen bringen. Letzteres durfte Siegismund nicht geloben; die Schweden duldeten es nicht.

Für Schweden und den ſchwediſchen Proteſtantismus war es eine Sache von der größten Wichtigkeit, daß der katholiſche Siegismund, an den nach Johanns Tode nach dem Erbrecht einſt auch der ſchwediſche Thron fallen wird, den polniſchen beſtiegen. Hat dieſer Siegismund doch damit eine fremde und weſentlich katholiſche Macht gewonnen, mit der er einſt für den Katholicismus auf Schweden, gewaltſam und furchtbar in der Weiſe der Jeſuiten, denen er ſich ſehr ergeben zeigt, wirken könnte. Die Schweden haben ſich nach

Möglichkeit gegen ſolche Dinge zu ſichern geſucht, und Johann und Siegismund haben die calmariſchen Statuten 7. Septbr. 1587 unterſchreiben und beſchwören müſſen. Ihre politiſchen und religiöſen Freiheiten ſuchen die Schweden durch dieſe Statuten zu ſichern. Siegismund darf dereinſt in Schweden nichts vornehmen ohne die Zuſtimmung der Stände. Ohne ſie darf kein Geſetz gegeben, über Krieg, Frieden und Bündniſſe nichts entſchieden werden, weder fremde Beamte, noch fremde Truppen darf er in das Reich führen, in den Angelegenheiten der Religion und der Kirche nichts verändern. Vor der Hand ſoll Johanns Liturgie fortgelten, ſpäter wird eine ſchwediſche Kirchenverſammlung entſcheiden. Indeſſen war ein Gefühl in den Menſchen, daß dieſe Beſtimmungen nicht genügten, daß ſie keine Sicherheit böten gegen einen katholiſchen König. Dieſes Gefühl mußte um ſo lebhafter ſein, als die Proteſtanten die Lehre der Jeſuiten, daß Ketzern weder Verſprechen noch Eidſchwur, ſo wie es die Sache der katholiſchen Kirche galt, gehalten zu werden brauche, ſehr wohl kannten. Es entſtand daher Furcht, Spannung und Unruhe in den Seelen der Menſchen, und mit Beſorgniß blickte Alles in die Zukunft, was ſie wohl in ihrem Schooße bergen möge.

Dieſe Beſorgniß ſtieg, als bald bemerkt ward, welchen Weg Siegismund in Polen einſchlage. Obwohl er bei dem Antritte ſeiner Regierung hier die Freiheiten der Proteſtanten, wie er nicht anders konnte, beſtätiget hatte und obwohl er auf geradem Wege nichts gegen ſie unternehmen konnte, trat doch ſonſt ſeine Geſinnung gegen ſie vielfach hervor. Immer von Jeſuiten umgeben, ganz von dem Geiſte des Jeſuitismus beherrſcht, war ſein einziges Sinnen und Trachten darauf gerichtet, mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote ſtanden, die Nicht-

Katholiſchen in den Schooß der römiſch-katholiſchen Kirche zu führen. Nicht-katholiſch waren in Polen nicht allein die Proteſtanten, ſondern auch die griechiſchen Chriſten, urſprünglich die alleinigen Bewohner der alt-ruſſiſchen Provinzen, welche allmälig von Polen erobert worden. Sie wurden beide zuſammen Diſſidenten genannt. Dadurch hatte ein König von Polen, obwohl die Staatsgewalt eigentlich bei dem Adel auf dem Reichstage war, immer noch einen ſehr großen Einfluß, daß die Beſetzung der großen und einträglichen Aemter ſich in ſeiner Hand befand. Auf den Rath der Jeſuiten Peter Skarga und Juſtus Rath machte es ſich Siegismund zur heiligen Pflicht, ſolche Aemter nur an Katholiſche zu geben. Der proteſtantiſch gewordene Adel wollte ſich nicht von dem Staate, von den Würden und einträglichen Aemtern, ausſchließen laſſen. Er trat zum Theil zum Katholicismus zurück, und wer es that ward in der Regel mit hohen Würden und Aemtern dafür belohnt. War der Edelmann einmal wieder katholiſch geworden, ſo mußten ſeine Unterthanen ſich gewöhnlich auch fügen. Reichte die Ueberredung nicht aus oder konnte offene Gewalt nicht füglich angewendet werden, wurden die Unterthanen gedrückt und geplagt, bis ſie ſich gefügt. Die Reformation ſchritt in Polen ſichtbar zurück, wie das Ende des Jahrhunderts nahte. König Siegismund entwickelte immer heftigern katholiſchen Eifer, und unaufhörlich trieben ihn die Jeſuiten an, zuerſt die griechiſchen Chriſten in den Schooß der römiſchen Kirche zu zwingen, meinend, daß man dann leichter mit den Proteſtanten fertig werden würde.

Alſo ſah Schweden einer trüben Zukunft entgegen. Handelt Siegismund ſchon ſo in dem Reiche, das ihm nur durch Wahl zugefallen, wie wird er erſt in ſeinem Erbreiche, in Schweden, verfahren? Die Proteſtanten ſahen immer beſtimm-

ker auf Karl, den Herzog von Südermannland als ihren Hort, ihren Schützer. Die letzten Lebensjahre des Königs Johann aber floſſen ſehr trübe dahin. Die Verwaltung des Reiches war in die größte Unordnung und Verwirrung gerathen. Karl dagegen ſtellte in ſeinem Herzogthum ein Muſter von Ordnung, Sparſamkeit und Fleiß dar. Auch hierin verſtand er ſich den Menſchen zu empfehlen. Im Uebrigen verhielt er ſich ſtill, erwartend, welche Rolle ihm die Zukunft anweiſen werde. Denn es war faſt vorauszuſehen, daß König Johanns Tod wichtige Veränderungen in dem Reiche herbeiführen müſſe. Johann aber ſtarb am 17. Novbr. 1592 und Karl eilte ſogleich herbei, um die Reichsregierung zu übernehmen, bis Siegismund aus Polen würde herübergekommen ſein.

Beſtimmte Entwürfe ſich des Thrones zu bemeiſtern, hegte der Herzog wohl noch nicht. Aber er war entſchloſſen, Schweden nicht zu einer polniſchen Provinz werden zu laſſen, entſchloſſen, den Proteſtantismus zu behaupten. Auch erwachte nun der proteſtantiſche Eifer der Schweden, der geraume Zeit geſchlummert zu haben ſchien, jetzo, da eine nahe und unzweifelhafte Gefahr drohete, mit voller Kraft. Der Herzog verband ſich mit den Reichsräthen zur Aufrechterhaltung der Freiheit und der Religion des Landes. Es kam darauf an, ehe Siegismund kommen könnte, unabänderliche Reichs- und Kirchengeſetze aufzuſtellen, die der neue König zu beſchwören habe. So gedachten ſich die Schweden gegen den katholiſchen König zu ſichern, und bedienten ſich dabei ihrer alt-herkömmlichen Rechte. Denn die Könige Schwedens herrſchten nur nach dem Geſetze und waren an die Beſtimmungen des Reichstages gebunden. Zuerſt kam 25. Febr. 1593 die Kirchenverſammlung zu Upſala zuſammen, deren Andenken in Schweden jedes Jahrhundert gefeiert wird. Sie ſchaffte die Liturgie Johanns

ab und führte das lautere Lutherthum wieder ein: nur lutheriſcher Gottesdienſt ſoll fortan noch in dem Reiche geduldet werden. Abraham Angermann, eifrig der lutheriſchen Reformation zugethan, empfängt das eben erledigte Erzbisthum Upſala und Alles wird wieder auf ſtreng lutheriſchen Fuß eingerichtet.

Die Schlüſſe der Upſala-Verſammlung befeſtigen die Reformation in Schweden und durch ihre Folgen zugleich auch in Deutſchland. Die Jeſuiten in Siegismunds Umgebung hatten große Hoffnungen auf die Liturgie und das halb-katholiſche Weſen geſetzt, das Johann in Schweden aufgerichtet. Auf dieſem Grunde wollten ſie weiter bauen. Aber durch die Schlüſſe der Upſala-Verſammlung ſahen ſie ſich dieſen Grund plötzlich unter ihren Füßen weggezogen. Indeſſen verzagten ſie nicht. Sie vertrauten den Geſinnungen Siegismunds, der ſich ſtandhaft weigerte, jene Beſchlüſſe zu beſtätigen. Von Jeſuiten und katholiſchen Prieſtern umgeben, auch von dem apoſtoliſchen Legaten Malaſpina begleitet, kam Siegismund, erſt ſpät im Jahre 1593, nach Schweden herüber. Nur wenn Siegismund mit einer ſtarken polniſchen Heeresmacht hätte nach Schweden kommen können, wäre für den Katholicismus noch etwas zu erwarten geweſen. Denn, wo auch immer der Katholicismus jetzo wieder emporkommt, allenthalben geſchieht es nur, was die Maſſe der Menſchen anlangt, mit gewaltſamen Mitteln. Es ſind immer nur Einzelne, die aus Ueberzeugung, aus Glauben ſich vom Proteſtantismus zum Katholicismus zurückwanden. Aber ſolche Anſtrengungen waren von den Polen nicht zu erwarten. Schon damals herrſchte auf den polniſchen Reichstagen die gräßlichſte Verwirrung, ſchon damals hielt es der Adel Polens für gefährlich, irgend eine Macht den Händen des Königs anzuvertrauen, fürchtend, daß er eine ſolche zu andern als den erſt beſtimmten Zwecken, vielleicht gegen

den Adel ſelbſt, anwende. Mit Mühe hatte der polniſche Reichstag bewogen werden können, dem König Siegismund auch nur die Erlaubniß zur Reiſe nach Schweden zu gewähren.

Alſo ſtand derſelbe allein, nur von ſeinen Prieſtern und Jeſuiten umgeben, in ſeinem Erbreiche da. Die letztern vergaßen dieſesmal ſogar ihre gewöhnliche Weltklugheit. Sie begannen ſofort zu ſchimpfen, zu ſchmähen und zu toben, als ſollten die, welche noch nicht aufmerkſam und beſorgt waren, aufmerkſam und beſorgt über ihre düſtern Entwürfe gemacht werden. Ihnen entgegen traten die Stände des Reiches, die geſammte Nation der Schweden, entſchloſſen, keinen König anzuerkennen, der nicht die Schlüſſe von Upſala als unabänderliches Grundgeſetz des Reiches anerkenne und beſchwöre. Standhaft weigerte ſich deſſen Siegismund; Spannung und gegenſeitige Bitterkeit ſtieg auf den höchſten Grad.

Die Stände des Reiches kamen am Anfange des Jahres 1594 zu Upſala zuſammen, wo des Königs Krönung vor ſich gehen ſollte. Karl von Südermannland fand ſich auch ein, umgeben von mehrern tauſenden Bewaffneten. Schon trugen die Bauren ihm Schwedens königliche Krone an, ſchon waren auch andere dieſem Gedanken geneigt. Denn Siegismund ward als ein Fremder betrachtet und man fühlte, daß ſein jeſuitiſcher Katholicismus zwiſchen ihm und dem Lande eine unausfüllbare Kluft eröffnet habe. Karl aber ging auf ſolche Entwürfe noch nicht ein, denn er wollte den Thron nicht rauben. Wohl aber mag er jetzo ſchon entſchloſſen geweſen ſein ihn zu nehmen, wenn die Gewaltſamkeit der Umſtände drängen würde, damit dem Geſchlechte Guſtav Erichſons das Herrnthum über Schweden nicht verloren gehe. Die Stände aber ſchwuren ſich unter einander in feierlichem Gebet, die Schlüſſe von Upſala aufrecht zu erhalten. Sie beſtimmten

auch als künftige Reichs = Geſetze, daß kein Katholik in Schweden ein Amt erhalten könne, jeder Schwede, der zum Katholicismus zurücktrete, ſein Staatsbürgerrecht verliere, kein öffentlicher katholiſcher Gottesdienſt in dem Reiche geduldet werden ſolle. Die Jeſuiten waren es, die durch ihr Drohen die Härte dieſer Beſtimmungen hervorrufen. Denn je heftiger ſie droheten, deſto beſtimmter glauben die Proteſtanten auftreten zu müſſen. Die ganze Nation der Schweden kam in Bewegung und ſelbſt im Heere entſtanden Verbindungen für die Aufrechterhaltung des Proteſtantismus. König Siegismund aber kam in die ſchwerſte Verlegenheit. Bewilligte er das Verlangte, ſo verletzte er ſeine katholiſche Ueberzeugung, bewilligte er es nicht, ſo verlor er die Krone Schwedens. Denn unverholen erklärten die Stände dem Zögernden, weder Krönung noch Huldigung könne Statt finden, dafern er die proteſtantiſche Verfaſſung des Landes nicht beſchwöre. Die Jeſuiten fanden endlich hier, wie allenthalben, Rath. Sie riethen dem König, immer zu ſchwören, da er ſonſt das Reich verlieren würde, aber zu ſchwören mit dem ſtillen Vorbehalte, den Schwur nicht zu halten. Siegismund ſetzte nun, um doch die Stimme ſeines Gewiſſens zu beſchwichtigen, im Stillen eine Proteſtation auf. Gewiſſermaßen ſchwur er den Proteſtanten die proteſtantiſche Landesverfaſſung aufrecht zu halten, dem Pabſte aber und den Jeſuiten, ſie zu ſtürzen. Dieſes gethan, beſtätigte nun Siegismund 29. Febr. 1594 alle jüngſt gefaßte Beſchlüſſe mit Schwur und Eid, empfing dagegen Huldigung und Krönung.

Gleich darauf zeigte er ziemlich offen, daß er Eid und Schwur nicht zu halten geſonnen. Katholiſche Schulen und katholiſche Kirchen wurden eröffnet, Katholiken als Statthalter über die Provinzen geſtellt, dem Herzog Karl zwar in Ver=

bindung mit dem Reichsrathe die Regierung aufgetragen, die Statthalter aber ihm nicht zu gehorſamen im Stillen angewieſen. Es ward, meint der große Guſtav Adolf, darauf abgeſehen, Unruhe und Verwirrung in dem Reiche herbeizuführen, um von den Häuptern der Nation einen durch den andern vernichten zu können. So ſchied Siegismund 14. Juli 1594 plötzlich aus Schweden, wieder nach Polen ſich zurückwendend.

Aber die Verbindung Polens und Schwedens unter einem königlichen Haupte, an ſich ſelbſt durchaus unnatürlich, konnte nicht dauren, ſeitdem ſich Siegismund dem Jeſuitismus in die Arme geworfen. Entweder mußte ein innerer Kampf entſtehen, zu dem Siegismund indeſſen der Mittel nur wenige beſaß, oder die Schweden mußten durch eine neue Königswahl Siegismund feierlich für einen Fremden erklären, der unmöglich König ſein könnte, weil er ſich zum Katholicismus gewendet und zu einem ſolchen Katholicismus, der allen Andersgläubigen Untergang und Verderben geſchworen. Das mußten die proteſtantiſchen Schweden über kurz oder über lang thun, oder ſie mußten untergehen.

In dieſen Zeiten der Spannung, Beſorgniß und Ungewißheit ward am 19. Decbr. 1594 Guſtav Adolf geboren. Karl von Südermannland war ſchon einmal verheirathet geweſen mit Maria von der Pfalz. Nach dem Tode derſelben hatte er 1592 ſeine zweite Ehe geſchloſſen mit Chriſtinen, der Tochter des Herzogs Adolf von Schleswig-Holſtein. Sie, eine zarte und ſchöne Frau, ward Guſtav Adolfs Mutter. In ſeine erſten Lebensjahre fiel der Streit, der den Vater auf den Thron von Schweden führte. Durch Wiedererrichtung der Hochſchule von Upſala feierte Herzog Karl die Geburt ſeines Sohnes. Sie war von König Johann aufgehoben worden.

Als Siegismund ſich nun aus Schweden entfernt, bemeiſterte ſich Herzog Karl der Reichsverweſung, die ihm als ſchwediſchen Erbfürſten in des Königs Abweſenheit gebühre. Die Beſchränkung, welche Siegismund aufgeſtellt, daß Karl nur gemeinſchaftlich mit dem Reichsrathe das Reich verweſen ſollte, erkannte der Herzog nicht an. Schon begann Karl ſich als freier Fürſt über Schweden zu betragen. Ganz ohne Zuziehung des Königs ſchloß er 18. Mai 1595 einen ehrenvollen Frieden mit Rußland, durch den Eſthland an Schweden abgetreten ward. Schon in dieſer Zeit ſtrebten die Ruſſen, obwohl noch vergeblich, nach dem Beſitz der Küſtenländer am baltiſchen Meerbuſen. Eben ſo eigenmächtig berief und eröffnete Karl 30. Septbr. 1595 einen Reichstag in Süderköping. Die heftigſten Beſchlüſſe gegen den Katholicismus wurden hier gefaßt: alle noch vorhandene katholiſche Kirchen und Klöſter werden geſchloſſen, alle Katholiken verlieren ihre Stellen und müſſen binnen ſechs Wochen das Land räumen. Auch ſollen die königlichen Befehle aus Polen erſt dann gelten, wenn ſie von dem Herzoge und dem Reichsrathe beſtätiget worden. So mußte Siegismund ſeine Hoffnung auf die Vernichtung des Proteſtantismus in Schweden ſich immer weiter entfernen ſehen. Nur in dem Reiche Polen gingen ihm ſeine Beſtrebungen glücklich fort. Beinahe zu derſelben Zeit bewog er den Wladika von Wladimir und mehrere griechiſche Biſchöfe ſich der römiſchen Kirche zu unterwerfen. Aber dieſer Eifer für Rom entfernte nur die Schweden immer weiter von ihm.

Daß aber Herzog Karl von nun an nach der Krone trachtete, dürfte nicht als zweifelhaft angeſehen werden. So wenig als es bei Philipp II. immer rein und allein der Katholicismus iſt, für den er arbeitet, ſo wenig iſt es bei Herzog Karl rein und allein der Proteſtantismus. Allenthalben miſchen ſich in

die religiöſen Beſtrebungen der Menſchen auch die irdiſchen Berechnungen ein. Beinahe ſchon offener Krieg brach zwiſchen Schweden und Karl auf der einen, König Siegismund auf der andern Seite aus. Der König genehmigte nicht allein die Reichstags=Schlüſſe von Süderköping nicht, ſondern er verſprach ſogar allen denen, die ſich ihnen widerſetzen würden, ſeinen Schutz und verbot, die Abgaben zu zahlen, die Karl ausgeſchrieben. Der bei weitem größte Theil aber der Nation ſtand in dieſem Streite auf Karls Seite. Die Unnatürlichkeit der Verbindung mit Polen, die Gefahr, die der jeſuitiſche Katholicismus drohete, ward lebhaft von der Nation gefühlt. Indeſſen auch an einer Widerpart fehlte es nicht. Manche vom Adel ſahen doch gerade den fremden König gern. Denn, war der König fern, ließ ſich hoffen, eine Adelsherrſchaft auch in Schweden, wie in Polen, zu begründen. Andere hielten zu Siegismund, weil ſie ſeine religiös=kirchlichen Ueberzeugungen theilten. Zu dieſen gehörte beſonders Clas Flemming, den Siegismund zum Oberſtatthalter von Finnland und Admiral der Flotte ernannt. Hier in Finnland brach ſchon der offene Krieg auf eine furchtbare Weiſe aus. Die Bauren griffen zu ihren Keulen, um Flemmings Bedrückungen abzuwehren, weshalb der Krieg auch Klubbekrieg (Keulenkrieg) genannt ward. Aber der Oberſtatthalter ſiegte über die Bauren und mehr als zwölftauſend derſelben fanden den Untergang. Auch nach dem Tode Flemmings 13. Mai 1597 ward Finnland von dem neuen Statthalter Erichſon Sturlam größtentheils in Siegismunds Gehorſam erhalten. Nur der Flotte konnte ſich Karl nach Flemmings Tode bemeiſtern.

Karl aber und die Schweden nahmen eine immer beſtimmtere und feindlichere Stellung gegen den König ein. Der Reichstag von Arboga beſtätigte Karl in der Reichsverweſer=

würde, beſtätigte die Schlüſſe von Süderköping. Ein kleiner Theil des Adels hielt indeſſen an Siegismund; mehrere Reichsräthe flüchteten nach Polen. Der König aber entſchloß ſich zu einem entſcheidenden Schritte. Von Finnland her ſollte Schweden angegriffen werden, er, der König ſelbſt, gedachte auch einen Angriff zu thun. Er hatte doch etwa fünftauſend Polen zuſammengebracht. Mit dieſen ging er 20. Juli 1598 unter Segel auf gemietheten Schiffen und landete wenige Tage darauf in Schweden. Sein katholiſcher Eifer war mächtig geſtiegen. Ihn reuete, daß er früher der ſogenannten Ketzerei Zugeſtändniſſe gemacht. Unfälle, die ihn ſeitdem getroffen, ſchrieb er dem Zorne des Himmels zu. Je eifriger katholiſch aber König Siegismund geworden, um deſto ſicherer war der Bruch vorauszuſehen. Einen günſtigen Erfolg konnte das Unternehmen kaum haben. Viel zu gering dazu war die Macht, die Siegismund mitbrachte.

Noch immer groß waren indeſſen am Ende des Jahrhunderts die Hoffnungen, welche ſich der Katholicismus machte, die europäiſche Welt wieder unter ſich zu vereinigen. Wie in einer neuen Jugendkraft ſchien er ſich zu bewegen. Die Erwartungen wenigſtens und die Ausſichten, welche man ſich bildete, zu Rom beſonders und in den Jeſuiter-Collegien, waren groß, weitausſehend. Nicht allein die neuen Feinde, die in den Proteſtanten aufgeſtanden, auch die alten, die griechiſchen, die morgenländiſchen Chriſten gedachte man wieder in das römiſche Kirchenthum zu bringen. Der Höhe dieſer Erwartungen wollten freilich die Thatſachen nicht allenthalben entſprechen. Um dieſe Zeit waren doch faſt alle Ausſichten und Wahrſcheinlichkeiten auf England und Nord-Niederland verloren gegangen. Von um ſo größerer Wichtigkeit war, ob ſie in Schweden, ob ſie im ſcandinaviſchen Norden würden erfüllt werden oder nicht.

Schon vor der Ankunft Siegismunds hatten die Schweden zwei abermalige Reichstage zu Upſala und Wadſtena gehalten. Dort hatten die Stände geſchworen, an allen früheren Beſchlüſſen feſtzuhalten und nicht zu dulden, daß ihnen ſelbſt oder dem Herzog Karl Gewalt um dieſer Beſchlüſſe willen widerfahre. Wie indeſſen Siegismund kam, traten doch der Schweden nicht wenige zu ihm über. Selbſt Stockholm öffnete dem König ſeine Thore. Denn nicht alle waren der Meinung, daß der Proteſtantismus über allem weltlichen Rechte ſtehe, daß Siegismund durch ſeinen Katholicismus ſein gutes Recht auf Schwedens Thron verloren habe. Bei dem größeren Theile der Nation war's aber der Fall. Sie ſtand zu Herzog Karl, weil er proteſtantiſch war, ſie hatte die Krone des Reiches ihm ſchon oftmals angeboten, er aber ſie bis jetzt immer ausgeſchlagen. Den größten Eifer für ihn und für den Proteſtantismus bewieſen jetzt die Bauren, die früher dem Katholicismus am längſten treu geblieben. Die Uplandsbauren allein wieſen ſiegreich den Angriff der königlichen Truppen, die von Finnland her kamen, zurück. Karl aber erwartete den König mit den Waffen in der Hand. Auch Siegismund war mit den Waffen gekommen. Waffen alſo ſollten hier die Entſcheidung geben. Indeſſen ward noch einige Zeit unterhandelt. Es war beinahe, als ſcheuete ſich Karl, als ſcheueten ſich die Schweden, den Abfall von Siegismund auszuſprechen. So hoch ſtehet in geſunden Gemüthern das angeborene Königsrecht. Nur durch die äußerſte Nothwendigkeit mag es entſchuldiget werden, wenn es für aufgehoben erklärt wird. Karl begehrte von Siegismund die Entfernung des königlichen Heeres, die Uebertragung der Entſcheidung der Reichsangelegenheiten auf einen Reichstag; dann wollte auch er ſein Heer entlaſſen. Siegismund verwarf dieſe

Bedingungen. Er war ja nicht nach Schweden gekommen, um die proteſtantiſche Verfaſſung des Landes abermals von einem Reichstage beſtätiget zu ſehen, er war ja nur gekommen, um hier eine Bahn für den Katholicismus zu gewinnen.

Alſo kam es am 25. September 1598 bei Stångebro zu einer Schlacht. Gering war die Zahl der Streiter, die hier auf beiden Seiten ſtritten, aber darum nicht minder groß und bedeutend die Entſcheidung. Schwedens Proteſtantismus ſiegte und in ſeinem Siege lag zugleich die Rettung des deutſchen. So ſchwer war die Niederlage der Polen, daß Siegismund würde gefangen worden ſein, hätte Karl ihn gefangen haben wollen. Aber er bewilligte einen Waffenſtillſtand. Noch immer ward von Karl und den Schweden gezögert, den Abfall von Siegismund beſtimmt auszuſprechen. Karl hatte bei dem Abſchluſſe des Waffenſtillſtands die Berufung des Reichstages verlangt, den Siegismund früher geweigert, Siegismund nun die Entſcheidung eines ſolchen Reichstages anzunehmen gelobt. Daß er das Reich Schweden verlieren ſolle, davon war, laut und öffentlich wenigſtens, noch immer keine Rede. Bei dem Abſchluſſe dieſes Tractates hatte Siegismund die Feigheit begangen, fünf von den Reichsräthen, die zu ihm nach Polen geflüchtet waren, an Karl auszuliefern. Statt aber nun jenen Reichstag abzuwarten, ging Siegismund plötzlich aus Schweden nach Polen zurück. Und jedermann mußte den Grund dieſes Benehmens des Königs durchſchauen. Er ging, weil er die Schlüſſe des Reichstages, die jedenfalls den Proteſtantismus nur befeſtigen würden, nicht zu beſtätigen gedachte. Damit war der Bruch vollſtändig ausgeſprochen.

Die unparteiiſche Geſchichte, keine andere Herrin als die Wahrheit über ſich erkennend, erzählt und rügt das Uebele,

wo es ſich immer findet. Die Revolution, welche in Schweden ein proteſtantiſches Königshaus auf den Thron ſetzte, war unter den damaligen Verhältniſſen eine unabweisbare Nothwendigkeit. Der Katholicismus, ein katholiſcher König, ſo wie Siegismund es war, den Jeſuiten unbedingt ergeben, bedrohete Schweden in ſeinem innerſten Daſein. Alſo mochte die Revolution, wo nicht gerechtfertiget, doch durch menſchliche Zuſtände und Verhältniſſe entſchuldiget erſcheinen. Aber nicht zu entſchuldigen waren die Grauſamkeiten, welche gegen die übrig gebliebenen, wenigen Anhänger Siegismunds begangen wurden, zumal wenn ſie etwa auch noch der Neigung zum Katholicismus verdächtig waren. Die Bauren ſtanden in mehreren Provinzen auf und tödteten ſolche Anhänger Siegismunds, wo ſie gefunden wurden, ſonder Urtheil und Recht. Karl ſelbſt blieb hinter dieſer Grauſamkeit nicht zurück. Einer ziemlichen Anzahl edler Herren und Reichsräthe ward ihre Anhänglichkeit an Siegismund zum todeswürdigen Verbrechen gegen das Reich gemacht, und ihre Häupter fielen unter dem Beile. Wurden ſie auch durch niedergeſetzte Gerichte verurtheilt, ſo kann doch die Beobachtung rechtlicher Formen dabei nicht für das Recht an ſich ſelbſt angeſehen werden. Treue iſt eine zu ſchöne germaniſche Tugend, als daß man wünſchen könnte, ſie für irgend eine Sache, für irgend eine Partei als ein Verbrechen betrachtet zu ſehen. Indeſſen waren die Herzen der Menſchen damals durch die Heftigkeit des Haſſes, der zwiſchen Katholicismus und Proteſtantismns war, verſteinert und verhärtet.

Als nun aber Siegismund aus Schweden entwichen, kamen die Reichsſtände zu Linkopinz am Anfange des Jahres 1599 zuſammen und immer noch zögernd, den Abfall auszuſprechen, luden ſie den König ein, in das Reich zurückzukeh-

ren, ſonſt wurde Treue und Gehorſam ihm aufgekündet werden. Siegismund kam auf dieſe Ladung nicht. Im Sommer deſſelben Jahres verfügte ein neuer Reichstag zu Stockholm, daß Siegismund binnen ſechs Monaten ſeinen Sohn Wladislas nach Schweden ſenden ſolle, damit er im Proteſtantismus zum König des Landes auferzogen werde. Geſchehe dies nicht, ſo werde dieſer Stamm auf ewige Zeiten ſeines Erbrechtes in Schweden verluſtig erklärt werden. Auch auf dieſe Ladung that Siegismund nichts, um die proteſtantiſchen Schweden zu begütigen. Im Gegentheil wendete er ſich an den polniſchen Reichstag, um Schweden mit Krieg überziehen zu können, verſprach auch Liefland und Eſthland von Schweden an Polen zu bringen. Da ging der ſchwediſche Reichstag des Jahres 1600 wieder einen Schritt, jedoch nur einen halben, weiter. Von einem Theile der Stände ward dem Herzog Karl die Krone angeboten. Da er ſie indeſſen ausſchlug, ſetzte man dem König Siegismund eine fünfmonatliche Friſt. Indeſſen brach noch in dieſem Jahre der offene Waffenkampf aus. Karl ging nach Liefland und Eſthland, dieſe Provinzen den Polen abzukämpfen. Des Knaben Guſtav Adolf wird dabei gedacht; er befindet ſich in ſeines Vaters Begleitung. Kaum aus der Wiege, umgeben ſchon Waffen, Krieg und Sieg den Knaben. Denn die Provinzen werden den Polen abgenommen, auch Finnland zu dem ſchwediſchen Reiche zurückgebracht.

Es verlaufen nun noch mehrere Jahre und die Schweden gewöhnen ſich, Siegismund als einen Fremden und einen Feind, den Herzog Karl, der den Titel eines regierenden Erbfürſten angenommen hat, als König zu betrachten. Nur der Name fehlte ihm noch, den die Stände oftmals geboten. Erſt im Jahre 1604 läßt ſich Karl bewegen, dieſen königli-

chen Namen anzulegen. Es hat vorher noch eine andere Schwierigkeit entfernt werden müſſen. König Johann hat aus ſeiner zweiten Ehe noch einen Sohn, ebenfalls Johann genannt, hinterlaſſen. Jhm, dem keiner der Vorwürfe gemacht werden kann, um deren willen Siegismund und Wladislas des Erbrechtes auf Schweden verluſtig erklärt worden, gebührt eigentlich der Thron. Aber es wird von dem fünfzehnjährigen Jüngling eine freiwillige Entſagung ſeiner Rechte gewonnen. Nun erſt legt Karl den königlichen Titel an, das Reich wird für erblich in ſeinem Geſchlecht, Guſtav Adolf zum Kronprinzen erklärt. Die beiden jüngern Brüder Karl und Philipp werden zu ſchwediſchen Erbfürſten erhoben, zugleich beſtimmt, daß jeder König Schwedens nothwendigerweiſe lutheriſch ſein, auch keine andere Gemahlin als eine lutheriſche haben dürfe.

Die lutheriſche Reformation hat den vollſtändigſten Triumph in Schweden gewonnen; kaum iſt ein anderes Land, wo dieſe Reformation ſo tief und innig, wie in Schweden, in das Leben und in den Staat eingewachſen. Das neue königliche Haus aber ſtehet ganz und durchaus auf dem Proteſtantismus. Seine Rechte auf den Thron haben keinen andern Grund und Boden als den Proteſtantismus. Käme der Katholicismus wieder in Schweden auf, dahin wären alle dieſe Rechte. Das Reich müßte dann an Siegismund und Wladislas, an die katholiſchen Waſa, zurückfallen. König Karl IX. und ſein Sohn Guſtav Adolf, ſie müſſen und werden nicht allein in Schweden, ſondern allenthalben die Sache des Proteſtantismus als ihre eigene betrachten.

Sechſtes Kapitel.

Durch die geſammte abendländiſche Welt, ſo weit ſie römiſch-katholiſch geweſen, iſt der Streit für und wider die Reformation; nur ſeine Grade und ſeine Maße ſind verſchieden. Später als in den benachbarten Niederlanden, in Schweden, in England, in Frankreich, iſt dieſer Streit in dem Reiche der Deutſchen zu finden. Nach den beſondern und eigenthümlichen Verhältniſſen des Reiches nimmt er auch eine beſondere und eigenthümliche Geſtalt in Deutſchland an. Aber auch ein anderer Umſtand noch tritt hinzu, der dem Glaubens- und Kirchenſtreite gerade in Deutſchland einen beſondern und eigenthümlichen Character aufprägt. Nirgends als hier wird es von ſo großer Wichtigkeit und Bedeutung, daß die Reformation gleichſam in zwei Familien auseinander gegangen iſt, welche, obwohl einer Wurzel entſproſſen, auf einem Stamme ruhend, ſich doch allerwärts als fremd nicht allein, auch als feindlich betrachten. Denn nirgends als hier, in dem Reiche der Deutſchen, erreicht dieſe Feindſeligkeit einen ſo hohen Grad, oder es wird doch nirgends dieſe Feindſeligkeit ſo ſehr dem Katholicismus zum Vortheil. Nicht um eine Sache, wie bei den anderen Völkern Europa's, die von dieſen Dingen überhaupt berührt werden, nicht um die Frage über Katholicismus und Proteſtantismus allein, bewegt ſich die Geſchichte der Deutſchen in dieſer Zeit. Es iſt hier ein Zwiefaches, das der Betrachtung entgegentritt, der Kampf zwiſchen dem Katholicismus und dem Proteſtantismus, der Kampf und der

Zerfall in dem Schooße des Proteſtantismus ſelbſt. In dem Gegenſatze zwiſchen dem Lutherthume und dem Calvinismus erſcheint dieſer innere Zerfall des Proteſtantismus in ſeiner höchſten Spitze und Bedeutung, zugleich auch in ſeinem größten Schaden für die allgemeine proteſtantiſche Sache. Gering ſind in der That die Urſachen eines faſt glühenden Haſſes, der ſich zwiſchen die Anhänger der Lehre Luthers und die Freunde der Lehre Calvins ſtellt. Man müßte ſich wundern über die Gluth dieſes Haſſes, über die Heftigkeit der Verfolgungs- und Verketzerungsſucht, die unter Proteſtanten gegen andere Proteſtanten entbrennt, bringt man nicht, wie es geſchehen muß, will man vernünftig und will man billig ſein, in Anſchlag, daß der katholiſche Geiſt unter den Menſchen damaliger Zeit noch nicht ganz erſtorben ſein kann. In der Gewohnheit ſich über dem Menſchen oftmals unverſtändliche und unerreichbare Dinge zu verdammen, zu verketzern, zu verfolgen, hat der Katholicismus das Geſchlecht der Menſchen auferzogen. Langſam nur konnte dieſer Geiſt einem anderen, einem beſſern Platz machen. Daher kam es, daß die junge proteſtantiſche Welt ſich allerdings in einer ſehr unerquicklichen Geſtalt im Anfange ihrer Laufbahn durch die Welt zeigte, indem die wildeſten dogmatiſchen Fehden in ihr ausbrachen. Sie wurden ſo wild, daß es geraume Zeit den Anſchein gewann, als werde die Welt in eine neue Barbarei verſinken, ja daß dieſe Barbarei in vielen Stücken ſchon wirklich vorhanden war. Aber der Grund und Boden, auf dem die proteſtantiſche Welt ſtand, war ein geſunder. Darum zog, wenn allerdings auch nur langſam, die Gefahr dieſer Barbarei glücklich vorüber.

Der Religions-Friede des Jahres 1555 hat in Deutſchland keinen ſichern und ruhigen Stand der Dinge ſchaffen können. Die Noth des Augenblickes hat ihn geſchloſſen, die Herzen

ſind nicht dabei geweſen. Die Proteſtanten erklären gleich nach dem Abſchluſſe deſſelben, ihr Glaube ſei die alleinige Wahrheit, ihre Pflicht dieſer Wahrheit die Herrſchaft in dem Reiche zu ſchaffen, den Katholicismus, den ſie nicht anders als Abgötterei nennen, abzuſtellen. Und wie glänzend ſcheinen doch die Ausſichten für die proteſtantiſche Partei zu ſein! Etwa neun Zehntheile der Nation ſind für ſie gewonnen. Doch iſt dieſer Glanz, wenigſtens zum Theil, ein täuſchender. Der Katholicismus hat ſo große Stützpuncte in dem Reiche durch die geiſtlichen Fürſten und Herren behalten. Darum denken auch die proteſtantiſchen Fürſten und Stände darauf, den ſogenannten geiſtlichen Vorbehalt, der, jedoch ohne ihre Einwilligung, in dem Religions-Frieden eingeſtellt worden, in irgend einer Weiſe aufzuheben. Ihre Beſtrebungen ſind darauf gerichtet, dieſe letzte Barriere des Katholicismus in dem Reiche zuſammenzubrechen. Sie würden glücklicher geweſen ſein, dieſe Beſtrebungen, wäre nicht bald die große Spaltung über die Proteſtanten gekommen, die Lutheriſche und Calviniſten von dem gemeinſamen Strebepunkte abzog. Deutſchland würde dann die kirchlich-nationale Einheit erhalten haben, der Katholicismus würde in den nächſten Jahrzehnten verſchwunden ſein. Aber eine freie und ſelbſtſtändige Kraft hatte der Katholicismus in Deutſchland am Anfange der zweiten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts doch auch noch in dem Glauben, in der Ueberzeugung nicht weniger Menſchen. Es waren nicht allein die äußern Umſtände, das Daſein ſo vieler geiſtlicher Fürſten und Herren, die ihn begünſtigten. An beide, an die äußeren und an die inneren Dinge, welche hier noch für ihn ſind, hält ſich dieſer Katholicismus an, ſucht ſich an ihnen wieder emporzuarbeiten. Aber langſam geht es damit freilich und das Beſte dabei muß die Gewalt thun.

Nur eine kurze Zeit waltete, nachdem Kaiſer Karl V. abgetreten, ſein Bruder Ferdinand I. über dem Reiche. Noch waren die Ereigniſſe, welche unter ihm geſchehen, nicht von ſchlagender Wichtigkeit, aber ein gewaltiger Brandſtoff war doch ſchon in ihnen vorhanden. Wie in dem benachbarten Frankreich zu derſelben Zeit ſahen ſich auch in Deutſchland die Parteien mit der größten Bitterkeit in die Augen; zufällige Verhältniſſe nur führten es herbei, daß der Ausbruch des offenen Waffenſtreites längere Zeit auf ſich warten ließ. Erſt am 24. März 1558 ward die Kaiſerwürde feierlich auf Ferdinand I. übertragen; denn alle Angelegenheiten gingen in dem Reiche nach ſeinen ſchwerfälligen Verfaſſungs-Formen auch nur langſam und ſchwerfällig vor ſich. Der neue Kaiſer beſchwur dabei auch den Religions-Frieden und die Kurfürſten gelobten ſich unter einander, „daß keiner von ihnen gegen den andern Religion und Cerimonien halber Unwillen hegen, im Gegentheil ſie ſich unter einander alles freundlichen Guten befleißigen wollten.“ Dieſer Kurfürſtenverein ſchien eine nicht unbedeutende Verſtärkung des Religions-Friedens zu enthalten. Aber der Grund und Boden deſſelben blieb ein holer und haltloſer, die Geſinnungen der Menſchen waren anders als ihre Worte und jeden Augenblick ſchien die Flamme hervorbrechen zu müſſen.

Sie brach indeſſen noch nicht hervor, weil die Fürſten und Stände, welche die Reformation einmal angenommen, zu frei, ſelbſtſtändig und unabhängig waren, als daß ihnen und den Ihrigen ihr Glaube und ihre Kirche hätte angetaſtet werden können. Es war noch Niemand da, der hierzu Macht und Gewalt gehabt hätte. Da ſie ſo nur von den Geſinnungen, nicht von den Thaten der Gegner bedroht waren, nahmen ſie um ſo weniger die Waffen, als ſie das Reich durch

andere, lindere Mittel und Wege noch für den Proteſtantismus ganz zu gewinnen hofften. Mit raſcher und zufahrender Gewalt hätte der Katholicismus damals in Deutſchland wohl leicht ganz zuſammengebrochen werden können. Aber das Ergreifen der Waffen ſchien den Proteſtanten unchriſtlich; auch die alterthümliche Hochachtung vor den Formen und Geſetzen des Reiches wehrte ihnen, an ſie zu denken. Die linderen Mittel und Wege aber ſahen die Proteſtanten in der Hinwegräumung des ſogenannten geiſtlichen Vorbehalts. Auf dem Reichstage von 1559 trugen ſie offen darauf an. „Sie könnten nicht dulden, daß jemand, der zu ihnen übertrete, dadurch, als ſei er nun ein Unwürdiger geworden, ſeine geiſtlichen Aemter und Würden verliere.“ Eben ſo offen erklärten ſie dabei ihren Glauben als den allein rechten und wahren, für deſſen Ausbreitung und Allgemeinheit zu ſorgen, ihnen Gewiſſenspflicht ſei. Indeſſen kam es zu keinem Beſchluſſe des Reichstages, durch den dieſe letzte Schutzmauer des Katholicismus in Deutſchland gefallen wäre. Das verhinderten die vielen geiſtlichen Fürſten, die mit auf dem Reichstage waren. Durch ihre Anweſenheit, die in den alten Formen des Reiches begründet, überwog die katholiſche Partei doch noch an Stimmenmehrheit die proteſtantiſche. Es ward dem Kaiſer Ferdinand I. ſo möglich das Begehren der Proteſtanten zurückzuweiſen. Dieſe aber erklärten nun auch ſchon, daß, wenn ein geiſtlicher Fürſt proteſtantiſch würde und deshalb ſeiner Würden entſetzt werden ſollte, ſie dazu nicht helfen würden. Damit widerſetzten ſie ſich doch auch ſchon den Schlüſſen des Reiches im Voraus.

Doch konnten die Proteſtanten wohl hoffen, auch ohne daß ein ihnen günſtiger Schluß auf dem Reichstage durchgegangen, noch zu ihrem Ziele zu gelangen. Denn mit ſtei-

gender Kraft breitete ſich die Reformation allenthalben aus. Wo noch bedeutende weltliche Fürſten katholiſch geblieben, wie in Oeſtreich, Baiern, Braunſchweig und Cleve, waren doch die Unterthanen entweder mit oder ohne die äußere Form proteſtantiſch geworden. Wo die geiſtlichen Fürſten walteten war es in noch größerem Maße der Fall. Selbſt in den Bisthümern Salzburg, Mainz, Bamberg, Würzburg und andern, wo nachmals der Katholicismus in ſeiner herbſten und unbedingteſten Geſtalt wieder begründet worden, war die Anhänglichkeit für die Reformation mehr oder weniger allgemein. Die Nation ſchien ſich noch in einer vollſtändigen Kirchen-Einheit zuſammenfinden zu wollen. Die Hoffnung, daß eine ſolche in der nächſten Zukunft werde begründet werden, fand Verſtärkung in einer beinahe ſeltſamen Auskunft, welche der Proteſtantismus nahm, um den Buchſtaben des geiſtlichen Vorbehalts nicht zu verletzen und ihn doch unſchädlich zu machen. Dieſe ſeltſame Auskunft ließ ſich der Katholicismus ſeltſamer Weiſe auch geraume Zeit gefallen. Sie behaupteten, die Proteſtanten, der geiſtliche Vorbehalt verbiete nur, daß ein bereits eingeſetzter Fürſt von der katholiſchen Kirche zu der proteſtantiſchen übertrete, aber es ſei nicht verboten, daß ein evangeliſches Capitel evangeliſche Biſchöfe wähle. Es gelang, Evangeliſche in die Capitel, durch ſie wieder Evangeliſche auf die biſchöflichen Stühle zu bringen. So wurden Magdeburg, Bremen, Lübek, Verden, Minden, Osnabrück, Halberſtadt mehr oder weniger vollſtändig und dauernd proteſtantiſch. Pabſt und Kaiſer beſtätigten ſolche Biſchöfe oft, weil ſie nicht anders konnten. Rom vermied einen vollſtändigen Bruch, gleichſam um dem Katholicismus doch nur noch einen Fuß in dem Reiche zu behalten.

Doch war es am Anfange der zweiten Hälfte des Jahr-

hunderts hohe Zeit, wenn nicht auch dieſer Fuß noch verloren gehen ſollte. Aber er verlor denſelben nicht, erhielt ihn nicht allein, befeſtigte ihn auch bald wieder ſo, daß er kräftiger auftreten konnte. Noch ſind nicht alle Stützpuncte verloren gegangen. Kaum iſt aber Kaiſer Ferdinand I. an ſich ſelbſt noch unter dieſe Stützpuncte des Katholicismus zu zählen. Hat er für denſelben auch vielleicht nicht ganz den ſtrengen und unbedingten Eifer ſeines Bruders, Kaiſer Karls V., gehabt, iſt er auch einigen reformatoriſchen Gedanken, wie ſeine Vorſchläge auf der Tridentiner Synode beweiſen, geneigt, ſtreng katholiſch hält er ſich doch. Nur vermag ſein katholiſcher Sinn nicht dem geſammten Katholicismus bedeutenden Vorſchub zu leiſten. Wenn er auch die Gültigkeit des Religions-Friedens für ſeine Erblande nicht anerkennt, breitet ſich doch die Reformation in Böhmen, Schleſien und Oeſtreich immer weiter aus. In Ungarn vermag er kein einziges Geſetz zu Ungunſten des Proteſtantismus durchzuſetzen. Ihm waren fortwährend die Hände durch die Türken gebunden. Denn noch immer ſtand Sultan Suleiman furchtbar da, ſeine Schaaren gen Ungarn wälzend und ſinnend, wie er Deutſchland, wie er den ganzen Weſten dem Hufſchlage osmaniſcher Roſſe unterwerfe. Siebenbürgen, welches er ſchon einmal gewonnen, mußte der Kaiſer im Frieden von 1562, der auf acht Jahre geſchloſſen ward, wieder herausgeben. So in ſteter Gefahr konnte der Kaiſer in ſeinen Erblanden nichts Gewaltſames gegen die Proteſtanten unternehmen. Es war dabei für die Zukunft von beſonderer Bedeutung, daß es beſonders in Böhmen und in den böhmiſchen Nebenländern nicht geſchehen konnte.

Nicht von dieſem Puncte, nicht von dem Kaiſerthume aus, konnte die Wiedererweckung des Katholicismus in Deutſchland erfolgen. In der That, es war eine Wiedererweckung.

Denn was vom Katholicismus bei den Deutſchen noch übrig, das ſchien eben in den ewigen Schickſalsſchlaf gehen zu wollen. Da erfolgte bei den Romanen die Stiftung der Geſellſchaft der Jeſuiten, deren ſchon früher gedacht worden, und bald kamen Jeſuiten nach Deutſchland und der Jeſuitismus fand da Aufnahme und Förderung, wo die Fürſten noch katholiſch geblieben. Die Jeſuiten haben in Deutſchland dieſelbe Bedeutung, wie allenthalben, ſie zeigen ſich mit demſelben Geiſte. Die katholiſchen Elemente, die noch vorhanden, ſammeln, ordnen, begeiſtern ſie zu neuer Thatkraft. Bald entſtehen ihre Collegien, ihre Schulen in des Kaiſers Gebiet, in Baiern, wo ſie Ingolſtadt das deutſche Rom nannten, in den Gebieten der geiſtlichen Fürſten und Herren. Und eben ſo bald ſiehet man die Früchte ihres Geiſtes, die Folgen ihrer Beſtrebungen. Herzog Albrecht V. von Baiern tritt 1563 zuerſt gewaltſam gegen den Proteſtantismus in Baiern auf. Ohne die Mittel viel zu bedenken, greift er zu entſcheidenden Maßregeln. Er duldet das proteſtantiſche Bekenntniß in Baiern nicht mehr. Mögen Einzelne auswandern, die Menge muß ſich fügen.

Dieſe Gegen-Reformation, wie ſie wohl genannt werden könnte, beginnt auf einem Punkte, wo die proteſtantiſchen Fürſten und Stände Klage dagegen eigentlich nicht erheben können. Denn ſie ſelbſt bedienen ſich des ſogenannten Reformationsrechtes und nöthigen ihre Unterthanen, denſelben Glauben mit ihnen zu bekennen oder auszuwandern. Dieſes Reformationsrechtes bedienet ſich nun auch der bairiſche Herzog, wendet es aber gegen die Reformation an. Der Grundſatz indeſſen war derſelbe, die proteſtantiſchen Fürſten und Stände mußten das anerkennen. In der Ausübung dieſes Grundſatzes Seitens der Fürſten war nun thatſächlich ein gewaltiger

Unterſchied. Wo die proteſtantiſchen Fürſten ihn anwendeten für ihren Glauben und für ihre Kirche, da traf ſeine Härte und ſeine Gewaltſamkeit nur einzelne, da die Maſſe der Deutſchen ſich frei zu der Reformation wendete. Wo die Anwendung dagegen von den katholiſchen geſchah, traf ſie die Maſſen. Konnten nun aber die Proteſtanten das Recht des Baiern-Herzogs, ſo ſein Land zu reformiren, nicht beſtreiten, ſo kamen ſie doch darüber in Bewegung, daß es überhaupt angewendet ward.

Daher hatte die Spannung, als Kaiſer Ferdinand I. 1564 ſtarb, ſchon bedeutend zugenommen. Die habsburgiſchen Lande fielen damals in drei Theile auseinander, die erſt unter Kaiſer Leopold I. wieder in eine Staatenmaſſe vereinigt worden ſind. Denn der ältſtgeborene Sohn Maximilian erbte nur Ungarn, Böhmen und Oeſtreich, die ſteiriſchen Länder fielen an den Erzherzog Karl, Tirol und Vorderöſtreich an Ferdinand. Von den drei Söhnen Kaiſer Ferdinands I. iſt der ältere Maximilian von der größeren geſchichtlichen Bedeutung. Noch bei Lebzeiten des Vaters war er 24. Novbr. 1562 zum römiſchen König gewählt worden, und hieß als ſolcher Maximilian II. Unter die ausgezeichneteſten Männer ſeines Jahrhunderts gehörte dieſer Kaiſer Maximilian II., ja er erhob ſich über die engen Schranken des Geiſtes dieſes Jahrhunderts in mehr als einer Beziehung. Eine allgemeine Bildung hatte ſein ganzes Weſen durchleuchtet und durchwärmt, ihn empfänglich für alles Reine, Große und Gute gemacht, ihn mit Willensſtärke und Thatkraft erfüllt. Unermeßlich viel hätte ein Mann wie Maximilian II. für das Reich der Deutſchen ſchaffen und wirken können, wenn das Kaiſerthum noch eine wirkliche und wahre Gewalt geweſen wäre, zumal da bei ihm zu ſo großen und ſchönen Eigenſchaften des Herzens und

des Verſtandes ſich noch eine biedere, deutſche Geſinnung geſellte. Gute, runde und deutſche Worte verſprach er bei dem Antritte ſeines Regimentes einem der Fürſten des Reiches. Solcher Sinn machte den Kaiſer zum entſchiedenen Gegner des Jeſuitismus und der treulos-blutigen Maßregeln, welche, dem Geiſte deſſelben gemäß, von Katholiken gegen Proteſtanten ergriffen wurden. Die Greuel der Bartholomäusnacht beklagt der edle Kaiſer bitter, ſpricht ſeinen tiefſten Unwillen darüber aus.

Aber noch durch ein Anderes iſt der edle Mann ausgezeichnet. Er iſt der einzige Kaiſer, das einzige Glied des Hauſes Spanien-Habsburg, das mit Karl V. und Ferdinand I. beginnt, in dem eine klare und unzweideutige Hinneigung zu dem Proteſtantismus ſich ausſpricht. Tritt Kaiſer Maximilian II. nicht förmlich und äußerlich zu dieſem Proteſtantismus über, ſo ſcheint es nur durch Umſtände, nicht durch ſeine Ueberzeugung, gehindert worden zu ſein.

Obwohl er lange in dem Lande geweſen, wo der Katholicismus am vollſtändigſten herrſchte, in Spanien, obwohl er nur beſonders in katholiſchen Umgebungen gelebt, iſt doch Maximilian II., wie er König und Kaiſer wird, dem Proteſtantismus als innerlich angehörend zu betrachten. Er hat proteſtantiſche Gelehrte an ſich gezogen, die Bücher der Proteſtanten ſich zu verſchaffen gewußt; ſie haben ſeine Seele ergriffen. Die katholiſchen Umgebungen ſind ſehr beſorgt über Maximilian geworden; ſo Maria, ſeine Gemahlin, die Tochter Kaiſer Karls V., und ihre Schweſter, Iſabella von Portugal. Der römiſche Kardinal Hoſius wird 1560 zu ihm geſendet, damit er bekehrt werde. Aber Maximilian ſcheint nur durch Schweigen geantwortet zu haben. Er will doch nicht gegen ſeine ganze Familie ſein und darum bleibt er äu-

ßerlich in dem Schooße der römiſchen Kirche. Aber wie gefährlich in ſeiner eigenen Familie ſeine Stellung geworden, ſieht man aus einem Schreiben von 1561. Er gedenkt darin des Falles, wenn er um des Glaubens willen vertrieben würde, fragt, welche Hülfe er dann wohl von den proteſtantiſchen Fürſten erwarten könne. Wie nun darauf Maximilian zum römiſchen König erwählt wird, iſt der damalige Pabſt Pius IV. voll ſchwerer Beſorgniſſe. Er begnügt ſich nicht mit dem gewöhnlichen Königseide, daß Maximilian den katholiſchen Glauben ſchützen und erhalten wolle, ſondern begehrt den ausdrücklichen Zuſatz, daß darunter der Glaube Roms zu verſtehen ſei. Nun erwarteten die Proteſtanten, daß er übertreten, daß er ganz offen und unzweideutig ſich für ſie ausſprechen ſollte. Es geſchah nicht, der Kaiſer täuſchte ihre Erwartungen. Aber geneigt, innerlich angehörend blieb er dem Proteſtantismus doch; ſeine Schriften beweiſen es wie ſeine Thaten. Die Streitigkeiten, die unter ihnen obwalten, beſonders die zwiſchen Lutheriſchen und Calviniſten ausgebrochen, ſucht er friedlich auszugleichen; „ſie ſollten doch durch ſolche Dinge dem Pabſtthum nicht das Schwert in die Hand geben." Als Freunde, ja als Glaubensbrüder, behandelt er die proteſtantiſchen Fürſten in ſeinen Briefen. Auf dem Bette ſeines Todes ſelbſt ſoll er von ſeinem Beichtiger begehrt haben, zu ihm nur von dem Verdienſte Chriſti zu reden, welche Lehre damals als das unterſcheidende Merkmal des Proteſtantismus betrachtet wird.

Aber der Form nach war er nicht zu demſelben getreten. Ueber die engen Schranken des Schulgezänkes, in die ſich der damalige Proteſtantismus verloren, in welche er nicht herabſteigen wollte, erhob ſich, wie es ſcheint, der gute Kaiſer zu größern und freiern Gedanken und Erwartungen. Den wah-

ren Grund und Boden des Proteſtantismus, der ebenfalls jenem Schulgezänk fern ſteht, erkennend, hofft er, daß der Proteſtantismus dereinſt in dem Reiche, auch ohne ſeinen unmittelbaren Uebertritt, noch obſiegen werde. Es geſchieht auch der Uebertritt von ihm um ſo weniger, als er ſich durch denſelben gewaltſam aus ſeiner ganzen Stellung, aus ſeiner Familie herausreißen, manchen weltlichen Erwartungen entſagen müßte. Erwartungen auf den Gewinn der ſpaniſchen Monarchie für ſeine Linie, für die deutſche Linie des Hauſes Spanien-Habsburg, kann der Kaiſer hegen, als Philipp II. 1568 ſeinen Sohn Don Karlos hingeopfert, Erwartungen auf Polen für ſich oder ſeinen Sohn hegt er, als 1572 das Haus der Jagellonen ausgeſtorben. Dieſe Dinge, auch der ſtreng-katholiſche Sinn ſeiner Maria, halten ihn am Katholicismus feſt. Aber dieſes Feſthalten iſt wohl, ſelbſt in den letzten Lebensjahren Maximilians II., nur eine äußere Form. In dem Heiligthume ſeines Herzens und ſeines Glaubens gehörte der Kaiſer den Evangeliſchen an.

Zeigen aber und offenbaren konnte Maximilian II. ſeine Geneigtheit für den Proteſtantismus ſchon darum nicht in einer ganz ſchlagenden und ganz durchgreifenden Weiſe, weil er eben Gründe hatte, äußerlich bei dem Katholicismus zu bleiben. Darum muß, was er thut, immer noch ſo gethan werden, daß der Bruch mit Rom, mit der geſammten katholiſchen Welt, vermieden wird. Der Kaiſer befindet ſich in verſchiedenen Lagen und Verhältniſſen. Als König von Böhmen, als Erbfürſt der habsburgiſchen Lande, als König in Ungarn, vermag er freier zu handeln denn als Kaiſer in dem eigentlichen Reiche. Man ſiehet da, wie er den Proteſtantismus fördert. Beſonders die lutheriſche Reforma-

tion hatte ſich in Böhmen mächtig ausgebreitet. Aber ihre Bekenner nannten ſich noch immerfort Utraquiſten. Sie thaten dieſes, um unter dem Schutze des Religions=Friedens zu ſtehen, der 1512 zwiſchen den Katholiken und den Utraquiſten in Böhmen aufgerichtet worden. Kühn gemacht durch des Kaiſers Begünſtigung begehrten ſie von ihm, daß fürderhin der ſogenannten Compactaten bei Beſtätigung der Landes=Freiheiten nicht weiter gedacht werde. Die Compactaten erinnerten ja zu ſehr an die alten und eigentlichen Utraquiſten, die ſich nur durch den Gebrauch des Kelches im Abendmahl von den Katholiken unterſchieden. Kaiſer Maximilian II. erfüllte dieſes Begehren und die Utraquiſten übergaben ihm 1575 ein Glaubensbekenntniß, das beinahe nur eine Abſchrift des Augsburgiſchen war. Mündlich verſicherte ihnen der Kaiſer, daß er ſie in dieſem Glauben nicht antaſten noch durch andere werde antaſten laſſen. Auch ſollten die Utraquiſten, welche immerfort dieſen alten Namen behielten, ſich eine Anzahl Perſonen erwählen dürfen, um über ihre Religion Schutz und Hand zu halten. Weiter that der Kaiſer nichts, urkundlich verſicherte er nichts, um den offenen Bruch mit Rom zu vermeiden.

Eben ſo deutlich offenbarte ſich des Kaiſers Geſinnung in dem eigentlichen Oeſtreich. Hier geſtattete er den Ständen von Herren und Ritterſchaft 1568 urkundlich, den Gottesdienſt der Augsburgiſchen Confeſſion gemäß einzurichten. Nur ſollten ſie ſich des Schimpfens und Schmähens gegen die Katholiſchen enthalten, und über jene Confeſſion hinaus keine Neuerungen machen. Wenn nun auch die Städte Oeſtreichs ſich das Recht der öffentlichen Ausübung nahmen, ſo duldete es der Kaiſer ſtillſchweigend. Nicht in Widerſpruch mit dem Landesherrn, ſondern unter ſeiner Leitung breitet ſich die neue

Lehre in Oeſtreich ſo gewaltig aus, daß ihr bald faſt Alles angehört. Die Klöſter behandelt der Kaiſer ſchon faſt wie die wirklich proteſtantiſchen Fürſten. In den ſteiriſchen Landen ſah Erzherzog Karl ſich etwas ſpäter 1578 genöthiget, den Herren, der Ritterſchaft und den Städten ſeines Gebiets gleiche Freiheiten zu bewilligen. Nur nach Tirol drang die gereinigte Lehre faſt gar nicht ein, nach Tirol, welches wieder ein Endpunct der germaniſchen Welt iſt, wo ſie mit der romaniſchen zuſammenſtößt, wo der fremde, undeutſche Geiſt ſchon von größerem Einfluß auf die Menſchen iſt. Welch ungeheuren Fortſchritt des Proteſtantismus ſchien das nicht zu enthalten, daß er faſt alle deutſche und ſlaviſche Gebiete der Habsburger ſich gewonnen, wie ſtark ſchien das nicht die Hoffnung zu begründen, daß er in den Oſten Europa's ſieghaft ſich würde verzweigen können, zumal da er in Polen, in Ungarn ſchon bedeutende Stützpuncte beſaß. Auch in Ungarn trat Maximilian weder durch neue Geſetze noch durch die Vollziehung der alten der Sache der Reformation entgegen. Die Feldherrn, welche ſeine Kriege gegen die Türken ſtritten, waren Proteſtanten, unter ihnen der eben ſo tapfere als für das Lutherthum eifrige Lazarus Schwendi. Alſo ſank auch in Ungarn der Katholicismus bedeutend. Wo die Türken herrſchten, gediehen die Proteſtanten ruhig, denn die Barbaren frugen nach dem Unterſchiede unter den Chriſten nicht. Johann Siegismund Zapolya, der Fürſt von Siebenbürgen, verfolgte ſie eben ſo wenig.

Im Uebrigen veränderte ſich zu Maximilian II. Zeit im Oſten Deutſchlands die Lage der Dinge, welche ſeit dem Anfange der Reformation geweſen. Die große Gefahr, welche die Türken lange der proteſtantiſchen wie der katholiſchen Welt gezeigt, minderte ſich. Am Anfange der Herrſchaft des Kai-

ſers lebte der alte, furchtbare Suleiman noch. Nachdem 1565 Malta vergebens von den Türken angegriffen worden, wälzte ſich noch einmal des Sultans Heer in ſchauerlicher Majeſtät von Konſtantinopel über die Donau nach Ungarn. Es war der dreizehnte Feldzug, den Suleiman der Große in Perſon unternahm. Unterweges kam Johann Siegismund Zapolya und der Sultan gelobte, ihn zum König der Theile Ungarns zu machen, die nicht zum Reiche der Türken gehörten.

Aber auch die Deutſchen hatten ſich tüchtig zuſammengenommen; mit mehr als hunderttauſend Streitern ſtand Maximilian bei Raab, doch eine offene Feldſchlacht ſorgſam vermeidend. Da warf ſich der Sultan auf die Feſtungen Ungarns. Beſonders Erlau und Szigeth gedachte er zu nehmen; ihr Fall ſollte die Schmach von Malta verlöſchen. Szigeth am Fluſſe Almas, in der Nähe von Fünfkirchen gelegen, ward von einer kleinen Schaar tapfrer Männer, die Niclas Zrinyi befehligte, vertheidiget. Lange vermochten die wüthenden Angriffe der Türken weder den Muth der Tapfern zu beugen, noch die Feſte zu gewinnen. Endlich drangen die Türken ein und Zrinyi zog ſich in das innere Schloß zurück. Da raffte der Tod 6. Septbr. 1566 den alten Sultan hinweg, aber der Großveſir verheimlichte ihn ſchlau. Maximilian, dem dieſer Tod unbekannt geblieben, wollte mit dem alten furchtbaren Feinde ſich nicht meſſen, rückte nicht vor, blieb bei Raab ſtehen. Mehemed Szokoli aber ließ Szigeth nun ſtürmen. Der tapfere Zrinyi ſprengte ſich mit den Seinen in die Luft; nie waren Männer größer gefallen.

Selim II. ward nun Sultan der Osmanen. Der Geiſt, welcher ihnen in Szigeth entgegengetreten, mochte ſie ſchrecken, und der Sultan wendete ſich lieber zu einem leichtern Unter=

nehmen gegen die Republik Venedig, der er die Inſel Cypern abgewann. Der Kaiſer aber gewann 1567 einen Frieden von den Türken, durch den ihm gegen jährlichen Tribut der Beſitz eines Theiles von Ungarn blieb. Jene ſtete Gefahr, die von Ungarn her ſeit dem Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts den Deutſchen gedroht, jene Gefahr, die zugleich auch den Katholiſchen auf die Proteſtanten zu fallen gewehrt, die auch ein Schutz und Schirm für den Proteſtantismus geweſen, hörte allmälig auf. Darum mußte für denſelben in Schweden ein anderer Beſchützer erwachen.

Alſo auch jetzo hatte die Reformation noch ihr Glück in Deutſchland. Unaufhaltſam, gleichſam von höheren Geſchicken herbeigeführt, ſchien der Fortgang der proteſtantiſchen Meinungen in dem Reiche zu ſein, damit die nationale Einheit, welche im Politiſchen fehlte, doch im Glauben und in der Kirche vorhanden ſei. Nicht allein in den habsburgiſch-öſterreichiſchen Landen ſchritt die Reformation in Deutſchland gewaltig vor; auch in dem Herzogthum Braunſchweig ward ſie, lange von den Menſchen erſehnt, vom Herzog Julius 1568 eingeführt. Aber in demſelben Momente erhob ſich auch der neue Katholicismus, der Katholicismus der Jeſuiten, wieder. Alle geiſtliche Fürſten Deutſchlands hatten, bis die Jeſuiten mit ihren Entwürfen auftraten, mit ihrem katholiſchen Eifer und ihrer Verfolgungswuth, ruhig im Ganzen genommen ihren proteſtantiſchen Unterthanen die Gewiſſens- und Kirchen-Freiheit gelaſſen. Es war dieſe in dem Religions-Frieden ſelbſt eigentlich nicht ausbedungen; ſie beruhete nur auf einer Neben-Declaration Kaiſer Ferdinand I., über welche in der Eile nicht einmal ein Protocoll entworfen worden. Plötzlich erhoben ſich unter Maximilians II. Regierung zuerſt die geiſtlichen Fürſten von Trier, Mainz und Fulda gegen die Refor-

mation in ihren Gebieten. Die Pfarrer wurden vertrieben, Jeſuiten und Mönche herbeigeführt, die Menſchen von ihrem Glauben zum Katholicismus zurückgezwungen. War auch der herangewachſenen Generation nicht zu trauen, war von ihr, ſelbſt durch die Gewalt, kaum mehr als ein äußerliches Bekenntniß des Katholicismus zu erwarten, ſo vertraute man um ſo mehr den Anſtalten, die für die heranwachſende getroffen wurden. In der Schule ward wieder der ſtrengſte und unbedingteſte Katholicismus gelehrt, glühender Haß gegen die Reformation eingeprägt. Daher auch die ſpätere, noch jetzo bemerkbare Erſcheinung, daß in Ländern, die einſt ganz proteſtantiſch geweſen, der Katholicismus glühender und unbedingter als da geworden, wo die Reformation weniger oder gar keinen Fuß gewonnen. Jene geiſtliche Fürſten läugnen bei dieſem Verfahren ſogar das Daſein der Neben-Declaration Kaiſer Ferdinands. Sie beriefen ſich auf ihre fürſtliche Macht, auf den von den Proteſtanten ſelbſt ausgeſprochenen und durchgeführten Grundſatz, daß der Unterthan glauben müſſe wie ſein Fürſt und Herr. Ging dieſe Gegen-Reformation weiter, wie ſie denn wohl bei dem Eifer und dem Treiben der Jeſuiten weiter gehen mußte, nachdem einmal das Beiſpiel gegeben, ſo drohete der Sache der Reformation große Gefahr, da gerade der geiſtlichen Fürſtenthümer in Deutſchland ſo viele waren.

Kaiſer Maximilian II. aber befand ſich hier in dem Reiche in einer anderen Lage als in ſeinen Erblanden, in Böhmen, in Ungarn. Er konnte ſeine Geneigtheit für den Proteſtantismus nicht offenbaren. Das Kaiſerthum war dazu gleich an ſich ſelbſt viel zu ohnmächtig. Wenn er gegen die geiſtlichen Fürſten doch hätte aufſchreiten wollen, mit Rom, mit der ganzen katholiſchen Welt würde er damit vollſtändig gebrochen haben.

Alſo der Kaiſer vermochte es kaum, den Proteſtanten hier zu helfen. Er hätte einen Kampf gegen den geſammten Katholicismus, gegen die katholiſchen Mächte deshalb eröffnen müſſen. Nicht kräftig und entſchloſſen, nicht proteſtantiſch genug war er dazu. Die Fürſten und Stände, welche der Reformation anhingen, hätten ſich ſelbſt helfen müſſen. Es gab doch nur eine Weiſe, in welcher ſie ſich helfen konnten, mit den Waffen, mit Gewalt. Aber ihre ganze Geſinnung ſtand nicht auf Waffen und Gewalt. Ihrer waren zu viele, als daß ein kräftiger Entſchluß, ſo lange eine große, unzweideutige, allgemeine Gefahr da ſtand, gefaßt werden mochte. Unter den vielen Fürſten und Ständen durchkreuzten ſich die Anſichten und Abſichten zu vielfach. Auch war der Proteſtantismus in Deutſchland um dieſelbe Zeit, da die katholiſche Gegen-Reformation ſich erhob, völlig in ſich ſelbſt zerfallen. Nicht allein daß große theologiſche Entzweiungen in dem Schooße des Lutherthums ſelbſt ausgebrochen, wo ſie ſich über die Erbſünde, die guten Werke, die gleichgültigen Werke, die göttliche Vorherbeſtimmung und andere Dinge mehr mit Heftigkeit und Erbitterung ſtritten. In der damaligen Welt ſind die Fragen über dieſe Dinge von einem allgemeinen Intereſſe. Alle Klaſſen und Stände der Menſchen nahmen an ihnen Theil, wie in unſeren Tagen alle Klaſſen und alle Stände von der Entſcheidung der politiſchen Fragen in Bewegung geſetzt werden, und der eine von dieſer, der andere von jener Staatsform Heil und Segen für das Leben erwartet. Aber die größere und wahrhaft gefährliche Spaltung iſt in den deutſchen Proteſtantismus dadurch gekommen, daß nun der Calvinismus förmlich Platz unter den Fürſten und Ständen des Reiches genommen.

Lange ſchon hatten die eifrig Lutheriſchen dieſes Eindringen

des Calvinismus gefürchtet, endlich traf ſie der Schlag, daß es wirklich geſchah. Im Jahre 1559 ging die Pfalz auf den Kurfürſten Friedrich III. über. Sogleich führte er den Calvinismus in ſeinem Lande ein und ließ den Heidelberger Katechismus aufſtellen. Das deutſche Fürſtenthum hatte durch die Reformation eine ſehr ſeltſame Geſtalt angenommen. Es war auch eine Gewalt über die Kirche und den Glauben der Menſchen geworden. Friedrich III. reformirte nun ſein Land im Sinne des Calvinismus und wendete das fürſtliche Reformationsrecht wieder gegen die Lutheraner an. Wer die Form der Reformation nicht annehmen wollte, welcher ſich der Fürſt zugewendet, ward von Haus und Hof getrieben. Beſonders war das der Lehrer und Prediger, welche ſich nicht fügen wollten, gewöhnliches Schickſal. Oft kam der ſchnellſte und ſeltſamſte Wechſel. Nach den wechſelnden Vorſtellungen der Fürſten ſollten und mußten ſich die Menſchen bequemen. So in der Kurpfalz. Als 1576 Friedrich III. ſtarb und ſein Sohn Ludwig, der Lutheraner, folgte, ward das Land wieder im Sinne des Lutherthums reformirt. Und als nach deſſen Tode Friedrich IV. 1583 folgte, ward die Kurpfalz von deſſen Vormunde eben ſo gewaltſam wieder calviniſch gemacht. Die Lutheraner aber wurden gleich durch den Uebertritt Friedrichs III. zum Calvinismus auf das Aeußerſte aufgeregt und erbittert. Es fehlte wenig und ſie hätten auf dem Reichstage von 1566 ſich von dem Kurfürſten förmlich getrennt und erklärt, daß er von den Wohlthaten des Augsburgiſchen Religions-Friedens nunmehr ausgeſchloſſen ſei. Kaiſer Maximilian II., der den im Proteſtantismus ausgebrochenen Streit immer vergeblich zu ſchlichten ſuchte, gebot dem Kurfürſten umſonſt, ſich des Calvinismus zu entſchlagen. Friedrich III., voll Eifer für denſelben, erklärte, daß er in Glaubens- und

Gewiſſensſachen nur den Herrn aller Herren als ſeinen Herrn anerkenne und entfernte ſich von dem Reichstage. Nun geſtaltete ſich beſonders zwiſchen den Häuſern Kurpfalz und Kurſachſen ein ſcharfer und heftiger Gegenſatz. In Kurſachſen wurden alle, die ſich dem Calvinismus auch nur zu nähern ſchienen, mit der größten Heftigkeit verfolgt. Auguſt ließ, nachdem er ſie alle vertrieben und alle calviniſche Vorſtellungen in ſeinem Lande ausgetilgt zu haben meinte, eine Siegesmünze ſchlagen, auf welcher er als der Triumphator des reinen und unbedingten Lutherthums erſcheint. Als nun auch in der Stadt Bremen der Calvinismus die Oberhand gewann, ſtieg die Wuth und Erbitterung der alten Lutheraner ſo hoch, daß Hamburg und Lübek ihrer Schweſterſtadt die alte Handelsverbindung aufkündeten, Danzig ſogar Beſchlag auf bremiſche Waaren und Schiffe legte.

Dieſe Spaltung im Proteſtantismus mußte natürlich von Einfluß auf ſeine Stellung gegen den Katholicismus ſein. Nicht in Eintracht, ſondern in Zwieſpalt kämpfte er ja fortan gegen denſelben. Wie viel ſich der Proteſtantismus durch dieſe Spaltung ſchadete, ſah man deutlich auf dem Reichstage von 1576. Kurpfalz trug auf die Abſchaffung des geiſtlichen Vorbehalts an. Weder gegen die Türken, noch für Polen, wo Maximilian eben zum König erwählt worden, ſollten die Proteſtanten ihre Hülfe bewilligen, bevor nicht dieſer Forderung Genüge gethan worden. Kurſachſen aber und Kurbrandenburg waren ſelbſt dagegen, zum Theil wenigſtens nur deshalb, weil der Antrag von dem verhaßten Calvinismus ausgegangen war. Es verblieb nun bei den Beſtimmungen des Religions-Friedens; unerſchüttert blieb die Schutzmauer des Katholicismus in Deutſchland ſtehen. Kaiſer Maximilian II. aber ward am

12. Octbr. 1576 durch plötzlichen Tod aus den Wirren der Zeit geriſſen.

Von den ſechs Söhnen Maximilians II. war Rudolf, der erſtgeborene, ſchon 1575 zum römiſchen Kaiſer erwählt worden. Kaiſer Rudolf II. war ein ſeltſamer, mit phyſicaliſchen, chemiſchen, aſtronomiſchen und aſtrologiſchen Studien, die ihm in ſeiner Stellung als Fürſt und Kaiſer wenig ziemten, weit mehr als mit dem Leben beſchäftigter Mann. Die Söhne Maximilians II. waren von der Gemahlin Maria im eifrigen Katholicismus auferzogen worden. Rudolf II. indeſſen iſt von den Brüdern noch der am wenigſten eifrige. Daß ſein Eifer geringer, kommt aber den Proteſtanten nicht zu Gute, denn die Staats-Angelegenheiten überläßt er ſeinem Bruder Karl, bei dem, wie bei den übrigen Gliedern der deutſchen Linie des Hauſes Spanien-Habsburg, der Same der Mutter auf einen ſehr empfänglichen Boden gefallen iſt. Bald mußten die Proteſtanten der öſterreichiſchen Lande es empfinden, daß ſich die Anſichten des Staatsoberhauptes umgeändert. In dem eigentlichen Oeſterreich wurde den Städten der öffentliche proteſtantiſche Cultus entriſſen, den Bürgern wieder katholiſch zu werden geboten. Kaiſer Maximilian II. hatte auch nur den Herren und Rittern die Kirchen-Freiheit gegeben, die Städte hatten ſich dieſelbe nur unter des Kaiſers Duldung genommen. Indeſſen wollte es hier mit der Wiedereinführung des Katholicismus noch nicht vorwärts gehen. Es bedurfte dazu noch der gewaltſamſten Mittel und Maßregeln.

Indeſſen erwachte der von den Jeſuiten neu befeuerte Katholicismus zu immer größerer Thatkraft. Die leidende und duldende Stellung, in welcher der Katholicismus, zumal in Deutſchland, bald ganz untergehen mußte, ward von den Fürſten und Häuptern dieſes Kirchenthums mit dem Gedanken

an kecken Angriff und Vergewaltigung, an Bezwingung der Menſchen vertauſcht. Und die Proteſtanten hatten nichts entgegenzuſetzen als ihre Spaltung, ihre innern Zwiſtigkeiten. Mit ungeheurer Mühe brachte Kurſachſen, um das Lutherthum ganz von dem Calvinismus zu entfernen, die lutheriſche Eintrachtsformel (Formula concordiae) zu Stande, die 25. Juli 1580 von ſechsundachtzig Fürſten und Ständen unterſchrieben ward. Es iſt nicht zu verkennen, daß die Lutheriſchen auf dem Puncte waren, den Geiſt in eine neue Buchſtaben- und Formen-Feſſel zu ſchlagen, die ſich von der, in welche der moderne Katholicismus der Jeſuiten die Geiſter der Menſchen bannte, immer noch ſehr vortheilhaft dadurch unterſchied, daß er der Urquelle aller Freiheit, dem evangeliſchen Worte, näher verwandt geblieben.

Die verderbliche Spaltung ließ den Proteſtantismus zu keinem Vortheile von Bedeutung mehr gelangen. Gebhard Truchſeß, Erzbiſchof von Köln, wohin die Reformation bis jetzt wenig gedrungen, hatte ein Ehebündniß mit der Gräfin Agnes von Mannsfeld geſchloſſen, war dadurch aus der römiſchen Kirche geſchieden, hatte ſeinen Unterthanen Glaubens- und Gewiſſens-Freiheit verkündet, alſo daß beide Religionen frei in dem Fürſtenthume neben einander ſollten ausgeübt werden können. Es zeigte ſich die Ausſicht ein ſchönes und großes Fürſtenthum, deſſen Beſitzungen ſich bis weit in den Norden Deutſchlands verzweigten, für die Reformation zu gewinnen, ja die Ausſicht ein neues proteſtantiſches Fürſtenhaus zu gründen, obwohl Gebhard verſprochen, die Wahlrechte des Domcapitels zu ehren. Unglücklicherweiſe aber wendete ſich Gebhard zum Calvinismus und machte ſich dadurch die mächtigen lutheriſchen Fürſten von Sachſen, Brandenburg, Braunſchweig, Meklenburg und Würtemberg abgeneigt. Sie

ſahen, daß wenn ſie für den Kölner Kurfürſten kräftig und mit den Waffen auftreten wollten, bei der jetzigen, feurigen Stimmung der Katholiſchen ein allgemeiner Kampf unvermeidlich ſei. Um des verhaßten Calviniſten willen wollten ſie einen ſolchen nicht. Alſo ließen ſie Gebhard von Truchſeß fallen. Sie klagten und jammerten zwar, aber ſie ließen ihn fallen; und ſie würden ihn ſchwerlich haben fallen laſſen, wenn er ſich zum Lutherthume gewendet. Pabſt Gregor XIII. that Gebhard in den Bann, das Domcapitel wählte Ernſt von Baiern zum Erzbiſchof, Baiern griff gegen Gebhard zu den Waffen. Der Pabſt zahlte dazu Hülfsgelder, ſelbſt ſpaniſche Truppen kamen aus den Niederlanden an den deutſchen Rheinſtrom. Vergebens nahmen die Calviniſten unter dem Pfalzgrafen Johann Caſimir für Gebhard auch die Waffen. Im Jahre 1584 war Alles beendet, Gebhard aus allen ſeinen Beſitzungen getrieben.

Es war kaum anders möglich, die katholiſche Partei, indem ſie die Schwäche und Haltloſigkeit der proteſtantiſchen ſah, mußte zu immer kühnern Erwartungen und Entſchlüſſen kommen. In der Kölner Sache angegriffen und dabei zuerſt nur vertheidigungsweiſe auftretend, wendet ſich der Katholicismus raſch und entſchloſſen dem Angriff zu. Gleich mit dem Jahre 1584 bemerkt man, wie er ſich zu dieſem Angriff erhebt. In den ſteiriſch-öſterreichiſchen Landen tritt der eifrige Erzherzog Karl auf, bald folgten ihm die Biſchöfe von Würzburg, Salzburg, Münſter, Paderborn, Hildesheim. Mit Gewalt wird der Proteſtantismus ausgerottet, die Menſchen von ihrem Glauben hinweggezwungen. Auch in den Reichsſtädten, wie in Augsburg und Regensburg, erhebt die katholiſche Partei wieder mächtig das Haupt. In den Reichsſtädten zwar geht die neue katholiſche Bewegung wirklich aus einem Theile der

Nation ſelbſt hervor. Aber das iſt auch das Unbedeutendere, das Bedeutendere geſchieht in den Fürſtenlanden. Hier iſt es nur Zwang und Gewalt, wodurch der Katholicismus wieder Raum und Platz in dem Reiche gewinnt.

Man ſiehet nun, von wie großer Wichtigkeit es geweſen, daß nach der ſeltſamen Verfaſſung des alten Reichs die Hoch=prieſter der katholiſchen Kirche Fürſten deſſelben geworden. Dieſe Fürſten, welche die Reformation nicht hatte wegbringen können, halfen dem ſchon tief verfallenen Katholicismus, ſei es im Anfange auch mit Gewalt, wieder empor. Oeſterreich und Baiern, die allein bedeutenden unter den weltlichen Für=ſten, die katholiſch geblieben, würden allein den Katholicismus nicht gehalten haben.

Wie das Ende des Jahrhunderts nahete, bot Deutſchland ein ſehr ſeltſames Schauſpiel dar. Auf der einen Seite ſtand deſſen proteſtantiſcher Theil, der nach einem kurzen und kräf=tigen Leben bereits wieder wie etwas abgemattet erſchien, ohne es in der That zu ſein. Der kräftige, geſunde und reine Sinn der Nation hatte die evangeliſche Auffaſſung des Chri=ſtenthums mit Freuden begrüßt, ſich ihr mit Freuden in die Arme geworfen. Nun waren aber die ſogenannten Gelehrten mit ihrer wilden Streitſucht, ihrer groben Rechthaberei, ihrer zum Theil ſogar albernen Sophiſtik gekommen. Statt zu ar=beiten an dem wahren Reiche des Herrn, ſtatt die wahre Bil=dung der Nation zu fördern, ſtritten ſie mit der wildeſten Wuth über ihre dogmatiſchen Floskeln, die ſie oft ſelbſt nicht verſtanden, weil ſie überhaupt unverſtändlich ſind, und ſtritten um ſo eifriger, ja wüthender darum, je weniger der Gegen=ſtand des Streites verſtanden ward. Leider überließen die Für=ſten und die Nation ſich dieſen blinden Führern und nährten dadurch die Streitigkeiten. Denn bald würden dieſe thörigten

Streitereien der Schule und der Kanzel bei den Proteſtanten geendet haben, wenn ſich niemand um ſie gekümmert. Der Proteſtantismus erſtarrte unter dieſen Formen und Floskelweſen, eine neue Barbarei drohete in die Welt einzubrechen. Denn der todte Glaube an dieſen oder jenen Satz läutert die Geſinnung nicht, beſſert nicht das Herz, führet nicht der Sittlichkeit entgegen.

In dem Maße, als die Streitigkeiten wilder und wilder wurden, nahm auch die Schwäche der proteſtantiſchen Partei zu. Sie hörten auf gemeinſam zu handeln, mit einem feſten und beſtimmten Zwecke gegen den gemeinſchaftlichen Feind aufzutreten. Trugen, wie abermals auf dem Reichstage zu Frankfurt 1594 geſchah, die Calviniſten auf die Aufhebung des geiſtlichen Vorbehaltes an, ſo waren die Lutheriſchen ſelbſt dagegen, kaum aus einem anderen Grunde, als weil der Antrag von den Calviniſten ausgegangen und ſie fürchteten, bräche der Katholicismus noch ganz in dem Reiche zuſammen, ſo möchten dadurch nur die Calviniſten emporkommen, und das allein rechtgläubige Lutherthum den Untergang finden. Man müſſe, ſagten die Lutheraner, die Welt nicht dem katholiſchen Widerchriſt entreißen, um ſie in den Rachen des calviniſchen zu ſtoßen. Je weiter ſich doch der Calvinismus ausbreitete und je mehr er Raum dem Lutherthum entriß, deſto höher ſtieg die Wuth derer, welche lutheriſch blieben. Die Fürſten Chriſtian und Johann Georg führten 1596 dieſen Calvinismus in den anhältiſchen Ländern ein. Kurfürſt Friedrich IV. von der Pfalz war wieder ein eifriger Calviniſt und der Gegenſatz zwiſchen Pfalz und Sachſen, welcher geſchwiegen, ſo lange die Pfalz unter Ludwig lutheriſch geweſen, bildete ſich wieder ſchroff und beſtimmt aus. Einen Augenblick hatte die lutheriſche Rechtgläubigkeit auch in dem Kurfürſtenthum Sachſen in großer Gefahr geſchwebt. Kurfürſt Auguſt

war 11. Febr. 1586 geſtorben. Sein Sohn Chriſtian I. begünſtigte die calviniſchen Vorſtellungen, noch mehr geſchah das aber von dem Kanzler Crell. Die ſtreng Lutheriſchen wurden nun auch in Sachſen verfolgt, aber es währte nur eine kurze Zeit. Denn als Chriſtian I. 25. Septbr. 1591 ſtarb und für den minderjährigen Chriſtian II. Friedrich Wilhelm von Sachſen-Altenburg die vormundſchaftliche Regierung übernahm, erfolgte eine grauſame Reaction gegen die Calviniſten und der Kanzler Crell ward ſogar hingerichtet.

Auf der andern Seite ſtand in Deutſchland deſſen katholiſche Partei wahrhaftig in einer noch eigenthümlichern und ſeltſamern Lage als die proteſtantiſche. In der ungeheuren Mehrheit der Nation, wann und wo dieſe nur frei, ſelbſtſtändig und ungezwungen leben konnte, hatte ſie keinen Stützpunct. Ihr nationaler Stützpunct beruhete nur in einer ſehr kleinen Minderzahl der Nation ſelbſt, in den geiſtlichen Fürſten und Herren, in einigen weltlichen Fürſten, unter denen nur Oeſterreich und Baiern noch von Bedeutung waren. Sie mußte vom Auslande leben und zehren, vom Auslande her in Bewegung geſetzt werden. Dennoch hatte ſie vor der proteſtantiſchen Partei Vieles voraus. Sie war in ſich ſelbſt einig und geſchloſſen, ſie wußte mit Klarheit und Beſtimmtheit, was ſie jetzo wollte, die Unterdrückung des Proteſtantismus, ſie ward von einem Mittelpuncte aus, von Rom her, geleitet, ſie war von einem Geiſte, von dem Geiſte der Jeſuiten, erfüllt, und völlig unbedenklich über die Mittel und Wege, welche anzuwenden waren, um zum Ziele zu gelangen.

Nun waren die Jeſuiten bereits geraume Zeit in Deutſchland wirkſam geweſen und die, welche von ihnen auferzogen, welche ganz mit ihrem Geiſte erfüllt, welche ihnen ganz gehörten, fingen an heranzuwachſen, auf der Bühne der Ereig-

niſſe zu erſcheinen, auf derſelben zu handeln. Zwei junge Männer bemerkt man beſonders unter ihnen, Herzog Maximilian I. von Baiern, welchem ſein Vater Wilhelm 15. Octbr. 1597 des Landes Regierung abtrat, Erzherzog Ferdinand, der nachmalige Kaiſer Ferdinand II., der 1596 die Herrſchaft über Steiermark, Kärnthen und Krain angetreten. Von beiden wird noch oftmals in dieſen Geſchichten die Rede ſein müſſen. Beide ſind Freunde, ſind Geiſtesverwandte, unbedingte Jeſuitenjünger, von denſelben mit dem glühendſten Haſſe gegen den Proteſtantismus erfüllt. Noch vor dem Ende des Jahrhunderts macht ſich der junge Ferdinand auf eine die Proteſtanten ſchreckende Weiſe in dem Reiche bemerkbar. Er iſt im Jahre 1597 über Loretto, wo ſich das hochheilige Muttergottesbild befindet, nach Rom gepilgert zu den Füßen Pabſt Clemens VIII. Dort hat er das Gelübde gethan, die katholiſche Religion ſelbſt mit Gefahr ſeines Lebens in ſeinen Erblanden wieder herzuſtellen. Der Pabſt beſtärkt ihn in dieſem Entſchluſſe und mit ihm kehrt Ferdinand zurück.

Mit einer Feſtigkeit, Härte und Gewaltſamkeit, wie ſie bis jetzt noch nicht erſchienen war, begann er ſogleich das Werk der ſogenannten Gegen-Reformation. Für alle ſeine Lande, für Steiermark, Kärnthen und Krain erſchien 1598 ein Befehl, daß alle lutheriſche Prediger ſofort das Land räumen ſollten. Vergebens widerſetzten ſich die Stände der drei Lande. Weder Bitten noch Drohungen vermochten hier über den eiſernen Ferdinand etwas. Er war entſchloſſen, lieber Land und Leute zu verlieren, als das proteſtantiſche Bekenntniß in ſeinem unmittelbaren Gebiete zu dulden. Als er den ſchwachen Widerſtand der Stände beſiegt hatte, fuhr er mit raſcher Entſchloſſenheit in der Ausführung ſeines Willens fort. Die proteſtantiſchen Gotteshäuſer wurden allenthalben geſchloſſen, allen

Einwohnern, die nicht binnen einer kurzen Friſt katholiſch werden wollten, geboten das Land zu räumen. Der Erzherzog ernannte eine beſondere Inquiſitions-Commiſſion. Von bewaffneten Knechten umgeben, zog ſie von Stadt zu Stadt, von Ort zu Ort. Widerſtand zeigte ſich freilich hin und wieder, aber Ferdinand, völlig unbedenklich über die Mittel, durch welche ihm ſein Ziel gewonnen würde, ließ durch das Schrecken des Todes und der Waffen Alles niederſchlagen. Viele tauſend fleißige und vermögliche Einwohner verließen das Vaterland. Es iſt eine Zeit der Angſt, des Jammers und der Noth für den Proteſtantismus überhaupt. Wie viele müſſen doch um des Glaubens willen den bittern Tod leiden, wie viele das Vaterland und das Vaterhaus mit dem Rücken anſehen, in der Fremde unter Mühen und unter Sorgen ſich eine neue Stätte ſuchen. Werden die Lande Ferdinands auch von Tauſenden verlaſſen, die Menge muß ſich doch der landesfürſtlichen Gewalt fügen. Dieſe ſtellte den katholiſchen Gottesdienſt auf den Trümmern des proteſtantiſchen wieder her. Die Prediger waren verjagt, die Kirchen und Schulen niedergeriſſen, die Bibeln und Erbauungsbücher verbrannt. Mehr als zehntauſend derſelben ließ Ferdinand 8. Aug. 1600 bei Grätz verbrennen. Auf der Stelle, wo es geſchehen, errichtete er ein Capuzinerkloſter. Die gegenwärtige Generation war freilich, das wußte Ferdinand, das wußten die Jeſuiten wohl, für den Katholicismus auch hier nicht zu gewinnen. Wie ſollten Glaube und Ueberzeugung durch Zwang und Gewalt begründet und geſchaffen werden! Aber man ſorgte für das heranwachſende Geſchlecht. Es ward den Jeſuiten, den Mönchen überantwortet und das Land allen proteſtantiſchen Vorſtellungen und Gedanken auf das Strengſte verſchloſſen. So ward allmälig ein neues Geſchlecht gewonnen, das den Proteſtantis-

mus nicht mehr kannte, das nur noch einen heftigen, von den Jeſuiten eingeprägten Haß gegen ihn kannte.

Etwa fünf Jahre, an der Wende des Jahrhunderts, wüthete des Erzherzogs Ferdinands Inquiſition in dem Lande. Dann hatte er ſein Ziel gewonnen und meinte damit ein großes, Gott gefälliges Werk vollendet zu haben. So hatten ihm die Jeſuiten, die Verderber des Chriſtenthums, die Verdreher des göttlichen Worts, unter deren Händen ſich die Liebe in Haß, Verfolgung und Tod verwandelt, gelehrt. Und dieſen Jeſuiten war Ferdinand unbedingt ergeben. Nichts unternahm er ohne ihren Rath, nichts anders als mit ihrem Rath; kaum daß er ohne ſie zu athmen wagte. Darin ſtand ihm ſein Freund, Herzog Maximilian I. von Baiern, ziemlich, doch nicht vollſtändig gleich. Lebhafteren und tieferen Geiſtes als Ferdinand wird er doch nicht ſo unbedingt, wie dieſer, von den Jeſuiten geleitet. Doch iſt auch ihm ihre Sache die ſeinige, doch gehet auch er die Bahn, auf welche die Jeſuiten ihn gewieſen.

Nicht ohne Schmerz und Bedauren kann man auf dieſe beiden jungen Männer, und beſonders auf Maximilian von Baiern ſehen. Eine urſprünglich reine und edle germaniſche Natur, als ſolche bieder und gerade, der Zweideutigkeit und Treuloſigkeit fern, iſt von den Jeſuiten eingenommen und verdreht, daß er undeutſch und zweideutig zu ſein, wenn es die Sache der Kirche gilt, ſogar für eine Pflicht erachtet. Maximilian meinet es nicht, indem er es thut, glaubt es nicht, daß es ſo ſei, aber es iſt. Seine Beſtrebungen ſind Unheil für Deutſchland geweſen. Er verſchuldet es beſonders mit, daß die Spaltung der Kirche und des Glaubens geblieben. Sie ſind auch, ſeine Beſtrebungen, zugleich für die Chriſtlichkeit der deutſchen Nation ſonder Vortheil geblieben.

Zweites Buch.

Die Union und die Liga. Tod Heinrichs IV. von Frankreich und Karls IX. von Schweden. Regierungsantritt Guſtav Adolfs. Ausbruch des Krieges in Böhmen.

Erſtes Kapitel.

Finſter und trübe endet das ſechszehnte, finſter und trübe geht der Morgen des ſiebenzehnten Jahrhunderts auf. Ueber die ſanfte Religion der Liebe und des Hoffens iſt das Geſchlecht der europäiſchen Menſchen in die äußerſte Wuth unter ſich ſelbſt geſetzt. Tücke, Zweideutigkeit, Verrätherei gegen den Feind des Glaubens geübt, werden faſt als Tugenden oder doch wenigſtens als Erforderniſſe eines Glaubenseifrigen betrachtet. Der Krieg wüthet hier in ſeiner wenigſtens offenen und ehrlichen Geſtalt, dort ſchleicht der feige Meuchelmord herum, welchen die verirrte Zeit, welchen wenigſtens die eine der kämpfenden Parteien kaum als minder ehrenhaft denn offenen und ehrlichen Kampf anſiehet. So iſt allenthalben der Dämon des Böſen losgelaſſen. Keine der beiden Parteien mag ſich einer Reinheit der Geſinnung und der Handlung rühmen, die nicht vorhanden geweſen. Sicher aber iſt doch und unzweifelhaft, daß der Unthaten geringere Zahl auf der Seite der Proteſtanten gefunden wird.

Wie nun aber an dem Abend des alten and am Morgen des neuen Jahrhunderts in dem Reiche der Deutſchen ſich die Ereigniſſe immer wirrer und verwickelter zur nahen Löſung im blutigen Waffenſtreite geſtalten, muß die Betrachtung auch auf die Nachbarſchaft Deutſchlands, im Weſten, Norden und Oſten beſonders, ſich richten. Denn nicht allein ſtanden die Deutſchen in der Welt, nicht eine einzelne und eigene Sache war es, welche ſie ſtritten, welche ſie in Zukunft ſtreiten werden. Es iſt eine allgemeine europäiſche Sache und darum iſt es für die Nachbarn von Wichtigkeit, wie es in Deutſchland werden wird, für die Deutſchen von Wichtigkeit, wie es geworden, wie es iſt in der Nachbarſchaft, ob hier der Katholicismus obgeſiegt oder der Proteſtantismus. Das iſt für Alle von um ſo größerer Wichtigkeit, als der Deutſchen Land das Herz Europa's iſt, ein offener Kampf zwiſchen den Glaubens- und Kirchen-Parteien in Deutſchland faſt mit Nothwendigkeit auch die Nachbarn in den Streit hereinziehen wird, eben weil die Geſtaltung des Herzens der europäiſchen Welt ihnen Allen von großer Wichtigkeit ſein muß.

Was zuerſt den Weſten anlangt, wie er, das Reich der Deutſchen als den Mittelpunkt genommen, gelegen, ſo haben die deutſchen Proteſtanten von dorther der Hülfe wenig zu erwarten. Denn dieſer Weſten iſt zum bei weitem größeren Theil dem Katholicismus verblieben. Selbſt in dem proteſtantiſchen England, das auch in dem katholiſchen Irland einen böſen Anhang behalten, iſt eine für die proteſtantiſche Sache nachtheilige Veränderung eingetreten. Die große und jungfräuliche Königin Eliſabeth ſtirbt 1603 und mit ihr endet das Geſchlecht Tudor. Jacob, der Sohn Maria Stuarts, vereinigt zuerſt die Kronen von England und Schottland. Zwar iſt Jacob im Proteſtantismus auferzogen. aber er iſt lau in dem-

ſelben und wird ſogar des heimlichen Katholicismus verdächtig. Jacob I. wird für den deutſchen Proteſtantismus nicht zu den Waffen greifen, nicht wie es die Parlamente verlangten und wie es die große Eliſabeth würde gethan haben, beim Ausbruche des deutſchen Religionskrieges ein Heer proteſtantiſcher Engländer nach Deutſchland ſenden. Frankreich hat ſeine großen Stürme ſchon überlebt, wie die deutſchen noch nicht begonnen. Der Proteſtantismus dort iſt, wie beſchrieben, unterlegen, die Staatsgewalt, die Mehrzahl der Nation katholiſch geblieben. Nicht von der geringen Anzahl der franzöſiſchen Proteſtanten kann Deutſchland Hülfe erwarten, nur von der Staatsgewalt in Frankreich kann ſie etwa noch erwartet werden, wenn, wie zur Zeit Kaiſer Karls V., die Vernichtung des Proteſtantismus zugleich eine Steigerung der Macht des Hauſes Spanien-Habsburg ſollte zu enthalten ſcheinen. Eiferſüchtig bewacht ſchon König Heinrich IV. die Bewegungen und die Entwürfe dieſes Hauſes von der deutſchen ſowohl als von der ſpaniſchen Linie. Größer und bedeutender als die deutſche, erſcheinet im Aeußerlichen die ſpaniſche. Sie iſt unter Philipp II. durch den Gewinn Portugals und der portugieſiſchen Colonienlande geſtiegen, ging dabei auch Nord-Niederland verloren. Innerlich aber war der ſpaniſchen Monarchie ſchon Saft und Kraft entnommen, als ſie von Philipp II. auf ſeinen ſchwachen Sohn Philipp III. überging, durch deſſen Schwäche der Staat zu einer Beute der Höflinge ward. Die Niederlande, ſo weit ſie ſpaniſch geblieben, hatte zwar ſchon Philipp II. ſeiner Tochter Klara Eugenia und dem mit ihr vermählten Erzherzog Albrecht von Oeſterreich aufgetragen, doch waren es noch ſpaniſche Mittel und Kräfte, durch welche der Krieg gegen das abgefallene Nord-Niederland fortgeſetzt ward. Große und intereſſante Momente bot derſelbe an dem

Anfange des neuen Jahrhunderts nicht mehr dar. Der Feldherr des Erzherzogs Spinola eroberte mit ungeheuren Anſtrengungen 1604 die Stadt Oſtende, deren Belagerung er ſchon 1601 begonnen. Sonſt trat Moritz von Oranien, der an der Spitze der neuen Republik ſtand, den Spaniern faſt allenthalben mit Glück entgegen. Als Spinola 1606 noch einmal das Eindringen in die Nord-Provinzen verſuchte, lief das Unternehmen unglücklich aus. Alle Hülfsmittel Spaniens und der ſpaniſchen Niederlande waren auf das Tiefſte erſchöpft, der Friede für Spanien eine bittere Nothwendigkeit geworden. Nicht in demſelben Maße war er es für Nord-Niederland, beſonders für die Provinzen Holland und Seeland. Sie hatten ſich während des Krieges eine Handelsſtraße nach Indien gebahnt und der indiſche Handel warf unermeßlichen Gewinn ab. Schon 1607 erbot ſich der Erzherzog die abgefallenen Nord-Provinzen als freie Länder und Staaten anzuerkennen, auf welche er keinerlei Anſpruch zu machen habe. Indeſſen ſtanden ſich doch noch die Anſichten zu ſchroff entgegen, als daß ein eigentlicher Friede hätte geſchloſſen werden können. Es kam nur 9. April 1609 zum Abſchluß eines zwölfjährigen Waffenſtillſtandes. Nicht einmal dieſen ſah Heinrich IV. von Frankreich, der Freund der niederländiſchen Provinzen, gern. Denn er meinte, bald Krieg gegen Spanien beginnen zu müſſen, damit in Friede und Ruhe deſſen Macht nicht wieder auf eine Frankreich bedrohende Art ſteige. Doch durch den Abſchluß jenes Waffenſtillſtandes neigte ſich auch in den Niederlanden der Glaubenskrieg, noch ehe er in Deutſchland begonnen, zu Ende.

Der ganze Weſten Europa's bot dem deutſchen Proteſtantismus, ſollte er bedroht werden von ſo ſchwerer Gefahr, daß er ſich nicht allein würde zu erretten vermögen, ſehr ge-

ringe Ausſicht dar. Darum war es von ſo großer Wichtigkeit, daß gerade an der Wende des Jahrhunderts, wie bereits erzählt, durch die Thronbeſteigung Karls IX. in Schweden eine Stütze gewonnen ward. Auch ſtand Schweden in dem ſcandinaviſchen Norden nicht allein als eine ſolche Stütze da. Auch Dänemark war bei dem Proteſtantismus, und zwar in der Form des ſtrengſten Lutherthums, ſtehen geblieben. Der Katholicismus hatte hier nicht einmal einen bedeutenden Verſuch zu einer Reaction zu machen vermocht. Das Reich der Dänen hatte indeſſen viel weniger wahre Kraft als Schweden, denn der Adel hatte hier die Königsmacht faſt vernichtet. Ein vielköpfiges Herrnthum aber paßt nicht zur Leitung großer Dinge. Im Uebrigen war auf Chriſtian III., deſſen zuletzt gedacht, 1559 Friedrich II. und auf dieſen wieder 1588 Chriſtian IV. gefolgt, der auch eine kleine Rolle im dreißigjährigen Kriege geſpielt hat.

Was den Oſten der europäiſchen Welt anlangte, ſo konnte von daher der deutſche Proteſtantismus Hülfe auch nicht erwarten. Polen hatte ſich, obwohl der Proteſtantismus ſich noch immer daneben behauptete, faſt wieder zum Katholicismus zurückgewendet und ging unter dem katholiſchen Waſa, unter Siegismund III., Karls IX. von Schweden und Guſtav Adolfs geſchworenen und natürlichen Feind, immer weiter fort auf der eingeſchlagenen Bahn. Alle Stellen und Aemter gab der König nur an Streng-Katholiſche. Die Jeſuiten erzählen, daß das eine ungeheure Wirkung auf den Adel hervorgebracht habe. Beſonders den Senat füllte der König mit ſo Streng- und Alt-Gläubigen an. Nun wurden die den Proteſtanten früher bewilligten Freiheiten und Rechte unaufhörlich bald von der Staatsgewalt ſelbſt, bald unter ſtillſchweigender Duldung dieſer Staatsgewalt verletzt. Alle Mittel, die ein Staat beſitzt, um eine Meinung zu fördern, eine andere zu unterdrücken — und dieſe

Mittel ſind groß, wurden in Polen für den Katholicismus und gegen den Proteſtantismus in Bewegung geſetzt. Die Proteſtanten verbündeten ſich mit den griechiſchen Chriſten, die von den Jeſuiten in gleicher Weiſe gepreßt wurden, und ſchloſſen 1599 eine ſogenannte Föderation. Sie erhuben, was in Polen nicht als Aufruhr, nur als Recht des Adels angeſehen ward, ſelbſt die Waffen, um ihre Rechte zu ſchirmen; aber ſie erlagen 1607 vor der Macht des Königs und der Katholiſchen. Indeſſen ward 1608 eine allgemeine Amneſtie bewilligt. Mehr durch die Künſte, die gegen ihn in Bewegung geſetzt wurden, als durch offene Gewalt ſchrumpfte der Proteſtantismus in Polen allmälig zuſammen. Von dieſer Seite her war für den deutſchen Proteſtantismus ſomit wohl nur Feindſchaft und Angriff zu erwarten.

Auch in dem anderen Theile des Oſtens, der an Deutſchland grenzte und wohin der Proteſtantismus bedeutend eingedrungen, hatten ſich die Verhältniſſe in dieſer Zeit mehr zum Nachtheile als zum Vortheile umgewandelt. Die Sonne des osmaniſchen Reiches, die ſo lange blutigroth geleuchtet, begann zu verbleichen, die Inſtitute, welche den Chriſten furchtbar geweſen, beſonders die Janitſcharen, ihre alte Kraft zu verlieren. Dazu durchbebten furchtbare Empörungen das Reich und ſchwächten ſeine Kraft. Die Symptome vom Falle des Reiches waren deutlich ſchon unter Selim II. hervorgetreten, der 1574 ſtarb. Noch deutlicher wurden ſie unter ſeinem Nachfolger Amurad III. Faſt nur Niederlagen und Verluſte ſahen die türkiſchen Heere in Ungarn, wo der Krieg eigentlich nie aufhörte. Da war an jene furchtbaren Unternehmungen, mit denen einſt Suleiman der Große die ganze chriſtliche Welt bedroht und, ohne es zu wollen, die Katholiſchen vom Angriff auf die Proteſtanten abgehalten,

nicht weiter zu denken. Als Amurad III. 1595 geſtorben und Mohammed III. den Thron der Sultane beſtiegen, brach er wieder ſelbſt in Perſon auf, die in Ungarn jüngſt oft erlittene Schmach mit Blut und Sieg abzuwaſchen. Und bei Keresztes im Octbr. 1595 erlitten in dreitägiger Schlacht die Chriſten eine furchtbare Niederlage. Der Mantel des Propheten, des Islams heilige Reliquie, welche der Sultan umgeworfen, ſchien noch einmal ſeine alte Kraft, bevor er ſcheide und verſchwinde, erproben zu wollen. Dennoch förderte dieſer Sieg die Sache des Groß-Türken nicht weiter und die Fortdauer des Krieges in Ungarn führte eher Verluſte als Ausdehnung der osmaniſchen Macht herbei. Das einreißende Weiberregiment, die Empörungen der Provinzen, der Uebermuth und die beginnende Feigheit der Janitſcharen und der Sipahi, Niederlagen durch die Perſer erlitten, zehrten, als Mohammed III. 1603 ſtarb, mächtig an dem Marke des Reiches. Ahmed I., der Nachfolger, ſah ſich genöthiget, den Frieden von Zſitva-Torok 11. Novbr. 1606 auf zwanzig Jahre mit Kaiſer Rudolf II. abzuſchließen. Die Steuerpflichtigkeit für die Theile Ungarns, welche den Türken nicht gehörten, endete und der Kaiſer brauchte den ſchimpflichen Tribut, der bis dahin gegeben worden, nicht mehr zu zahlen. Es war der erſte namhafte Rückſchritt, welchen das Reich der Osmanen, in deren Gewalt indeſſen noch immer der größere Theil Ungarns blieb, that. Sie werden keine große Rolle in den europäiſchen Verhältniſſen mehr ſpielen; die alte Furchtbarkeit iſt dahin, wenn auch im Aeußern das Gebäude der alten Macht ſtehen geblieben. Nicht weiter konnte, wie zu Zeiten Kaiſer Karls V. mehr als einmal geſchehen, erwartet werden, daß die Türken durch einen furchtbaren Angriff auf Deutſchland, ohne daß doch die Proteſtanten von ihnen gerettet ſein wollten, ohne daß

die Türken dieſelben retten wollten, der osmaniſche Halbmond Erlöſung vom Untergange der Reformation werden würde.

Auch ſonſt hatte ſich in Ungarn die Gunſt der Verhältniſſe für den Proteſtantismus, welche zur Zeit Kaiſer Maximilians II. geweſen, zum Nachtheil umgewandelt. Zuerſt war in Siebenbürgen, welches Fürſtenthum fortwährend in Abhängigkeit von dem Reiche der Türken blieb, Johann Siegismund Zapolya 1570 geſtorben. Durch die Wahl der Stände, wie's in Siebenbürgen Sitte war, kam Stephan Batori auf den Fürſtenſtuhl, der edelſte ungariſche Mann an Kraft, Geiſt und Geſinnung, aber durch Ueberzeugung dem Katholicismus zugethan. Eben derſelbe ward, wie bereits erwähnt, nachdem Heinrich Valois von dort entronnen, König in Polen. Von Polen aus ſchwärzte er die Jeſuiten in Siebenbürgen, einem faſt ganz proteſtantiſchen Lande, ein, die Jeſuiten ruheten indeſſen Anfangs und erwarteten die Zeit. Nur allmälig ſetzten ſie ſich in Bewegung. Als Stephan Batori 1586 ſtarb und das Fürſtenthum auf ſeinen Neffen Siegismund Batori überging, fingen die Proteſtanten an, von den Jeſuiten zu fürchten. Sie begehrten deren Vertreibung von dem Fürſten und erhielten ſie. Später aber brachte ſie Siegismund Batori doch wieder zurück. Wo aber die Jeſuiten ſich einmal feſtgeſetzt, da fehlte es auch an neuer Ausdehnung des Katholicismus nicht. Alſo auch in Siebenbürgen. Allenthalben überhaupt gewinnt der Katholicismus damals wieder Boden.

In dem eigentlichen Ungarn waren die Rückſchritte der Reformation bis auf den Regierungsantritt Kaiſer Rudolfs II. weniger bemerkbar. Zwar waren auch nach Ungarn ſchon unter Ferdinand I. die Jeſuiten gedrungen; aber ihre Wirkſamkeit hatte nur eine unbedeutende ſein können. Es gab in

Ungarn gegen 900 lutheriſche Gemeinden, der calviniſchen noch mehr. Alle Würdenträger faſt des Reiches waren Proteſtanten, ein großer Theil des Adels war es ebenfalls. Indeſſen regten ſich hier in Ungarn nicht allein die Jeſuiten, auch die Biſchöfe zeigten ſich lebendig. Die katholiſchen Inſtitute ſuchten ſie wieder zu beleben, den Prieſterſtand beſonders wieder zu Ehre und Anſehn zu bringen. Mit Kaiſer Rudolf II. aber beginnt für Ungarn eine lange Kette von Ereigniſſen, in denen die Reformation und die Jeſuiten, die Macht des Gemüths und das Unvermögen der äußern Gewalt, Nationalſinn und Cabinetsdespotismus im heftigſten Kampfe ſich darſtellen. Hülfe und Unterſtützung konnte der Proteſtantismus Deutſchlands auch von Siebenbürgen und Ungarn her kaum erwarten.

Was nun aber den Süden Europa's anlangte, ſo konnte er in dieſe Rechnung gar nicht hineinfallen. Denn von dorther, wo der Sitz des Pabſtthums und der Hauptſitz des Jeſuitismus war, konnten die Proteſtanten etwas Anderes nicht als glühenden Haß und glühende Feindſchaft erwarten. Das, was ſie von Rom aus empfingen, erwiederten ſie mit derſelben Münze, mit glühendem Haß und glühender Feindſchaft. Der Pabſt und der Groß-Türke ſtanden den Proteſtanten auf völlig gleicher Linie und das Gebet war, daß Gott vor dem Einen wie vor dem Andern als vor dem Grundſtoffe alles Unheils bewahren möge. In dieſem Haſſe verwarfen die Proteſtanten überhaupt Alles, was von Rom kam, auch das Gute, auch wenn es mit dem religiös-kirchlichen Angelegenheiten nicht in Verbindung ſtand. Pabſt Gregor XIII. hatte eine von Aloys Lilli zu Stande gebrachte Verbeſſerung der fehlerhaften julianiſchen Zeitrechnung angenommen und ſie der Chriſtenheit empfohlen. Mehrere katholiſche Länder nahmen

die verbeſſerte Zeitrechnung ſchon 1577 an. Die päbſtliche Bulle vom 24. Febr. 1581 forderte nun die ganze Chriſtenheit auf, die Verbeſſerung anzunehmen. Die Anhänger der Reformation aber in Deutſchland meinten, der Pabſt wolle ſie damit nur verſuchen; man müſſe nicht auf ſein a b c eingehen, man müſſe ſich nicht das Band anlegen laſſen, an dem Rom allmälig wieder in ſein Joch hereinzuziehen gedenke. Die meiſten Proteſtanten blieben bis zum Jahre 1700 bei der unrichtigen Zeitrechnung, welche in Rußland noch jetzo gilt. England nahm die verbeſſerte Zeitrechnung erſt 1752, Schweden 1753 an. Dafür gebot aber auch Pabſt Gregor XIII. in der Nachtmahlsbulle, 25. März 1584, daß jährlich am Gründonnerſtage alle Ketzer und ihre Beſchützer von neuem verflucht werden ſollten.

Auf dem römiſchen Stuhle ſaß noch Clemens VIII., der letzte Pabſt, deſſen Erwähnung geſchehen iſt, bis in den Anfang des ſiebenzehnten Jahrhunderts hinein, denn er ſtarb erſt 1605. Drei Päbſte kamen darauf auf den päbſtlichen Stuhl, den größten Theil der Zeit, wo die religiös-kirchlichen Bewegungen in Deutſchland und der ſogenannte dreißigjährige Krieg dauerte. Erſt Paul V. bis 1621, dann Gregor XV. bis 1623, endlich Urban VIII. bis 1644. Waltend aber in Rom blieb immer ein und derſelbe Geiſt. Man wollte die Kirchen und Pabſtherrſchaft, wie ſie in den finſterſten Jahrhunderten des Mittelalters geweſen, wo möglich wieder herſtellen. Jedes Auflehnen gegen die Pabſtgewalt in ihrem weiteſten Umfange genommen ward in der Nachtmahlsbulle verdammt gleich einer Ketzerei gegen Glauben und Kirche. Weil Rom ſolche verfaulte und verroſtete Dinge wieder herzuſtellen gedachte, ſcheuete es das Licht und die Unterſuchung, denn dieſes Werk konnte nur gedeihen in Nacht und Finſterniß.

Darum mehrten ſich die römiſchen Cenſuredicte und Bücherverbote. Erſt verboten ſie von Rom aus die proteſtantiſchen Schriften, dann die Schriften wider die böſen Sitten der Geiſtlichkeit, dann die Schriften wider die Macht und die Freiheit der Kirche. Es gelang ihnen auch, in Spanien und in Italien beſonders, das freiere Leben allmälig abzutödten.

In allen Stücken waren die Jeſuiten die treueſten Helfer des römiſchen Stuhles. Galt es die Gewalt der Fürſten und Könige zu mindern, galt es die weltliche Staatsordnung aufzulockern, ihren Untergang vorzubereiten, die Gewalt dagegen des Pabſtes über die Welt auf das unmäßigſte zu erhöhen, die Jeſuiten waren darin die erſten. Katholiſche Kleriker ſelbſt, die theologiſche Facultät von Paris, die Sorbonne, erklärte ſchon damals die Jeſuiten laut nicht allein für Kabalenſchmiede und Ränkemacher, ſondern auch für Feinde und Zerſtörer jeder Staatsordnung. Wer dieſen Lehren ſich widerſetzte, für die Freiheit des Staates, für die Einſchränkung des Pabſtthums auf das Kirchliche handelte und ſchrieb, der ward auch wohl mit jeſuitiſchen Dolchſtichen belohnt. So ergings dem Staatsconſultor der venetianiſchen Republik, dem gelehrten Fra Paolo Sarpi, der dem weltlichen Einfluß des Pabſtes einen unverſöhnlichen Haß geſchworen. Zwiſchen der Republik und Pabſt Paul V. brachen über die ſogenannte Kirchenfreiheit die heftigſten Streitigkeiten aus. Dieſe Kirchenfreiheit begehrte, daß Kleriker, die ein Verbrechen begangen, nicht vor ein weltliches, ſondern vor ein geiſtliches Gericht geſtellt würden. Venedig hatte dieſe Kirchenfreiheit nicht geachtet, Paul V. ſie dafür 1606 in den Bann gethan, Fra Paolo Sarpi gegen das Pabſtthum dabei geſchrieben. Mehr als einmal ward verſucht, ihn zu ermorden.

In dem Werke der Verfinſterung ſtanden die Jeſuiten dem

apoſtoliſchen Stuhle nicht minder getreulich zur Seite. Man bemerkte, daß ſie den gröbſten Aberglauben und den blindeſten Fanatismus lehrten, ihn unter den Völkern zu verbreiten ſuchten, während ſie die vornehme Welt durch die leichte Moral, welche ſie als die wahrſte und beſte anempfahlen, für ſich zu gewinnen ſuchten. Die Menſchen ſollten aufhören, frei und ſelbſtſtändig zu denken, ſich der geiſtigen Macht des Ordens der Jeſuiten unterwerfen, und dieſe geiſtige Macht, wenn ſie aufgehört frei und ſelbſtſtändig zu denken und die Dinge richtig von einander zu unterſcheiden, ſich auch bald in eine weltliche verwandeln und umſchlagen laſſen. Endlich und zuletzt arbeiteten die Jeſuiten überhaupt nur für ſich, nicht für den römiſchen Stuhl. Erhöheten ſie denſelben über alle andere Erdenmacht, ſo geſchah es nur, weil ſie des Pabſtes Bundesgenoſſenſchaft zur Erreichung ihrer ſelbſtſüchtigen Zwecke brauchten. Hätten ſie dieſe jemals erreicht, ſie würden die Bundesgenoſſenſchaft mit dem Pabſte dann wieder haben fallen laſſen. Dieſe Geſellſchaft kühner, entſchloſſener, ja verwegener, in dem Gewande der Frömmigkeit und des Katholicismus einherſchreitender, immer in einem Gedanken und in einem Geiſte geleiteter Männer zählte am Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts bei dreizehntauſend Mitglieder, welche weit durch die Länder Europa's zerſtreut, aber auch bis Sina und Japan, bis Oſtindien und Amerika kräftig für die Ausbreitung des Katholicismus wirkend, insgeſammt doch von Rom, wo ſtets bei dem Pabſte der Jeſuiten-General wohnte, den Druck empfingen, der ihr Handeln und ihr Denken leitete. Die Proteſtanten, die ſie auch ſtets mit den wildeſten Schmähungen und Verläumdungen überſchütteten, wurden von ihnen als geſchworene Feinde betrachtet. Die Jeſuiten fühlten zu deutlich, daß ihr Werk nicht gedeihen könnte, ſo lange die

evangeliſche Freiheit des Proteſtantismus in der Welt vorhanden ſei. Und dieſe Jeſuiten, obwohl von einigen durchſchaut und gewürdiget, ſtanden ſo hoch im Glauben der katholiſchen Welt. Ihre Lehre, daß die Proteſtanten, wollten ſie Proteſtanten bleiben, vernichtet werden müßten durch die Gewalt des Schwertes, fand immer größeren Eingang.

Alſo ſtanden die Verhältniſſe in der Nachbarſchaft Deutſchlands bei der Wende des Jahrhunderts. Drohende Zeichen umgaben die Proteſtanten allenthalben, beſonders aber in dieſem Augenblicke in dem Reiche. Dennoch gedachten ſie einer Vereinigung unter ſich ſelbſt nicht; immer heftiger, ja wüthender ward der Haß zwiſchen den Lutheriſchen und den Calviniſchen. Seitens der Erſteren ward er um ſo heftiger, je mehr ſie durch den Calvinismus Boden im Reiche verloren. Moritz, Landgraf von Heſſen-Caſſel, reformirte 1604 ſein Land calviniſch. Unter dieſer innern Spaltung ging der Zuſammenhang, welcher dem Proteſtantismus, dem Drohen des Katholicismus gegenüber, jetzo unbedingt nothwendig war, immer mehr verloren. Von offener Gewalt, von heimlichen Kabalen, mit denen die Jeſuiten beſonders die proteſtantiſchen Fürſten von ihrem Glauben zu verlocken ſuchten, und von richterlichen Sprüchen zugleich waren die deutſchen Proteſtanten brdroht. Denn das oberſte Tribunal, das Reichskammergericht, welches im Namen des Kaiſers und des Reiches über dem Ganzen waltete, war auch wieder zu einem rein-katholiſchen Inſtitute gemacht worden und entſchied, wenn, wie oft geſchah, proteſtantiſche Fürſten und Stände verklagt wurden, weil ſie ſich katholiſcher Klöſter, Stifter und Beſitzungen bemächtiget, immer gegen ſie. Und die Proteſtanten mußten doch ſo, allerdings zuweilen gewaltthätig und ſelbſt gegen den Buchſtaben des Religions-Friedens, verfahren, ſollte der

Katholicismus in ihren Gebieten, in dem Reiche verſchwinden, was zu erwirken die Eifrigen unter ihnen als Gewiſſenspflicht betrachteten.

Unter dieſen Umſtänden und fühlend, daß es über kurz oder über lang zu einem offenen Bruche kommen müſſe, erkennend, daß man entweder die Waffen ergreifen oder vor dem jeſuitiſchen Katholicismus allmälig untergehen müſſe, hatte Kurfürſt Friedrich IV. von der Pfalz ſeit den letzten Jahren des verwichenen Jahrhunderts gearbeitet, einen Bund der proteſtantiſchen Fürſten und Stände zuſammenzubringen. Schon ſeit dem Jahre 1594 war der Kurfürſt dafür in Bewegung, beſonders mit Pfalz-Neuburg, Heſſen-Caſſel, Brandenburg, Braunſchweig, Anhalt und Naſſau unterhandelnd. Aber langſam und ſchwerfällig war damals die Natur der Deutſchen und beſonders der deutſchen Proteſtanten. Der Proteſtantismus hatte die offenſive Kraft verloren und dieſelbe war auf den Katholicismus übergegangen. Es kam trotz vieler Beſprechungen und Berathungen nichts zu Stande. Auch hatten die Fürſten eine gewiſſe Scheu gegen Kaiſer und Reich aufzutreten, auch wirkte die verderbliche Spaltung fortwährend und nachtheilig ein. Während wohl einige der lutheriſchen Fürſten mit den calviniſchen wegen eines allgemeinen Vertheidigungs-Bündniſſes unterhandelten, hielten ſich andere und beſonders Kurſachſens Herr, Chriſtian II., fern von allem, was von Friedrich IV., dem Haupte der Calviniſchen, ausging. So hoch ſtieg die gegenſeitige Abneigung, daß Chriſtian II. 1603 behauptete, die Calviniſten hätten ihn wollen ermorden laſſen. Alſo verliefen die erſten Jahre des neuen Jahrhunderts in Spannung, Bewegung, Unruhe, Zank und Streit der Parteien auf den Reichstagen und anderwärts, aber ein Ausbruch erfolgte noch nicht. Höchſt willkommen mußte dieſer Stand der Dinge den

Jeſuiten ſein. Traten die Proteſtanten nicht auf mit offener Gewalt, wehrten ſie ſich nicht mit den Waffen, ſo konnten ſie hoffen, ſchrittweiſe immer weiter zu kommen, nicht einen ſchnellen, aber einen allmäligen Untergang dem Proteſtantis=mus zu bringen.

Und einen Augenblick ſchien es ihnen alſo zu gelingen. Kaiſer Rudolf II. war zwar eine ſchwache, doch auch jeſuitiſche Natur. An dem Hofe Philipps II., wo er gelebt, hatte ſich auch ſeiner Seele jener düſtere Fanatismus bemeiſtert, dem gemäß in Spanien durch die Inquiſition Alles, was nicht mit dem ſtrengſten römiſchen Katholicismus übereinſtimmte, erbar=mungslos abgewürgt ward. Leicht war daher Rudolf II. von den Vettern ſeines Hauſes, von den Jeſuiten in Bewegung zu ſetzen, ſo wie nur durch Ferdinand von Steiermark das Bei=ſpiel gegeben worden, wie viel von dem Landesfürſten mit feſtem und rückſichtsloſen Handeln erreicht werden könnte. Dennoch glaubte Rudolf II., der indeſſen immer weniger ſelbſt handelte, als durch ſeine Brüder und Vettern handeln ließ, mit Vorſicht auftreten zu müſſen; denn gar zu ſtark war der Proteſtantis=mus in ſeinen Landen geworden. In dem eigentlichen Oeſter=reich zogen ſeit 1599 landesfürſtliche Commiſſionen umher, um die Ausübung des Proteſtantismus auf den genauen In=halt der Bewilligungen Maximilians II. einzuſchränken und in den Städten den proteſtantiſchen Gottesdienſt abzuſtellen. Unklug war nun aber, daß der Kaiſer und ſein Haus ihre Feindſchaft gegen den Proteſtantismus noch deutlicher als in Oeſterreich in den Landen blicken ließ, wo die landesfürſtliche Gewalt durch die Stände in engere Grenzen eingeſchloſſen. In Böhmen erließ der Kaiſer 1602 ein Edict, daß die Kirchen der älteren Evangeliſchen, der Waldenſer und der böhmiſchen Brüder, geſchloſſen werden ſollten. Zugleich wurden auch die

ſogenannten Utraquiſten bedroht. Denn der Kaiſer erinnerte wieder an die Compactaten, die unter Maximilian II. ſtillſchweigend aufgehoben worden. Nach denſelben waren die Utraquiſten nur durch den Gebrauch des Kelches im Abendmahl von den Katholiſchen unterſchieden. Es waren aber die böhmiſchen Utraquiſten ſeit der lutheriſchen Reformation zumeiſt etwas ganz Anderes, wahre Lutheriſche, geworden, was Kaiſer Maximilian II. eben durch die ſtillſchweigende Aufhebung der Compactaten ſtillſchweigend geduldet. Die Spannung und Unruhe, welche in Böhmen durch die geoffenbarte Geſinnung des Kaiſers, die Böhmen zum alten Utraquismus zurückzuführen, entſtand, mag als der erſte Anfang der böhmiſchen Religions-Bewegung, welche ſo inhaltſchwer wird, angeſehen werden.

Kühner noch, aber auch unkluger ward vom Kaiſer der Proteſtantismus in Ungarn, dem Lande der Freiheit, ja der Unbändigkeit, angegriffen. Noch dauerte der Krieg mit den Türken und der Friede von Zſitva-Torok war noch nicht geſchloſſen, als Barbiano, Graf von Belgiojoſo, ein ehemaliger Mönch, Commandant des Kaiſers in Ober-Ungarn, den Befehlen deſſelben und ſeinem wilden Haſſe folgend, in Kaſchau und Klauſenburg 1603 die proteſtantiſchen Kirchen ſchließen, die Prediger durch Soldaten vertreiben ließ. Auf die Klagen antwortete der wilde Kriegsmann, daß er Befehl vom Kaiſer habe, den Proteſtantismus auszurotten. Die Kaſchauer und die benachbarten Städte ſchickten eine Geſandtſchaft an den Kaiſer nach Prag. Aber ſie ward gar nicht vorgelaſſen und kehrte, des langen Wartens endlich müde, wieder nach Ungarn zurück. Da entſtand eine große Bewegung unter den ungariſchen Proteſtanten, welche damals noch die Mehrzahl in der Nation bildeten. In Oeſterreich, Böhmen und Ungarn zählte man damals auf einen Katholiken dreißig Anhänger der

Lehre Luthers und Calvins. In dieſer Spannung ward am Anfange des Jahres 1604 ein Reichstag zu Presburg von Matthias eröffnet, der ſeit 1595 ſeines Bruders, des Kaiſers, Statthalter in Oeſterreich war. Matthias war von Rudolf II. beauftragt, ungeheure Dinge von dieſem Reichstage zu begehren: die Verbannung aller lutheriſchen und calviniſchen Prediger, die Auflöſung der proteſtantiſchen Gemeinden, die Rückerſtattung aller den Katholiſchen entriſſenen Kirchen. Die proteſtantiſchen Edlen und Städte-Deputirten dagegen begehrten, daß ihnen freie und öffentliche Ausübung ihres Glaubens reichsgrundgeſetzlich zugeſtanden werde. Matthias, welcher begriff, daß die Forderung des Kaiſers nicht durchgeſetzt werden könnte, ließ ſie fallen und beförderte eine von den proteſtantiſchen Ständen gefaßte Bittſchrift ſammt den übrigen Reichstags-Schlüſſen nach Prag. Da machte der Kaiſer, Ungarns altes, freies Recht verachtend, aufgeregt von Erzherzog Ferdinand und den Jeſuiten, ſtatt die Bittſchrift der Proteſtanten zu beachten, eigenmächtig einen Zuſatz zu den Schlüſſen des ungariſchen Reichstages. In demſelben wurden alle früher zu Gunſten des Katholicismus und gegen die ſogenannte Ketzerei gegebene Geſetze neu beſtätigt und ihre kräftige Handhabung in dem Reiche Ungarn anbefohlen, auch bei harter Strafe kirchliche Sachen wieder auf die Reichstage zu bringen verboten.

Die Proteſtanten hatten hier noch kein geſetzlich anerkanntes Daſein und durch die Beſtätigung aller alten Ketzergeſetze ſahen ſie ſich plötzlich, trotz ihrer großen Zahl und ihrer großen Macht, auf das Aeußerſte bedroht. Aber ungeſetzlich ſelbſt war der eigenmächtige Zuſatz, den der Kaiſer den Reichstags-Schlüſſen angehängt. Es war ein Eingriff in die hergebrachten Rechte des Adels und der Städte. Darum hielten die

Ungarn nicht allein den Proteſtantismus, ſondern auch ihre alten Rechte für bedroht und argwöhnten, der Kaiſer wolle auf uneingeſchränkte Fürſtengewalt hinaus. Da ſtellte ſich Stephan Bocskay von Kis-Maria an die Spitze der zahlreichen Unzufriedenen, die religiöſe und politiſche Freiheit Ungarns gegen den Kaiſer verfechten zu müſſen glaubten. Mit reißender Schnelle verbreitete ſich der Aufſtand unter dem Adel und den Städten Ungarns. Ja es ſchien, als würde dieſes Reich dem Kaiſer ganz verloren gehen. Denn auf einer Verſammlung zu Szerenes ward Stephan Bocskay, den auch Ehrgeiz mit getrieben, an die Spitze dieſer Bewegung zu treten, zum Fürſten von Ungarn und Siebenbürgen ausgerufen, dabei auch allen drei Confeſſionen, der römiſch-katholiſchen, der lutheriſchen und der calviniſchen, völlige Freiheit und Gleichſtellung ausbedungen.

Auf dem Puncte, Ungarn zu verlieren, mußte der Kaiſer nothgedrungen nachgeben und Matthias beauftragen, einen Frieden mit den Proteſtanten zu ſchließen. Die Ausgleichung ward dadurch erleichtert, daß ſich Stephan Bocskay mit dem Fürſtenthume Siebenbürgen begnügte, welches er indeſſen nur kurze Zeit beſaß, denn ſchon am Ende des Jahres ſtarb er. Alſo ward 23. Juni 1606 der Wiener Religions-Friede für Ungarn abgeſchloſſen. Durch denſelben ward allen Magnaten, Landherren, Freiſtädten und der Krone gehörigen Marktflecken freier Gebrauch und ungehinderte Ausübung ihres Glaubens geſtattet, nur ſollte es der römiſch-katholiſchen Kirche nicht zum Nachtheil gereichen, d. h. ſie in ihrem Beſitz von den Proteſtanten nicht weiter geſtört werden. Auch verſprach der Kaiſer künftig nur nach den alten Geſetzen Ungarns zu regieren und regieren zu laſſen. Nicht allein der Kaiſer beſtätigte dieſen Frieden, ſondern es gaben auch die Stände von Böh-

men, Mähren, Schleſien und Lauſitz ihre Bürgſchaft, daß er würde gehalten werden. Seitdem nun in dieſem Wiener Religions-Frieden ein Grundgeſetz für die religiös-kirchlichen Angelegenheiten aufgeſtellt worden, kam es auf den Adel und die Städte ſelbſt an, ob ſie proteſtantiſch ſein wollten. Indeſſen hat die Staatsgewalt in Ungarn ſtets auf Seiten des Katholicismus geſtanden, der Proteſtantismus iſt mit ungünſtigen Augen betrachtet, es iſt ſtets gegen ihn gearbeitet worden. Auch jetzo gleich trat eine vollſtändige Ruhe in Ungarn nicht ein. Vor der Hand aber war die katholiſche Gegen-Reformation in Ungarn verunglückt und überhaupt ein Beweis gegeben, daß, wie kräftig auch der Katholicismus und mit wie vielen Mitteln ſich emporarbeite, ſeine Beſtrebungen doch nicht immer und allenthalben gelingen würden.

Indeſſen während dieſer Verſuch in Ungarn ſcheiterte, war ſchon in dem deutſchen Reiche ein anderer gemacht und glücklich hinausgeführt worden. Unter den Reichsſtädten war Donauwörth eine der unbedeutendern, der Proteſtantismus in ihr herrſchend geworden, doch einige Katholiken und ein Kloſter in ihr übrig geblieben. Aber gerade weil ſie eine unbedeutendere Reichsſtadt war, ward ſie von der katholiſchen Partei herangenommen. Die Gegen-Reformation ſollte ja nur langſam und allmälig aufſchreiten. Es war gut mit den Kleinen anzufangen, damit die Großen nicht gar zu bedenklich gemacht, nicht zu That und Kraft aufgeſtachelt würden. Der Abt des Kloſters zu Donauwörth hielt plötzlich, was er lange unterlaſſen, wieder eine katholiſche Prozeſſion durch die Stadt. Jedesfalles war das ein vorausberechnetes Spiel und man wollte, daß etwas dabei entſtehen ſolle, woran die kleine Stadt ſich faſſen ließe. Und alſo geſchah es. Die katholiſche Prozeſſion ward von dem Pöbel der Stadt geſtört. Nun erhub der

Biſchof von Augsburg Klage bei dem Reichshofrathe, daß die Proteſtanten Religionsbedrückungen ausübten. Nun ward die Stadt mit Mandaten, Commiſſionen und Citationen gequält, endlich 3. Aug. 1607 von dem Kaiſer, trotz der demüthigen Unterwürfigkeit, welche ſie zeigte, die Acht über ſie ausgeſprochen. Als ſie ausgeſprochen worden, zeigte die Stadt allerdings einen kecken Trotz, meinend und hoffend, daß die benachbarten Proteſtanten ſie nicht würden ſinken laſſen. Die Vollziehung der Acht wurde dem Herzog Maximilian von Baiern aufgetragen. Bairiſche Truppen rückten vor die Stadt und erzwangen gleich bei ihrem Erſcheinen 15. Decbr. 1607 die Uebergabe auf Gnade und Ungnade. Herzog Maximilian I. von Baiern behielt die Stadt in Beſitz, weil ihm ſeine Kriegskoſten erſt von dem Reiche gezahlt ſein müßten, ehe er ſie herausgeben könne. Wenn es gegen den Proteſtantismus galt, hegte Maximilian I. über Nichts Bedenklichkeiten. Sogleich ließ er die Einwohner Donauwörths, aller Ordnung und allem Geſetz des Reiches zuwider, auf alle Weiſe drücken und plagen, daß ſie den Proteſtantismus verlaſſen ſollten, welcher auch allmälig der angewendeten Gewalt weichen mußte. Es trat auch hier die ganz gewöhnliche Weiſe der katholiſchen Gegen-Reformation ein, die nur Härte und Druck, Zwang und Gewalt war.

In Donauwörth, wie allerwärts, zeigten ſich auch die Jeſuiten ſehr thätig. Mit dem Laufe der Zeit ſcheinet ihr Eifer oder ihre Wuth zuzunehmen. In der Predigt und in Schriften behaupten ſie, daß der Augsburgiſche Religions-Friede längſt ſeine Gültigkeit verloren habe. Nicht länger als bis zum Tridentiner Concile habe er als eine Art Interim gelten können. Seitdem aber dort in letzter Inſtanz die Kirche entſchieden habe, müßten ſich ihr die Ketzer fügen.

Viele Jeſuiten wenigſtens reden ſo; die Gegen-Reformation geht ihnen zu langſam und ſie wünſchen, daß ein großer Kampf ſchnelle Entſcheidung herbeiführe.

Indeſſen ward die katholiſche Partei doch belehrt, daß ſie in der Donauwörther Sache zu ſcharf und zu ſchneidend aufgetreten ſei. Denn dieſe zufahrende Heftigkeit war es, die wenigſtens einen Theil der proteſtantiſchen Fürſten dahin brachte, an Wehr und Waffen zu denken. Rudolf II. hatte einen Reichstag nach Regensburg ausgeſchrieben, welcher dort am Anfange des Jahres 1608 eröffnet ward. Nicht in Perſon erſchien der Kaiſer daſelbſt; ſeinen Neffen, den Erzherzog Ferdinand, hatte er als Stellvertreter geſendet, den Erzherzog, der keine Gelegenheit verſäumte, den Proteſtanten ſeinen bittern und unverſöhnlichen Haß ſehen zu laſſen. Die finſterſten Gerüchte liefen um, und die proteſtantiſchen Fürſten wollten wiſſen, daß die katholiſchen mit Spanien und mit dem Pabſte ein Geheimbündniß geſchloſſen, über ſie herzufallen und ſich ihrer Länder zu bemeiſtern.

Daher kamen ſie auf den Reichstag in größerer Eintracht als ſonſt, und begehrten mit ſtarker und entſchloſſener Sprache, daß der Religions-Friede von neuem beſtätiget werde. Auch über Donauwörth redeten ſie und verlangten, daß die Stadt zu ihrer Reichsfreiheit zurückgebracht werde. Auch die Hofprozeſſe, die gegen ſie eingeleitet worden, wollten ſie niedergeſchlagen wiſſen. Aber dagegen hielten auch die Katholiſchen ſteif und feſt wie eine Mauer in der Hauptſache zuſammen. Nur mit einer Klauſel wollten ſie den Religions-Frieden beſtätigen, mit der Klauſel, daß Alles wieder in den Stand geſetzt werde, in welchem es vor dem Paſſauer Tractat geweſen. Die Proteſtanten ſollten die Kirchen, Klöſter und Stifter wieder herausgeben, die ſie ſeitdem, allerdings den Wor-

ten des Religions-Friedens zuwider, eingezogen hatten. Hätten die Proteſtanten hier nachgegeben, ſo würde der Katholicismus mit einem Schlage wieder in dem Herzen der reformirten Lande angebaut geweſen ſein. Das war der einzige Gedanke, welchen die katholiſche Partei bei dem Anerbieten, den Religions-Frieden mit dieſer Klauſel neu zu beſtätigen, verfolgte. Sie wollte wieder einen Schritt vorwärts thun, und bei den künftigen Schritten würde ſie wenig nach der Beſtätigung des Religions-Friedens gefragt haben. Maximilian I. von Baiern begehrte ſogar geradezu, daß ihm die Reichsſtadt Donauwörth als Unterthanin überantwortet werde. Als ſelbſt katholiſche Stände ſich abgeneigt zeigten, weigerte er ſich, eine Pfand-Rechnung abzulegen. Eben ſo beſtimmt aber als die Ka-Katholiſchen ſie begehrten, weigerten ſich die Proteſtanten jene verhängnißvolle Klauſel anzunehmen. Sie ſahen, daß auf dem Reichstage nichts für ſie zu machen ſei. Denn im Kurfürſtenrathe hatten die Katholiſchen noch gleiche Stimmen, im Fürſtenrathe ſogar die Stimmen-Mehrheit durch die vielen geiſtlichen Fürſten des Reiches, die Erzbiſchöfe und die Biſchöfe für ſich. Alſo verließen ſie denſelben im Monat Mai, Er lößte ſich nun auf, ohne daß ein Beſchluß, ohne daß der gewöhnliche Reichstags-Abſchied gefaßt worden. Schon hatte hatte ſich die Einheit des Reiches thatſächlich aufgelößt.

Der Reichstag war indeſſen noch nicht auseinander gegangen, als doch ſchon wenigſtens einige proteſtantiſche Fürſten eine Maßregel ergriffen, die aber immer nur erſt eine halbe und zweideutige iſt und den Stempel des langſamen, unentſchloſſenen und matten Characters an ſich trägt, unter deſſen Herrſchaft damals beſonders die deutſchen Proteſtanten ſtehen. In dem Kloſter Ahäuſen im Anſpachſchen ſind Friedrich IV. von der Pfalz, Johann Friedrich von Würtemberg, Philipp Lud-

wig von Pfalz=Neuburg, Chriſtian und Joachim Ernſt von Brandenburg=Anſpach, Georg Friedrich von Baden, Chriſtian von Anhalt zuſammen gekommen und haben das Bündniß beſiegelt, das von der Ueberſchrift des Protocolles den Namen „die Union" empfangen. Die Unirten verpflichteten ſich, auf den Reichstagen zuſammenzuſtehen und in einem Sinne zu ſtimmen, ſich einander mit Rath und That, nöthigenfalls auch mit den Waffen beizuſtehen, wenn ſie der Reichsverfaſſung zuwider angetaſtet würden. Sie beſchloſſen auch, ſich ſogleich in wehrhaften Stand zu ſetzen und bald, nachdem die Union ſelbſt geſchloſſen, ward Joachim Ernſt von Brandenburg zum oberſten Feldhauptmann beſtellt. Die Worte des Bündniſſes lauten unverfänglicher, als es in der That war. Die Union war der Ausdruck des Entſchluſſes dieſer Proteſtanten, ſolche Dinge, wie ſie mit Donauwörth vorgefallen, fürderhin nicht mehr zu dulden, ſondern dann mit den Waffen aufzutreten. Es waren die kräftigſten Gemüther, die ſich bis zu dieſem Entſchluſſe erhoben, und dennoch gingen ſie nicht weiter. Mit den Waffen über den Katholicismus herzufallen und Gleiches mit Gleichem zu vergelten, kommt ihnen nicht in den Sinn. Doch haben die Stifter der Union die Abſicht, alle proteſtantiſche Fürſten und Stände in ihr Bündniß zu ziehen, und jedes Mitglied übernimmt die Verpflichtung, bei andern zu werben. Dem geheimen Zuſammenhang, der unter den Katholiken iſt, ſoll ein offener Bund des proteſtantiſchen Deutſchlands entgegengeſetzt werden. Auch mit Heinrich IV. von Frankreich, der lange daran gearbeitet, daß ein ſolches Bündniß zu Stande kommen möge, mit England, mit Venedig, trat die Union in Verbindung.

Ungemein nahe drängen ſich um dieſe Zeit die wichtigen Ereigniſſe aneinander. Wenigſtens auf einem Puncte der

Welt erhebt ſich der Proteſtantismus wieder zum Angriff. In dem Erzhauſe war ſchon ſeit geraumer Zeit eine Spaltung ausgebrochen. Schon am 25. April 1606 hatten die Erzherzöge, mißvergnügt, daß Kaiſer Rudolf II. ſich wenig um die Staatsangelegenheiten kümmerte und die Sachen des Hauſes in Verfall kommen laſſe, Matthias zum Oberhaupte und zur Stütze des Hauſes, damit er alle Intereſſen deſſelben wahre, ernannt. Dieſes Bündniß der Erzherzöge blieb dem Kaiſer unbekannt und hatte auch weitere, unmittelbare Folgen nicht. Aber in der Seele des Matthias mögen dadurch ehrgeizige Gedanken, daß er eigentlich, und nicht der ſchwache Rudolf II., des Geſammt-Hauſes Haupt ſei, geweckt worden ſein. Dieſe werden in Bewegung geſetzt und entflammt, als er erfährt, daß Rudolf II., Spaniens und des Pabſtes Rathe folgend, ihm die Thronfolge zu entziehen und ſie auf Ferdinand von Steiermark zu übertragen gedenke, auch mit den Fürſten des Reiches ſich deshalb bereits beſprochen. Dem drohenden Schlage meinet Matthias nur durch die Gunſt der Proteſtanten, denen er bis jetzt als Statthalter ſeines Bruders in Oeſtreich und Ungarn nur hohe Ungunſt erwieſen, ausbeugen zu können. Alſo erregt er Hoffnungen bei den Proteſtanten Oeſtreichs und Ungarns und ſie ſetzen Hoffnungen auf ihn. Schon im Herbſte 1607 berief er die bedeutendſten Magnaten Ungarns und öſtreichiſche Landherren nach Wien und ein geheimes Bündniß gegen den Kaiſer ward beſchworen. Die proteſtantiſchen Oeſtreicher waren eben erbittert auf Rudolf II., denn ſie waren mit einer Klage gegen die Katholiſchen abgewieſen worden.

Im Januar 1608 kam Matthias von vierunddreißig öſtreichiſchen Landherren begleitet nach Preßburg, wohin er einen Reichstag eigenmächtig berufen. Heftige Klagen wurden hier

erhoben, daß der Kaiſer den Wiener Frieden nicht erfülle, beſonders die Ausländer nicht von den Aemtern und Würden des Reiches entferne. Ja es ward laut von der Abſetzung Rudolfs II. und von der Erhebung des Erzherzogs auf den ungariſchen Thron geſprochen. Indeſſen ward nur der Beſchluß gefaßt, daß zu pünctlicher Erfüllung des Wiener Religions-Friedens und des Türken-Friedens von Zſitva-Torok mit den Ständen von Oeſtreich, Böhmen, Mähren, Schleſien, Steiermark, Kärnthen und Krain ein unauflöslicher Bund aufgerichtet, der König zu unweigerlicher Vollziehung deſſelben angehalten werden ſollte. Zwei Dinge ſcheinen in dieſem Schluſſe des ungariſchen Reichstages für die Zukunft des öſtreichiſchen Staatskörpers hervortreten zu wollen. Zuerſt ſoll die oberſte Gewalt von dem Fürſtenthume hinweg auf die Stände gebracht werden. Dieſes Erſte drückt ſich bereits thatſächlich in dem Schluſſe ſelbſt aus. Zweitens ſoll der Proteſtantismus herrſchend in allen deutſchen und ſlaviſchen Landen des Hauſes Spanien-Habsburg gemacht werden. Iſt hiervon auch in dem Schluſſe ſelbſt nicht ausdrücklich die Rede, ſo liegt es doch in den Gedanken der meiſten von denen, die dieſen Schluß herbeiführen, denn ſie ſind Proteſtanten. Alsbald ward nun auch 1. Febr. 1608 das Bündniß zwiſchen Ungarn und den proteſtantiſchen Ständen Oeſtreichs wirklich geſchloſſen. So ſchien der Proteſtantismus durch die Spaltung, die in dem fürſtlichen Hauſe ausgebrochen, emporkommen zu wollen.

Nun rückte Matthias aus Ungarn in Mähren ein mit ungariſchen und öſtreichiſchen Streithaufen. Die Mähren traten auch zu ihm über und Kaiſer Rudolf II. gerieth in die ſchwerſte Verlegenheit. Denn er konnte nicht zweifeln, daß der Bruder mit den Waffen in der Hand komme, um ſich

aller ſeiner Lande und Herrnthümer zu bemeiſtern. Schon eilten auch die angeſehenſten proteſtantiſch-böhmiſchen Herren zu Matthias, der dem Proteſtantismus alles Liebe und Gute gelobte, wenn ſie nur zu ihm treten und Böhmen zum Preßburger Bunde bringen wollten. Da ſah ſich auch Rudolf II. genöthiget, eine andere Miene anzunehmen. Auf einem eilends nach Prag berufenen Landtag verſprach er alle Religionsbeſchwerden abzuſteilen und dem Proteſtantismus freien Cultus und Gleichheit mit dem Katholicismus einzuräumen. Geſchehen ſollte das auf dem nächſten böhmiſchen Landtage. Auch rüſteten die Böhmen nun, ihren König gegen Matthias zu vertheidigen. Aber viel trauete ihnen Rudolf II. nicht und verſtändigte ſich lieber mit dem Bruder. Am 17. Juni 1608 trat er demſelben Ungarn, Mähren und Oeſtreich ab, verſprach auch, ihm die Anwartſchaft auf die böhmiſche Königskrone zu verſchaffen. Damit war Matthias zufrieden und es legte ſich vor der Hand der Bruderzwiſt. Länger hätte er dauern, länger von den Ständen genährt werden müſſen, ſollte alles gewonnen werden, was bei der Aufſtellung des Preßburger Bündniſſes war gehofft worden. Aber die Brüder Rudolf II. und Matthias verſöhnten ſich eben darum ſo ſchnell, weil ſie fühlten, die Fortdaner des Streites mache ſie beide abhängig von den Ständen, gefährte den Katholicismus, helfe dem Proteſtantismus empor.

Tief und innerlich demſelben abgeneigt, verſuchten ſie beide gleich nach dieſen Ereigniſſen ſich wieder gegen ihn zu erheben. Auf eine mildere Weiſe geſchah es von Matthias, auf eine härtere und unklugere Weiſe von Rudolf II., von dem einen aber wie von dem andern ohne Glück. Von Matthias begehrten die proteſtantiſchen Stände Mährens und Oeſt-

reichs urkundliche Verſicherung allgemeiner Religions=Freiheit, denn darum hätten ſie für ihn gegen Rudolf II. die Waffen erhoben. Matthias weigerte ſich und die proteſtantiſchen Oeſtreicher trafen Anſtalt zur Gewalt. Alſo bedrängt, bewilligte er zuerſt den Mähren, was ſie begehrten, dehnte auch die politiſchen Freiheiten der mähriſchen Stände aus. Was er den Mähren verſichert, verweigerte er, aller folgerichtigen Handlungsweiſe zuwider, noch lange den Oeſtreichern. Es kam hier bis zum Ausbruch eines offenen Waffenſtreites zwiſchen den Landesfürſten und den proteſtantiſchen Ständen, die ihm Huldigung und Gehorſam verweigerten, bis er nicht ſeine früher gegebenen Verſprechungen würde erfüllt haben. Ohne Glück in dieſem Waffenſtreite, auch fürchtend, daß die Ungarn, von Oeſtreich um Hülfe gerufen, am Ende eingreifen möchten, gab Matthias 27. Febr. 1609 die begehrte Religions=Freiheit urkundlich und beſiegelt. Eine ſtändiſche Commiſſion ſollte fortan alle über Religionsſachen entſtehende Streitigkeiten unparteiiſch entſcheiden. Auch in Ungarn hatte Matthias noch auf dem Reichstage von 1608 ſeine ſchwere Mühe und Noth. Denn ihr Recht, den König zu wählen, behauptend, mußte er ſich nicht allein von den Ungarn erſt zum König erwählen laſſen, ſondern auch eine Wahlcapitulation genehmigen, durch welche die Königsrechte wieder um ein Bedeutendes eingeſchränkt wurden. Die proteſtantiſchen Stände brachten damals auch die Vertreibung der Jeſuiten aus Ungarn in Anregung. Indeſſen kam ſie nicht zum Schluſſe, denn die Katholiſchen beriefen ſich nun auch auf den Wiener Religions=Frieden, der ja beiden Parteien und den Inſtituten beider Parteien völliggleiche Freiheit gewähre. Im Ganzen genommen hatte der Proteſtantismus hier Siege, wenn auch nicht Siege, ſo groß als ſie anfänglich erwartet worden, erfochten.

Mit noch größerem Unglück, wie mit noch größerem Ungeſchick kämpfte Kaiſer Rudolf II. Seit er mit ſeinem Bruder ſich auseinander geſetzt, gedachte er der Verſprechungen nicht mehr, welche in der Noth den Proteſtanten gegeben worden. Die Jeſuiten hatten ſich wieder ganz ſeines Gemüthes bemeiſtert und die Räthe Zdenko von Lobkowitz, Slawata und Martinitz wollten nur Unterdrückung des Proteſtantismus in Böhmen. Als daher zu Prag 26. Jan. 1609 der verheißene Landtag eröffnet ward und die proteſtantiſchen Stände, jenem früheren Verſprechen gemäß, die Bewilligung einer allgemeinen Religions-Freiheit begehrten, ſetzte der Kaiſer eine beſtimmte Weigerung entgegen: nur die katholiſche Religion und die alten und wahren Utraquiſten könnten und ſollten in dem Reiche Böhmen geduldet werden. Die Stände aber weigerten ſich, irgend eine Berathung anzuſtellen, bevor nicht der Religions-Beſchwerde Gnüge geleiſtet ſei. Rudolf II. löſte den Landtag bald auf. Aber am Anfange des Maimonats kamen die utraquiſtiſchen Barone und Herren wieder in großer Zahl in die Stadt Prag, ſchon an Wehr und Waffen denkend und mit den proteſtantiſchen Fürſten des eigentlichen deutſchen Reiches in Verbindung. Ein abermaliger Landtag ward gehalten, auf dem die proteſtantiſchen Stände völlig die Meiſter ſpielten. Sie begehrten einen Freibrief, einen ſogenannten Majeſtätsbrief, von Rudolf II. Dieſer aber konnte zu keinem Entſchluſſe, der ihm, ob ſeiner katholiſchen Geſinnung, innerlich widerſtrebte, kommen.

Wegen ſeiner Zögerung dachten die Utraquiſten immer deutlicher an Wehr und Waffen. Sie erwählten ein Directorium, ernannten den Grafen Heinrich Matthes von Thurn zum oberſten Feldherrn, unter dem Cocona von Fels und Johann von Buban befehligen ſollten. Es wurden Söldner

für Rechnung der utraquiſtiſchen Stände geworben. Wie Böhmen in Bewegung gekommen, meldete ſich auch Schleſien. Schleſien, ein urſprüngliches polniſches, allmälig aber zum großen Theil germaniſirtes Land, war im 14. Jahrhundert in Lehnszuſammenhang mit Böhmen gekommen und ward deshalb auch als ein, jedoch nur mittelbarer Theil des deutſchen Reichskörpers betrachtet. Es zerfiel in zwei Theile, in die Erbfürſtenthümer, die dem Kaiſer als König von Böhmen unmittelbar gehörten, und den Fürſtenthümern, in denen der Kaiſer nur mittelbarer Gebieter, als Lehnsherr der Fürſten war. Der ſchleſiſche Landtag erfreute ſich großer Rechte und Freiheiten, die Gewalt des Kaiſers in dem Lande war durch den Landtag, durch die Fürſten ſehr eingeſchränkt. Die Reformation, und beſonders das Lutherthum, hatte ſich in ganz Schleſien mächtig ausgebreitet. Die katholiſche Gegen-Reformation hatte bis jetzt nur in den Erbfürſtenthümern Ober-Schleſiens einigen Fortgang gewonnen. Das proteſtantiſche Böhmen und Schleſien ſchloß am 25. Juni 1609 ein förmliches Bündniß; mit gemeinſamen Kräften wollte man ſich vertheidigen, wenn wegen des Glaubens auf den einen oder den andern Theil ein Angriff erfolge, auch zur Erlangung eines Majeſtätsbriefes ſich einander behülflich ſein.

Nun wurden die Umſtände für Rudolf II. ſo drohend, daß ſelbſt der ſpaniſche Geſandte, Bathaſar de Zuniga, rathen mußte, den Proteſtanten nachzugeben und den Majeſtätsbrief, den ſie begehrten, zu bewilligen. Rudolf II. unterſchrieb am 12. Juli 1609 mit ſchweren Seufzern den böhmiſchen Majeſtätsbrief. In dem böhmiſchen Reiche, alſo iſt der weſentliche Inhalt deſſelben, ſollen die Anhänger der Confeſſion von 1575, bis eine Wiedervereinigung der Kirche im deutſchen Reiche wird erzielt ſein, vollkommene Freiheit an

allen Orten und in aller Weiſe genießen, und dieſe Freiheit ſollen nicht allein die Herren, Ritter und Städte, ſondern überhaupt jedermann haben. Die drei Stände, Herren, Ritter und Städte ſollen das Recht haben, Defenſoren des Majeſtätsbriefs zu ernennen, an die ſich jedermann, ſollte dieſes Grundgeſetz verletzt werden, wenden kann. Die Univerſität Prag wird den Proteſtanten übergeben. Der Kaiſer erklärt außerdem, daß Alles, was von ihm oder ſeinen Nachfolgern gegen den Majeſtätsbrief unternommen werden könnte, im Voraus null und nichtig ſei. Etwas ſpäter, am 20. Aug. 1609 unterſchrieb Kaiſer Rudolf II. auch noch einen beſondern Majeſtätsbrief für Schleſien, der faſt wörtlich mit dem böhmiſchen übereinſtimmt. Auch in Schleſien wird die Religions-Freiheit auf alle und jede Einwohner des Landes ausgedehnt. Der böhmiſche Majeſtätsbrief ward nun auch von den katholiſch gebliebenen Ständen des Landes, die auf eine kleine Minderzahl zuſammengeſunken, beſtätiget. Es geſchah jedoch nur mit einem Vorbehalt, mit einer Klauſel: daß nur in königlichen Städten und Orten die Proteſtanten zu öffentlichem Gottesdienſt berechtiget ſein ſollten. Dieſes behielt ſich der katholiſche Adel doch noch vor, um nicht genöthiget zu ſein, öffentlichen proteſtantiſchen Gottesdienſt in ſeinen eigenen Dörfern und Orten dulden zu müſſen. Es vereinigten ſich nun auch die Utraquiſten, die Lutheraner und die Brüder vollſtändig und beſchloſſen, die verſchiedenen Namen, da ſie im weſentlichen Glauben einig, abzuſtellen und ſich alle nun „Chriſten unter beiderlei Geſtalt" zu nennen. In der übrigen Welt findet dieſes Beiſpiel der Vernunft keine Nachahmung.

So iſt in faſt allen öſtreichiſchen Landen der Proteſtantismus im Sieg, im Vorſchreiten wieder begriffen, in Ungarn, Böhmen, Mähren, Schleſien, Oeſtreich. Auch die lange

unterdrückten Stände von Steiermark, Kärnthen und Krain verſuchten, ſeit neun Jahren der freien Religionsübung beraubt, ſie wieder zu gewinnen. Bittend wendeten ſie ſich deshalb an ihren Erzherzog Ferdinand. Dieſer aber ſchlug es rund und beſtimmt ab, immer überzeugt, daß er ſelbſt mit Zwang und Gewalt die Seelen retten müſſe, ſo viel er könne. Denn Ferdinand war und lebte immer in dem Glauben, welchen Pabſtthum und römiſche Hochprieſterſchaft hatten oder doch zu haben behaupteten, daß nur im Schooße der römiſchen Kirche das Seelenheil zu gewinnen ſei. Da in dem übrigen öſtreichiſchen Lande die Bewegung mit dem Jahre 1609 stillſtand, konnten Steiermark, Kärnthen und Krain gegen Ferdinand allein nichts erreichen. Sie mußten ſich fügen.

Im Allgemeinen war doch mit dem Jahre 1608 wieder eine für den Proteſtantismus ſehr günſtige Wendung der Dinge eingetreten. Bewaffnet ſtand die Union, welche ſich weiter über die andern proteſtantiſchen Fürſten und Stände auszubreiten ſuchte, da, um weitere, gewaltſame Angriffe des Katholicismus ebenfalls mit Gewalt abzutreiben. In den meiſten öſtreichiſchen Ländern hatte der Proteſtantismus ein öffentliches, durch Grundgeſetze anerkanntes Daſein gewonnen. Der Katholicismus erſchrak und ſuchte ſich ebenfalls in wehrhaften Stand zu ſetzen, etwanige Angriffe abzutreiben, zum neuen Angriff bereitet und geſchloſſen zu ſein, da ſolcher Angriff faſt nichts Anders mehr als mit den Waffen in der Hand geſchehen zu können ſchien. Schon ſeit dem Jahre 1608 bemühete ſich Maximilian I. von Baiern, auch unter den Katholiſchen einen Bund, eine Liga, zu Stande zu bringen. Am 10. Juli 1609 ward der Bundesentwurf zu München unterſchrieben zwiſchen Baiern, den Biſchöfen von Würzburg, Regensburg, Paſſau, Augsburg und Konſtanz,

den Aebten von Kempten und Ellwangen, mehrern andern kleinen ſchwäbiſchen Prälaten und mehrern von der katholiſchen Ritterſchaft. Bald darauf traten auch die Kurfürſten und Erzbiſchöfe von Mainz, Köln und Trier hinzu. In der Liga iſt weder der ſchwache Rudolf II., noch der zweideutige Matthias, ja im Anfange ſelbſt Ferdinand von Steiermark nicht. Geiſtliche Fürſten ſind die Hauptſtütze des Katholicismus in Deutſchland. Die Liga, deren Bundesoberſt Maximilian von Baiern, hat im Allgemeinen die Vertheidigung der katholiſchen Religion zum Zwecke. Klein und unbedeutend in ihren Anfängen giebt ſie doch dem Katholicismus Halt und Zuſammenhang. Wehr und Waffen werden auch von dieſer Seite gerüſtet. Kaum kann der Ausbruch eines Kampfes ausbleiben.

In dem deutſchen Reiche ſtanden ſich die Parteien, als die proteſtantiſche Union und die katholiſche Liga geſchloſſen, mehr rüſtend als gerüſtet, mehr den Kampf erwartend als ihn herbeiziehend, da. Die Union ſuchte ſich auszudehnen und geſellte ihren eigentlichen Mitgliedern bald die ſogenannten corraſchirenden Stände zu, die, ohne Mitglieder in dem eigentlichen Sinne des Wortes zu ſein, doch für die Zwecke des Bundes arbeiteten. Deſſelbengleichen ſuchte nun auch die Liga ſich zu feſtigen und zu ſtärken. Die Union ſtützte ſich beſonders auf deutſche, auf germaniſche Kräfte, denn ſie hatte ihre Wurzel in dem Deutſchthume, in der Nation ſelbſt, wie der Proteſtantismus, den ſie vertheidigen wollte. Die Liga aber, die den Katholicismus, eine der großen Mehrheit der Nation fremd und feindlich gewordene Sache verfechten wollte, mußte ſich auch beſonders an die Fremden, an die Undeutſchen wenden. Die Fürſten Italens und Pabſt Paul V., beſonders aber König Philipp III. von Spanien beſendeten

ſie, vorzüglich um Geld zu erlangen für den Krieg, der Deutſchland wieder mit dem Katholicismus beglückſeligen ſollte. Zwar von den Fürſten Italiens und von dem Pabſte empfing die Liga vor der Hand nichts als leere Verſprechungen, aber Philipp III., hoffend, daß ſie zu einem Mittel der Vergrößerung der Macht des Hauſes Spanien-Habsburg gemacht werden könnte, ſetzte ſogleich ſeine Geld-Unterſtützungen in Bewegung. Denn noch immer waren in Spanien die alten Entwürfe, die Karl V. und Philipp II. gehabt, die Macht des Hauſes über alle andere zu erhöhen und nach Möglichkeit aller Staaten-Freiheit Europa's ein Ende zu machen, nicht verſchwunden. Indeſſen verzögerte ſich die wirkliche Uebergabe des ſpaniſchen Geldes, denn Philipp III. wollte erſt ein Glied ſeines Hauſes, den Erzherzog Ferdinand von Steiermark, an die Spitze der Liga ſchieben, um ſie beſſer nach ſeinen Planen leiten zu können. Darüber kamen Mißklänge in das Bündniß ſelbſt und Maximilian I. von Baiern legte ſogar, unzufrieden mit der Weiſe des Hauſes Spanien-Habsburg, auch wohl ſie fürchtend, die Feldhauptmannſchaft der Liga auf einige Zeit nieder.

Die Union hatte unterdeſſen am Hofe Kaiſer Rudolfs II. lange und vergeblich durch den Fürſten Chriſtian von Anhalt um die Reſtitution der Reichsſtadt Donauwörth gehandelt. Sie ward mit ſchönen Worten hingehalten und von einer Zeit zur andern über die hier begangenen Verletzungen aller Reichs-Ordnung vertröſtet, bis von den wichtigern Ereigniſſen, die Deutſchland ergriffen, die kleine Sache von Donauwörth in die Nacht der Vergeſſenheit geſtellt ward. Schon 1609 war dieſe Stadt dem Herzog von Baiern als Pfandſchaft vom Kaiſer überantwortet, und ſeitdem ward die katholiſche Gegen-Reformation von dem Herzog mit der unerbittlichſten Strenge durchgeführt.

Unterdeſſen ſchien der für den Proteſtantismus günſtige Zug, der in den letzten Ereigniſſen immer der Lande Ungarn, Böhmen und Oeſtreich erſchienen, ſich weiter fortſpinnen zu wollen. Einen Augenblick war es, als ſollte der Kampf gegen den Katholicismus, der einmal unvermeidlich, unter ſehr günſtigen Umſtänden eröffnet werden. Es war am 25. März 1609 bereits kinderlos Johann Wilhelm, Herzog von Cleve, Jülich und Berg, Herr von Mark, Ravensberg und Ravenſtein, geſtorben. Auf die reiche Erbſchaft hatte nun das Haus Sachſen, und beſonders die Erneſtiniſche Linie, wohl die am meiſten gegründeten Anſprüche. Indeſſen ließ das Haus ſeine Geſammtanſprüche durch den Kurfürſten Chriſtian II. vertreten. Der Kurfürſt hatte vor dem Kaiſer ungeheure, und wie die Verhältniſſe des Reiches damals lagen, übergroße Achtung. Darum verfolgte er die Anſprüche des Hauſes Sachſen nur auf ordentlichem Wege und meinte durch einen kaiſerlichen Spruch zum Ziele zu gelangen. Solche Rechtlichkeit hat das Haus Sachſen zu mehrerenmalen um große Vortheile, die hätten gewonnen werden, gebracht. Kaiſer Rudolf II. gab nun auch zwar 27. Juni 1610 dem Geſammthauſe Sachſen die gewünſchte Belehnung. Es mußte indeſſen dabei eine Verſchreibung ausgeſtellt werden, daß etwaigen Rechten anderer durch die ſächſiſche Belehnung nichts entzogen ſein ſollte. Niemals hat Sachſen mehr als einen müßigen Titel und ein leeres Wappen von dieſer Sache gehabt, weil man nicht raſch, entſchloſſen und kühn zuzugreifen und zu handeln verſtand. Denn als nach mühſeligem Verhandeln Sachſen endlich die kaiſerliche Belehnung empfing, hatten ſich andere längſt in Beſitz geſetzt. Unter den vielen Bewerbern, die ſich noch um die reiche Erbſchaft müheten und ſie als rechtlich ihnen gebührend in Anſpruch nahmen, waren die

bedeutendſten Johann Siegismund, Kurfürſt von Brandenburg und Philipp Ludwig von Pfalz=Neuburg. Es fängt damals das Haus Brandenburg an in der politiſchen Welt von Bedeutung zu werden. Daſſelbe blühet in drei Hauptlinien, in Franken, in der Mark Brandenburg, in Preußen. Joachim II., deſſen zuletzt gedacht worden, war 1571 geſtorben. Hierauf hatte Johann Georg bis 1598 geherrſcht, dann Joachim Friedrich bis 1608. Johann Siegismund, ſein Sohn, war darauf Herr in Kur=Brandenburg geworden. Derſelbe hat, als die Linie in Preußen 1618 ausgeſtorben, Preußen mit Brandenburg vereiniget. Aber ſchon früher war von ihm kräftige Hand an eine andere Erwerbung gelegt. Brandenburg und Pfalz=Neuburg waren, während Sachſen unterhandelte, raſch zugefahren und beide hatten von den jülich=cleveſchen Landen Beſitz genommen. Weil jeder Theil, Kur=Brandenburg ſowohl als auch Pfalz=Neuburg, für ſich die ganze Erbſchaft begehrte, war unter ihnen bittrer Streit, doch bald vertrugen ſie ſich friedlich zu gemeinſamer Verwaltung und gemeinſamer Benutzung, bis der Streit, wem von ihnen das ganze Erbe gebühre, würde geſchlichtet ſein. Johann Siegismund war dabei auch, zur Behauptung ſeiner Beſitzergreifung, in die Union getreten, die Union überhaupt durch den Beitritt von Heſſen=Caſſel und der Reichsſtädte Straßburg und Ulm damals geſtärkt worden. Wiederum ſchien der Proteſtantismus einen bedeutenden Vorſchritt gethan zu haben. Hiermit hängt nun eine weitverzweigte Bewegung zuſammen.

Guſtav Adolf

und

der dreißigjährige Krieg.

Erſter Band.

Zweite Abtheilung.

Zweites Kapitel.

Was zu Gunſten des Proteſtantismus jüngſt geſchehen in dem Reiche ſelbſt ſowohl, als auch in den Nachbarländern, beſonders aber daß Brandenburg und Pfalz-Neuburg ſich in den Beſitz der jülich-cleveſchen Lande geſetzt, verſetzte die eifrigen Katholiken in Angſt und Schrecken. Sie wollten ſich wieder zu That und Angriff erheben und berechneten nicht allein, was zu ihren Ungunſten, ſondern auch, was noch zu ihren Gunſten in den Verhältniſſen vorhanden. Zu ihren Gunſten war, daß die proteſtantiſche Union immer noch nicht im Stande geweſen, alle proteſtantiſche Kräfte des Reiches zu vereinigen. Kurſachſen, Heſſen-Darmſtadt und Braunſchweig, auf welche viel ankam, hielten ſich ſtandhaft von der Union fern. Grimm gegen die Calviniſten, den die Streitſucht und die Rechthaberei der lutheriſchen Theologen ſorgfältig nährte, Grimm gegen Kur-Pfalz, von dem er in der proteſtantiſchen Feldhauptmannſchaft gewiſſermaßen überflügelt worden, Grimm gegen Kur-Brandenburg, in der jülich-cleveſchen Erbſache jüngſt entſtanden, alterthümliche Hochachtung vor Reich und Kaiſer, durch die er noch zu dieſer reichen Erbſchaft zu gelangen hoffte, hielten beſonders Kurfürſt Chriſtian II. von Sachſen fern von der Sache der Union. Der Katholicismus hatte den Vortheil, in der jülich-cleveſchen Sache ſo auftreten zu können, als wenn es nicht gegen den Proteſtantismus, nur für die Ordnung des Reichs geſchehe. Gelang es aber einmal, im Namen dieſer Ordnung, den beiden proteſtantiſchen Fürſten

von Brandenburg und Pfalz-Neuburg die jülich-cleveſchen Lande zu entwinden und ſie darauf in katholiſche Hände zu bringen, ſo hatte der Proteſtantismus doch einen Schlag empfangen, doch eine Niederlage erlitten.

Alſo ward Kaiſer Rudolf II. wieder einmal von ſeinen Umgebungen in Bewegung geſetzt. Als Kaiſer erklärte er Alles für null und nichtig, was Brandenburg und Pfalz-Neuburg gethan. Dieſe erboten ſich nun, die ſtreitige Erbſchaftsſache im gewöhnlichen Wege des Rechtes entſcheiden zu laſſen; ein Anerbieten, mit dem es allerdings auch nicht ſehr treu und aufrichtig mag gemeint geweſen ſein. Der Kaiſer ſeinerſeits begehrt nun darauf noch, daß ſie die Lande vorher räumen und ihm überantworten ſollen. Daran erkennen jene wieder, daß es dem Kaiſer um die rechtliche Entſcheidung auch nicht zu thun, daß er nur in den Beſitz der ſtreitigen Lande kommen will, ſie dem Katholicismus zu erhalten, ſie für einen katholiſchen Fürſten oder auch wohl für ſich ſelbſt, je nachdem es falle, zu gewinnen. Darum weigern ſie ſich und die Union kommt in Bewegung. Der Kaiſer aber hat für die Ausführung ſeiner Befehle zum Gewaltboten ernannt Ferdinands Bruder, den Erzherzog Leopold, Biſchof von Straßburg und von Paſſau, einen kriegeriſchen Mann. Demſelben gelang ſich der Feſtung Jülich zu bemeiſtern. Nun ſammelte er der Truppen mehrere und rief ſelbſt die Liga um Hülfe an, als ob es ſich hier um die Sache des Katholicismus, welcher der Liga Bundeszweck war, handele. Dieſe, und beſonders ihre rheiniſchen Mitglieder unterſtützten auch den Erzherzog ſofort.

Nun aber ſetzte ſich die Union auch in Bewegung. Brandenburg und Pfalz-Neuburg wenden ſich an König Heinrich IV. von Frankreich und erhalten das Verſprechen kräfti-

ger Unterſtützung. Lange ſchon arbeitet der König daran, daß zwiſchen ihm und der Union ein Bündniß zu Stande kommen möge. Es iſt aber in dem Schooße der Union immer Widerſpruch gegen das Bündniß mit Frankreich erhoben worden: man ſolle ſich mit dem ſelbſtſüchtigen und treuloſen Nachbar des Reiches, mit Frankreich, das nie mit guten Geſinnungen, immer nur mit eigennützigen Gedanken, in die deutſchen Verhältniſſe eingegriffen, nicht verbinden. Erſt, als der Erzherzog Leopold Jülich genommen, als nun von einer andern Seite Gefahr drohete, die Gefahr, von dem Katholicismus überflügelt zu werden, ſchwieg dieſer Widerſpruch und die Union ſchloß 11. Febr. 1610 ein Bündniß mit Frankreich ab. Deſſen nächſter und ausgeſprochener Zweck war gemeinſchaftliche Waffenerhebung, um Brandenburg und Pfalz-Neuburg in dem Beſitz der jülich-cleveſchen Erbſchaft zu erhalten. Indeſſen lagen bei jedem Theil noch andere Gedanken in dem Hintergrunde. Wäre der Kampf nur einmal zum vollen Ausbruche gekommen, ſo würde noch um ganz andere Dinge als um Jülich und Cleve gefochten worden ſein. Die Proteſtanten, einmal unter die Waffen gebracht, wären vielleicht zu kühnem Angriff vorgeſchritten und hätten keck den Zerfall benutzt, der abermals in die katholiſche Welt zu kommen drohete, als ſich Heinrich IV. von Frankreich mit ihnen, den Proteſtanten, verbündet. Ein Zerfall der katholiſchen Welt in ſich ſelbſt war dieſes Bündniß zu nennen, denn Heinrich IV. gedachte des Krieges und der Waffen keineswegs ob der jülich-cleveſchen Erbſache allein.

Seitdem Heinrich IV. durch den Eintritt in den Katholicismus den franzöſiſchen Thron gewonnen, zeigte er ſich in allen Stücken ſtreng katholiſch, und ließ nichts hervortreten, was die Vermuthung, ſein Uebertritt ſei ein wahrer und auf-

richtiger nicht geweſen, hätte begründen können. Wäre nun auch eine Ueberzeugung vom Katholicismus in ihm nicht empor gekommen, was nur Gott geſehen, ſo durfte er es nicht verrathen. Denn der Thron von Frankreich würde ihm damit ſogleich wieder ein unſicherer Beſitz geworden ſein. Was ihm geboten katholiſch zu werden, eben daſſelbe gebot, nicht zu verrathen, daß er eine Ueberzeugung vom Katholicismus nicht gewonnen, wenn er ſie nicht ſollte gewonnen haben. Alſo tritt äußerlich bei dem König nichts hervor als ein ſtrenges Halten am Katholicismus. Der römiſche Klerus wird ſtark begünſtiget, ſelbſt die Jeſuiten 1603 in das Reich zurückberufen. Sie waren 1594 nach Urtheil und Recht als ſehr verdächtig der Anſtiftung eines Mordanfalles auf den König und mit Schimpf und Schande verbannt worden. Eine Schandſäule ſollte das Andenken ihrer Unthat verewigen. Und doch rief ſie der König zurück, theils um dem ſtrengſten, römiſchen Katholicismus eine Bürgſchaft ſeiner Geſinnungen zu geben, theils auch weil er die Jeſuiten fürchtete und ſie begütigen zu müſſen glaubte. Denn allenthalben hin reichte bereits ihr Einfluß und ihr Arm. Im Dunkeln ſchlich ihre Macht umher und nicht eben ſelten waren die Beiſpiele, daß ihre Feinde plötzlich fielen, wenn ſie am ſicherſten zu ſtehen wähnten.

Auf den Katholicismus ſich ſtützend und dadurch die Mehrzahl der Franzoſen für ſich gewinnend, hatte Heinrich IV. mit ſtarker Hand die Großen des Reiches, die in den langen und wilden Religions- und Bürgerkriegen ſich an unbändige Unabhängigkeit gewöhnt, die Menſchen überhaupt, welche in dieſen verwildert und zu ſteter Störung der Sicherheit des Lebens und des Staates gewöhnt worden, zu Ordnung und Ruhe gebracht. Das war das Hauptverdienſt, welches ſich Hein-

rich IV. ſammt ſeinem Miniſter Sülly um Frankreich gewann. Je größer die Erſchütterungen geweſen, je mehr Frankreich unter ihnen gelitten und je verhaßter den Beſſern die Wildheit der Vergangenheit geworden, um deſto höher ward es dem König angerechnet, daß er Ruhe und Ordnung geſchafft. In den dankbaren Augen ſelbſt der Nachwelt iſt Heinrich IV. beſſer und größer erſchienen, als er wirklich war. Weder das Leben noch die Staatsverwaltung Heinrichs IV. iſt ſonſt eben ſehr löblich. Was das Leben anlangt, ſo verſchwendete der ſchon alternde König über die Maßen Geld und Kräfte im Spiel und mit Buhldirnen, war hart, argwöhniſch und mißtrauiſch am meiſten gegen die, von denen er die beſten und aufrichtigſten Dienſte empfangen. Was den Staat anlangte, ſo ſchuf er zwar Ordnung und Ruhe, es wurden dabei aber auch die öffentlichen Freiheiten immer kürzer gemacht, alle Gewalt je länger je mehr in das Königthum gebracht.

Es lebte nun aber in dieſem König Heinrich IV. eine große und bittre Feindſchaft gegen die beiden Häuſer von Spanien-Habsburg, eine Feindſchaft, welche allerdings ſehr wohl verdient war. Wie hatte doch Kaiſer Karl V. gearbeitet, um das franzöſiſche Reich zu vernichten und deſſen beſte Theile für ſich zu gewinnen, wie hatte ſich doch Philipp II. gemüht, Heinrich IV. vom Throne auszuſchließen, ihn für ſich oder doch für ſein Haus zu gewinnen! Selbſt unter dem ſchwachen Philipp III. ſchienen die alten Entwürfe des ſpaniſchen Hofes gegen Frankreich noch fortzudauern. Mit allen Unzufriedenen in Frankreich, deren es noch genug gab, als die Ruhe und Ordnung hergeſtellt, die königliche Macht feſter begründet werden ſollte, ſtand Spanien in Verbindung. Was als offener Angriff früher hervorgetreten, hüllte ſich jetzo in das Gewand der Intrigue und Kabale ein, durch welche neue

Empörungen und neue Aufſtände in Frankreich angezettelt werden ſollten, in denen Spaniens Entwürfe etwa noch zur Reife gebracht werden könnten. Darum meinte Heinrich IV., bedenklich auch dadurch gemacht, daß unter Philipp III. und Rudolf II. wieder eine enge Verbindung der beiden Linien des Hauſes eingetreten, die unter Philipp II. und Maximilian II. gemangelt, dieſes Geſammt-Haus durch Krieg beſchäftigen, ſeine Macht theilen und ſchwächen zu müſſen.

Nicht ſowohl der König ſelbſt als vielmehr Sülly, ſein Miniſter, hatte ſogar den Entwurf gemacht, jenes Geſammt-Haus für Frankreich ganz unſchädlich, ganz ungefährlich zu machen. Philipp III. ſollte auf den Beſitz von Spanien und Indien zurückgeführt, die niederländiſchen und italieniſchen Provinzen ihm entriſſen, die deutſche Linie um die Kaiſerwürde, um Ungarn und Böhmen, ſei es möglich, ſogar auch um ſeine anderen Gebiete noch gebracht werden. Europa ſollte dadurch eine neue Staatsgeſtaltung empfangen, die von Spanien-Habsburg befreiten Länder theils zu freien und ſelbſtſtändigen erhoben, theils mit andern verbunden werden. Süllη meinte, wenn man nur Jedem etwas verſpreche, werde Frankreich Bundesgenoſſen genug finden. Frankreich dagegen ſollte ſich groß und edelmüthig zeigen, meinte Süllη weiter, und für ſich nichts begehren. Heinrich IV. ſelbſt aber dachte weder groß und uneigennützig genug, um für eine Beglückſeligung Europa's mit dieſer neuen Staaten-Geſtaltung Geld und Schätze umſonſt aufwenden zu wollen Redete Süllη zu ihm von dieſer nothwendigen Uneigennützigkeit, ſo antwortete Heinrich IV., wie jener ſelbſt berichtet, daß er mit keinem Gedanken daran denke, uneigennützig ſein zu wollen.

Des Königs Gedanken gingen überhaupt nicht zu ſo großen, unendlich ſchweren, vielleicht ſogar unmöglichen Dingen.

Er wollte nur Krieg gegen die beiden Häuſer von Spanien-Habsburg, um deren Macht zu ſchwächen, die franzöſiſche dagegen weiter auszudehnen. Auf die Niederlande, auf Lothringen, auf den Rheinſtrom mochte es der König am meiſten abgeſehen haben. Er erinnerte ſich recht wohl, wie ſein Vorfahre Heinrich II. durch das Eingreifen in die deutſchen Angelegenheiten, durch den Bund mit den Proteſtanten Metz, Toul, Verdun und Cambrai gewonnen hatte. Darum, längſt auf einen Krieg gegen Spanien-Habsburg rüſtend, hatte Heinrich IV. mit der proteſtantiſchen Union ſich verbündet. Er ſuchte einen Anfang, eine Veranlaſſung zum Kriege, nicht um dem Proteſtantismus, für den er keine Gefühle mehr hatte, aufzuhelfen, ſondern um die politiſchen Entwürfe Frankreichs hinauszuführen. Aber, auch ohne daß der König es wollte und beabſichtigte, mußte es den Proteſtanten aufhelfen, wenn die beiden katholiſchen Hauptmächte, Spanien-Habsburg und Frankreich, untereinander in Krieg geriethen. Deshalb mahnte auch Pabſt Paul V. den König in einem ernſten Breve, 27. April 1610, von dem Kriege ab. Dieſer aber ließ ſich hierdurch in ſeinen Gedanken und Planen nicht irren. Im Frühling 1610, den Verabredungen, die mit Frankreich getroffen worden, gemäß, hatte die proteſtantiſche Union in Deutſchland zu den Waffen gegriffen. Sie erklärte dabei, daß der Kaiſer durch ſein Eingreifen in die jülich-cleveſche Erbſache das Recht verletzt, ſie dagegen den Landfrieden wieder herſtellen wollte. Schon wurden die Bisthümer Würzburg, Bamberg, Köln, Mainz, Worms, Speier und Straßburg von ihnen überzogen, ſchon rückten franzöſiſche Truppen nach dem Niederrhein, wo Erzherzog Leopold hart bedrängt ward, ſchon war eine große franzöſiſche Armee, die Heinrich IV. ſelbſt anzuführen gedachte, nach den

Niederlanden und dem Niederrhein in Bewegung, als ein plötzlicher Fall die Lage der Sachen weſentlich umgeſtaltete. Heinrich IV. ward 14. Mai 1610 zu Paris von Franz Ravaillac ermordet.

Niemals iſt mit Sicherheit ergründet worden, ob das Verbrechen von dem Mörder begangen worden aus freiem und eigenem Antriebe, weil Heinrich IV. einen Krieg beginnen wollte gegen die gut=katholiſche Macht von Spanien=Habsburg, einen Krieg, der zum Vortheil der Proteſtanten auslaufen konnte, oder ob er von jemanden, etwa von denen, welche den Vortheil vom plötzlichen Tode des Königs hatten, angefeuert, beſtimmt und bedungen worden. Das nur iſt ſicher und gewiß, daß nie ein Meuchelmord geweſen, der denen, welche einen Lebenden fürchten mußten, zu günſtigerer Stunde gekommen iſt. Spanien, das kaiſerliche Haus, ja der Katholicismus, ſie waren alle durch Heinrich IV. mit einer großen Gefahr bedroht worden, wenn auch dieſer König gar nicht gegen den Katholicismus ſelbſt auftreten wollte. Und ſein Tod änderte ſogleich Alles. Heinrich IV. hinterließ einen achtjährigen Knaben, Ludwig XIII. Die Mutter, Maria von Medici, welche der König 1599 in zweiter Ehe geheirathet, übernahm die vormundſchaftliche Regierung. Sie war ganz anderer Geſinnung als der König. Sie war dem Katholicismus ergebener, ſie war dem Hauſe Spanien ergeben, ſie wollte keinen ausheimiſchen Krieg, damit ſie, eine ſchwache Frau, nicht darüber im Innern des Reiches die Gewalt verliere. Alſo ward das Heer aufgelößt, welches Heinrich IV. für den Krieg geſammelt und ſeine größeren Entwürfe von Frankreich aufgegeben. Nur die nahen Intereſſen Frankreichs wurden noch feſtgehalten. Ein ſolches Intereſſe war, zu verhindern, daß ſich der Kaiſer nicht am Niederrheine feſtſetze. Deshalb ward

den Proteſtanten noch die Hand zur Eroberung von Jülich gereicht, welche Feſtung auch am 2. Septbr 1610 in ihre Hände fiel.

Hernach zog ſich Frankreich zurück und die deutſchen Proteſtanten ſahen ſich plötzlich mit ihrer Schilderhebung vereinzelt und verlaſſen. Die Liga, durch die veränderten Umſtände ermuthiget, hatte unter Maximilians I. von Baiern Leitung und Betrieb 22. Aug. 1610 einen Bundestag in München eröffnet, Johann Tſcherclas, Freiherrn von Tilly zum Feldmarſchall beſtellt und die Aufrichtung eines Heeres von zwanzigtauſend Mann beſchloſſen. In dem Stifte Paſſau lag auch bereits ein anderes, für des Kaiſers Dienſt geworbenes Heer. Indeſſen hatte die Union die Waffen der Katholiſchen nicht eben zu fürchten. Die Katholiſchen wollten im Ganzen erſt rüſten und die Union war bereits gerüſtet. Doch bedenklich war die Lage der Dinge allerdings geworden, beſonders da man in Frankreich ganz andere Gedanken als die früheren vermuthen mußte. Es kam hinzu, daß Kurfürſt Friedrich IV. von der Pfalz, gewiſſermaßen das Haupt der Union, 19. Septbr. 1610 ſtarb, und durch ſeinen jüngern Sohn, Friedrich V., nicht ſofort erſetzt werden konnte, daß Chriſtian II. von Sachſen, meinend, ſo noch zu der jülich-cleveſchen Erbſchaft zu gelangen, um ſeine Aufnahme in die Liga, obwohl vergeblich, verhandeln ließ. Er handelte vergeblich darum, weil die Liga durch die Aufnahme eines proteſtantiſchen Mitgliedes nicht ihren eigentlichen Bundeszweck ſich wollte verrücken laſſen.

Unter dieſen Umſtänden hätten unter den Proteſtanten ſehr kühne und ſehr kräftige Männer ſich befinden, die proteſtantiſche Partei überhaupt den Entſchluß, das Schickſal Deutſchlands auf die Spitze des Schwertes zu ſtellen, haben

müſſen. Es war aber weder das Eine noch das Andere vorhanden, und deshalb knüpften ſie mit Maximilian von Baiern, dem Bundeshauptmanne der Liga, friedliche Unterhandlungen an, welche bald, 24. Octbr. 1610, zum Abſchluſſe eines Tractates führten. Beide Theile gelobten, bis zum Novbr. ihr geworbenes Kriegsvolk zu entlaſſen und ſich nicht zu befehden, oder ſich ſonſt Schaden zuzufügen. Jedoch ſollte beiden Theilen wegen des in Paſſau lagernden Kriegsvolks des Kaiſers nachgelaſſen ſein, ſich ſonſt in wehrhaftem Stande zu halten, bis auch wegen dieſes jedermann volle Sicherheit fühle. Weiter ward in dem Tractate nichts Bedeutendes feſtgeſetzt oder auch nur erwähnt. Es war ein Waffenſtillſtand, von den Proteſtanten begehrt, weil ſie, wie es mittelmäßigen Menſchen immer gehet, eine beſſere Zeit erwarten wollten, ehe ſie einen großen Entſchluß faßten und heran träten an eine große That, von den Katholiſchen genommen, weil ihnen nichts günſtiger als ein Aufſchub des Kampfes ſein konnte. Maximilian I. von Baiern ſagt es in dem Schreiben, darin er den Mitgliedern der Liga den geſchloſſenen Tractat mittheilt, daß ſie eigentlich ungerüſtet und die Proteſtanten, wenn der Krieg ausgebrochen und er den gebotenen Waffenſtillſtand nicht genommen, leicht Alles hätten niederwerfen und überwältigen können. An wie leiſen Fäden hingen doch die Schickſale Deutſchlands und wie leicht hätte es noch zur religiös-kirchlichen Einheit Deutſchlands kommen können! Wo der Katholicismus jüngſt mit Gewalt aufgerichtet, war er noch eine junge, ſchwache Pflanze, die Seelen und die Gemüther vieler Menſchen noch proteſtantiſch. Wäre die proteſtantiſche Union raſch und kühn mit den Waffen zugefahren, das ganze auf undeutſchen Grund und Boden ruhende Gebäude Roms in dem Reiche würde unſchwer haben zuſammengebrochen

werden können. Aber die Proteſtanten verſtanden die Zeit nicht und wußten nicht, ſie zu benutzen.

Wie große Dinge konnten von den Proteſtanten jetzo durch raſche Entſchloſſenheit und zufahrende Kühnheit gewonnen werden, auch nachdem Frankreich zurückgetreten, da in dem kaiſerlichen Hauſe abermals Unfrieden ausgebrochen. Kaiſer Rudolf II., in unbehülflichen Formen erſtarrt, dem Leben ſo entfremdet, daß er oft Jahre lang das Licht der Oeffentlichkeit nicht ſah und die Menſchen auf den Glauben kamen, daß er müſſe geſtorben ſein, konnte doch den Verluſt Ungarns, Mährens und Oeſtreichs nicht verſchmerzen. Bald nach dem Tode Heinrichs IV. begehrte er ſie zurück, verlangte von Matthias, daß er ihm feierliche Abbitte wegen alles Geſchehenen leiſten ſollte. Matthias leiſtete die Abbitte und durfte die Lande behalten, denn der Kaiſer hatte dieſe Forderung dem Anſcheine nach wieder aufgegeben. Aber Rudolf II. haßte den Bruder, der ihn ſo gekränkt und ſo viel entzogen, tief und bitter. Es ſcheint, er wollte den Wiedergewinn der geraubten Lande nur auf günſtigere Zeiten verſparen. Zunächſt, ſo ſcheinet es ferner, hatte Rudolf II., nie ſeine Mittel und Kräfte kennend, einen andern Plan aufgefaßt. Er gedachte, die böhmiſche Krone dem Erzherzog Leopold zuzuwenden, in Böhmen durch Waffengewalt die Uebermacht der Stände zu brechen, den Majeſtätsbrief aufzuheben oder ihn doch einzuſchränken. Vielleicht war dieſer Plan nicht ſowohl von dem Kaiſer als vielmehr von anderen entworfen, er aber doch darauf eingegangen. Das Paſſauer Kriegsvolk brach plötzlich, nachdem es Oberöſtreich durchplündert, in Böhmen ein. Leopold eilte herbei, ſetzte ſich an die Spitze dieſer wilden Banden und bemeiſterte ſich, ehe die Bürger zur Vertheidigung kommen konnten, 12. Febr. 1611 der ſogenannten kleinen

Stadt oder Kleinſeite von Prag. Der Kaiſer gab ſich das Anſehn, als geſchehe Alles wider ſeinen Befehl, als wären die Söldner nur aufrühreriſch geworden, weil er aus Geldmangel ihnen den rückſtändigen Sold nicht zahlen könne. Indeſſen kam die Stadt Prag, die proteſtantiſchen Stände Böhmens über dieſe Vorgänge in die größte Bewegung. Alle vermutheten tiefer liegende Entwürfe und rüſteten. Leopold machte einen vergeblichen Verſuch auf die Altſtadt; er ward von den Bürgern und ſtändiſchen Truppen zurückgewieſen. In der Stadt entſtand hierauf die wildeſte Unruhe. Der Pöbel fiel über die katholiſchen Klöſter her; es ward gemordet und zerſtört. Die Stände aber ſendeten an Matthias um Hülfe: der Kaiſer wolle ihm den böhmiſchen Thron entreißen, denſelben dem Erzherzog Leopold zuwenden. Und ſogleich war Matthias wieder bereit; mit achtzehntauſend Kriegern eilte er den Böhmen zu Hülfe. Auf dieſe Nachricht ließ Rudolf II. ſogleich den übelberechneten Plan fallen, bezahlte die Paſſauer, wozu er erſt das Geld zu beſitzen geläugnet, gebot ihnen von Prag abzuziehen, was auch am 11. März 1611 geſchah. Sie zogen nach Budweis und verliefen ſich ſpäter. Erzherzog Leopold der ſeine ſeltſame Rolle ausgeſpielt, zog ſich in ſein Bisthum Paſſau zurück.

Rudolf II. aber, der in Prag beinahe wie ein Gefangener gehalten ward, demüthigte ſich vergeblich vor Matthias. Als derſelbe nach Prag, wo ſich die böhmiſchen Stände verſammelt, kam, ward der Arme genöthiget, ſich durch eine Acte, 22. Juni 1611, auch noch des Herrnthums zu Gunſten ſeines Bruders zu entäußern, das ihm über Böhmen und Schleſien geblieben. Ein Jahrgehalt war Alles, was ihm übrig blieb von ſo reichen und großen Gebieten. Matthias aber erlangte die Wahl der böhmiſchen Stände zum

König auch nur unter ſchweren Bedingungen. Alle ſchon vorhandene Freiheiten und Privilegien der Stände mußte er feierlich beſtätigen. Sie hatten noch andere und größere begehrt, das Recht ſich ohne königliche Berufung zu verſammeln, Truppen zu werben und zu halten, mit den Ständen Ungarns, Oeſtreichs, Schleſiens und Mährens förmliches Bündniß zur Aufrechthaltung ihrer Privilegien zu ſchließen. Matthias mußte wenigſtens verſprechen, über dieſe Dinge auf dem nächſten Landtage mit ihnen zu verhandeln. Die Proteſtanten müſſen mit Nothwendigkeit, ſo lange die Fürſten hier katholiſch ſind und der herrſchende Jeſuitismus täglich mit neuen Angriffen drohet, auf die Einſchränkung der fürſtlichen Gewalt ſinnen. Sonſt iſt ein innerer Zuſammenhang zwiſchen dem Proteſtantismus und den ſtändiſchen Freiheiten nicht vorhanden. Des armen Rudolfs II. Rolle war nun aber bald ganz ausgeſpielt. Er war nun weiter nichts mehr als Kaiſer der Deutſchen. Wer dieſem Titel nicht durch eine Erb= und Hausmacht einen Nachdruck geben konnte, beſaß in und mit ihm in Wahrheit nicht viel. Rudolf II. war ſo tief heruntergebracht, daß er die nach Nürnberg berufenen Kurfürſten um Geldunterſtützung anging, damit er ſtandesgemäß leben könne. Die Kurfürſten vertröſteten ihn damit auf den nächſten Reichstag, nicht ohne ihm manche Bitterkeit über ſein ſeltſames Regiment zu ſagen. Doch entriß ein baldiger Tod 20. Januar 1612 den armen Kaiſer weiteren Kränkungen. Er war 60 Jahr alt geworden.

Es geſchah beſonders durch den Einfluß der Proteſtanten, daß der um fünf Jahre jüngere Matthias zum König und Kaiſer erwählt ward. Sie erwarteten von ihm, daß er ein neuer Maximilian II. für ſie werden würde, und Matthias ſelbſt hatte ſo zu ihnen geſprochen. Indeſſen wenn auch der

neue Kaiſer, was durchaus nicht der Fall, innerlich dem Proteſtantismus geneigt geweſen, ſo hätte er doch wenig für ihn thun können, da das Kaiſerthum ſelbſt eine bedeutende Kraft in dem Reiche gar nicht mehr war. Was geſchehen konnte von Matthias, das war bereits geſchehen. Seine Erblande und Böhmen und Ungarn hatten die geſetzlich anerkannte Freiheit des Proteſtantismus. Matthias hatte ſie nur gegeben, weil er nicht anders emporkommen konnte, weil er mußte. Nachdem er zu Allem gelangt, wozu er gelangen wollte, hatte er für den Proteſtantismus kein Intereſſe mehr. Es war auch ein Nachtheil für denſelben, daß die Spaltungen, welche in dem kaiſerlichen Hauſe bis jetzt geweſen, endeten. Die Erzherzöge fanden ſich wieder in gemeinſamen Intereſſen und Anſichten zuſammen. Der Proteſtantismus drohete in den Erbländern, in Böhmen und Ungarn ihre fürſtliche Gewalt immer mehr einzuſchränken. Sie fühlten, daß ſie demſelben entgegentreten müßten.

Nur etwa das Alter, die Schwäche und Unentſchloſſenheit des Kaiſers, die ihn mehr zu milden als zu durchgreifenden Maßregeln trieb, hätte den Proteſtanten etwa noch ein Vortheil werden können. Aber auch daraus kam ein ſolcher Vortheil nicht, denn der Katholicismus hatte andere, kräftigere Häupter als der Kaiſer war. So, als Matthias und ſein Rath Kardinal Kneſel den Verſuch machten, die Beſtimmung der Liga zu verändern, ſie aus einem Bunde für die Ausbreitung des Katholicismus umzugeſtalten in ein unter dem Kaiſer ſtehendes Bündniß zur Erhaltung des religiöſen und bürgerlichen Friedens im Reiche, ſcheiterte das an dem entſchloſſenen, immer auf ſein Ziel gerichteten Sinne Maximilians I. von Baiern. Der war und blieb der Liga belebende Seele, der unter den größten Schwierigkeiten den Bund zuſammenhielt

und, wo nöthig, ihn zur Thätigkeit befeuerte. Die geiſtlichen Fürſten und Herren allein würden ohne Maximilian in Schlaffheit und Unthätigkeit dem Untergange des Katholicismus zugeſehen haben, denn ſie pflegten viel zu zählen und zu rechnen, um Geld zu mäkeln und zu knauſern.

Für die Proteſtanten aber war der günſtige Augenblick, noch einen großen Schlag auf den Katholicismus zu führen, unbenutzt vorbeigegangen. Was ſie mit den Waffen zu erreichen verabſäumt, wollten ſie durch Reden, Unterhandlungen und Schlüſſe nachholen, ein Weg, auf dem nichts gewonnen werden konnte. Auf dem Reichstage, den Matthias zu Regensburg 13. Aug. 1613 eröffnete, begehrten die Fürſten der Union die Aufhebung des geiſtlichen Vorbehalts, die Aufhebung des Rechtes der Stimmenmehrheit auf den Reichstagen, beſonders in Religions-Sachen, und aus Proteſtanten und Katholiken gleichmäßig zuſammengeſetzte Reichsgerichtshöfe. Schlüſſe, die dieſe Dinge in dem Reiche geſetzlich gemacht, würden dem Katholicismus ſicher binnen nicht langer Zeit den Untergang gebracht haben. Deshalb widerſtanden die katholiſchen Stände, jetzo noch im Beſitze der Stimmenmehrheit, weil ſo viele Erzbiſchöfe und Biſchöfe mit auf den Reichstagen waren, auf das Aeußerſte. Es gelang ihnen um ſo mehr Alles zu hintertreiben, da die eifrigſten Lutheraner, beſonders Heſſen-Darmſtadt und die beiden Häuſer Sachſen zu den Katholiſchen ſtanden. In dem Kurfürſtenthum Sachſen war 2. Juli 1611 Chriſtian II. geſtorben und Johann Georg I. gefolgt. Alſo ward der Reichstag am 22. Octbr. 1613 aufgelößt.

Um dieſe Zeit war Kaiſer Matthias geſonnen, den Krieg gegen die Türken und gegen Sultan Ahmed I. wieder zu eröffnen, ob nicht ganz Ungarn wieder gewonnen werden könnte.

Die verwirrte Lage des türkiſchen Reiches ſchien zu einem ſolchen Verſuche einzuladen. Der Reichstag von 1613 hatte auch ſchon dem Kaiſer eine geringe Hülfe zu dieſem Kriege bewilliget. Da ſie ſo gering ausgefallen, wendete ſich Matthias an die Stände Ungarns, Böhmens und Oeſtreichs. Aber einmüthig wollten ſie von einem ſolchen Kriege nichts wiſſen, ſeine Nothwendigkeit nicht begreifen, Gelder nicht bewilligen. Darum erneuerte der Kaiſer 1. Juli 1615 den Frieden von Zvitſa-Torok auf zwanzig Jahre, hatte auch ſchon früher, 6. Mai 1615, den klugen und rüſtigen Bethlen Gabor, den die Stände von Siebenbürgen 1613 zu ihrem Fürſten erwählt, anerkannt. Ein Krieg mit den Türken würde den Proteſtantismus wieder in eine günſtige Lage verſetzt haben. Aber dieſe Bundesgenoſſenſchaft wollten und wünſchten ſie ſelbſt nicht. Ahmed I. aber ſtarb nicht lange darauf, 22. Novbr. 1617, Muſtafa beſtieg den Thron, ward aber bald, ſchon am 26. Febr. 1618 geſtürzt und Osman auf denſelben erhoben. Osman wendete ſeine Waffen gegen Polen und der alten Entwürfe gegen Deutſchland ward vor der Hand von den Türken nicht mehr gedacht.

Daß es aber ſo war, mußte doch eine Ungunſt im Stande der allgemeinen Weltverhältniſſe für den Proteſtantismus genannt werden. Und ſolche Ungunſt kam um dieſelbe Zeit noch von andern Seiten her. Scheint es doch faſt, wenn man die Geſchichte der letzten Jahrzehnte betrachtet, als habe die Weltregierung für beide Religions- und Kirchenparteien ein Gleichgewicht in der Gunſt und Ungunſt der Dinge zu halten gedacht, damit keine die andere ganz überflügeln und überwältigen, und die beiden Haupt-Verſchiedenheiten der Auffaſſung des Chriſtenthums, Katholicismus und Proteſtantismus, in dem deutſchen Reiche, dem Herzen Europa's,

gemiſcht neben einander beſtehen ſollten. Daher der ſtete Wechſel der Dinge und der Ereigniſſe, welcher bald die eine, bald die andere Partei begünſtiget und fördert. Die Häuſer Kur-Brandenburg und Pfalz-Neuburg hatten zwar gemeinſchaftlichen Beſitz vom jülich-cleveſchen Erbe genommen, ſich aber über daſſelbe noch nicht gehörig auseinandergeſetzt. Es war die Rede davon, den Prinzen Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg mit der brandenburgiſchen Prinzeſſin Anna Sophia zu vermählen und ihm die brandenburgiſchen Rechte auf die Erbſchaft als Mitgift zu geben. Hierdurch würde jene dem Hauſe Brandenburg aber doch ganz verloren gegangen ſein; deshalb mag der Kurfürſt Johann Siegismund dem ganzen Plane wenig geneigt geweſen ſein. Es ſollen nun beide, der Kurfürſt und der Prinz, einſtmals in einen heftigen Wortwechſel gerathen, dieſer von jenem, wie denn die Sitten der Zeit wild und roh ſind, einen Schlag ins Geſicht erhalten haben.

Wie es ſich nun auch immer mit dieſer Erzählung verhalte, Unfrieden iſt wegen der Erbſchaft ſicher zwiſchen beiden geweſen. Da kommt der Prinz nach München zu Maximilian I., dem Vetter ſeines Hauſes: denn die Häuſer von Baiern und von der Pfalz, zwieſpältig im Glauben geworden, ſind ſich doch nahe verwandt. Hier gewinnt er die Prinzeſſin Magdalena, Schweſter des Baiern-Herzogs, lieb und eine Vermählung zwiſchen ihnen wird verabredet, zu der Wolfgangs Vater, Philipp Ludwig von Pfalz-Neuburg, ein ſtrenger Lutheraner, endlich in der Hoffnung, daß die künftige Tochter zum Lutherthume könne bekehrt werden, ſeine Einwilligung giebt. Aber ſchon hatte der Baiern-Herzog und die Jeſuiten an Wolfgang gearbeitet und ihn nach langem Widerſtreben erſt wankend in ſeinem proteſtantiſchen Glauben

gemacht, dann ihn ſogar zum heimlichen Uebertritt 14. Juli 1613 bewogen. Der alte, ehrwürdige Vater ward hintergangen und getäuſcht, die Vermählung am 11. Novbr. 1613 vollzogen. Als Statthalter ſeines Vaters in die jülich-cleveſchen Lande zurückgekehrt, kam nun Wolfgang in immer bitteren Streit mit Brandenburg, bis von beiden Seiten Fremde auf deutſchen Boden gezogen wurden. Brandenburg rief zuerſt Truppen der niederländiſchen Republik, mit welchen die Union ſchon 6. Mai 1613 ein förmliches Bündniß geſchloſſen, und bemeiſterte ſich der Feſtung Jülich. Wolfgang rief aus den ſpaniſchen Niederlanden Spinola und ſpaniſche Truppen, jagte die Brandenburger aus Düſſeldorf. Die Spanier bemeiſterten ſich Aachens, unterdrückten die Proteſtanten daſelbſt, die auch der Kaiſer in die Acht gethan, ja ſie kamen über den Rheinſtrom und beſetzten Weſel. So tummelten ſich ſchon die Fremden mit frecher Willkühr auf dem Boden des Vaterlands, weil der Streit um Glauben und Kirche die nationale Einheit zerriſſen. Wolfgang aber, von jungem Glaubenseifer ergriffen, ſprach 25. Mai 1614 zu Düſſeldorf ſeinen Uebertritt öffentlich aus. Heftig zürnte der alte Vater und der Sohn ſuchte ihn durch die Verſicherung zu begütigen, daß die Glaubens- und Gewiſſens-Freiheit der Unterthanen doch von ihm ſolle geachtet werden. Philipp-Ludwig aber ſtarb 12. Aug. 1614 aus Kummer und Schmerz. Abermals war das Gewicht des Katholicismus in dem Reiche geſtiegen. Sie hatten doch wieder eine Fürſtenſtimme mehr.

Die Jeſuiten triumphirten, daß Wolfgang aus reiner Ueberzeugung übergetreten ſei. Es fügte ſich aber ſeltſam, daß der Jeſuit Jacob Raihing, Wolfgangs Hofprediger, der ſeines Herrn Verfahren in dieſem Lichte dargeſtellt, ſelbſt zum Proteſtantismus übertrat und theologiſcher Profeſſor in

Heidelberg ward. Eine trübe und düſtere Stimmung wollte man ſeit dem Uebertritt an dem Pfalzgrafen bemerken, der von demſelben auch nicht alle Vortheile gewann, die er erſt mochte gehofft haben. Denn der Bund mit den Katholiſchen brachte ihn in den Alleinbeſitz der jülich-cleveſchen Lande nicht. Er mußte zu Xanten 1614 einen Theilungstractat mit Brandenburg ſchließen. Es konnte derſelbe aber nicht ausgeführt werden, weil Spanier und Niederländer ſich weigerten, den Boden des Reiches zu räumen. Sicher aber aus Ueberzeugung geſchah es, daß Johann Siegismund von Brandenburg öffentlich und feierlich 25. Febr. 1613 das Lutherthum verlaſſen und zum Calvinismus übergetreten war. In den Ländern des Kurfürſten entſtanden darüber die größten Bewegungen und wenig fehlte, ſo wären die Lutheriſchen in Brandenburg und Preußen bis zu offenem Aufruhr gegen den calviniſch gewordenen Landesfürſten losgebrochen. Johann Siegismund entſagte aber dem fürſtlichen Reformationsrecht, welches proteſtantiſche und katholiſche Fürſten damals ausübten, und gelobte 5. Febr. 1615 die Unterthanen bei dem Augsburgiſchen Glaubensbekenntniß ſonder Zwang und Drang zu laſſen. Aber das immer weitere Umſichgreifen des Calvinismus ſchwächte und verwirrte die ganze proteſtantiſche Partei. Im Uebrigen ſtarb Kurfürſt Johann Siegismund unter den folgenden Ereigniſſen 23. Decbr. 1619 und ſein ebenfalls eifrig calviniſcher Sohn Georg Wilhelm folgte ihm in dem Kurfürſtenthume und im Herzogthume Preußen.

Nach dieſen Ereigniſſen zogen ſich nun einige Jahre noch hin, die große und ſchlagende Ereigniſſe nicht in ihrem Schooße tragen. Eine Art von Ruhe waltet in ihnen über dem Reiche, aber eine bange, gewitterſchwere Ruhe, die ſchon zuweilen von dem fernen Donner des nahenden Unwet-

ters unterbrochen wird. Offener Kampf der Waffen muß zu irgend einer Zeit, es ſei über lang oder es ſei über kurz, zum Ausbruch kommen. Der Katholicismus will, was er verloren hat, zurückerobern und achtet nicht darauf, wie viel Jammer, Noth, Blut und Thränen darüber ſein werden, wie das Vaterland dabei eine Beute der Fremden, der Undeutſchen wird werden müſſen. Der Katholicismus erſcheint als von allen deutſch-nationalen Gefühlen losgeriſſen. Spanien, Italien, jetzt auch Frankreich ſind die Stützpuncte, auf denen er Deutſchland wieder überwältigen will. Nur ſind die Kräfte des Katholicismus auf einige Zeit gelähmt. Dem kaiſerlichen Hauſe iſt die Liga deshalb unangenehm, weil ſie eine freie und ſelbſtſtändige Macht in dem Reiche geworden, weil die Leitung dieſer Liga an Maximilian I. gekommen. Das Haus machte den Verſuch, einen andern katholiſchen Bund zu Stande zu bringen, der unter Erzherzog Maximilian, Bruder des Kaiſers, ſtehen ſollte. Man ſuchte daher die alte Liga aufzulockern und ihre Glieder zu dem neuen Bunde, der entſtehen ſollte, herüberzuziehen. Es gelang damit auch ſoweit, daß 1616 die alte Liga als aufgelößt betrachtet werden mußte. Maximilian I. von Baiern hatte bereits die Hauptmannſchaft derſelben niedergelegt. Zu Stande aber kam das neue Bündniß nicht. Durch dieſe Spannung zwiſchen Oeſtreich und Baiern kam ein Stocken in die Unternehmungen des Katholicismus. Die Geſinnungen aber in demſelben blieben, wie ſie früher geweſen, es blieb der Entſchluß, loszuſchlagen, loszubrechen, ſo wie man Kraft genug habe, ſo wie die Gelegenheit ſich günſtig zeige. Freilich war es weniger der alternde Kaiſer Matthias, der ſolcher Gedanken und Entſchlüſſe voll war, als andere, Maximilian I. von Baiern vornehmlich und Ferdinand von Steiermark, die immerfort

als die Häupter des deutſchen Katholicismus betrachtet werden müſſen. Weil nun aber der Name und der Schatten der Kaiſergewalt ſich noch in Matthias Hand befindet, ſo geſchahen allerdings von da aus noch einige Schritte, welche wie Milde und Verſöhnlichkeit ausſahen.

Die proteſtantiſche Sache liegt, da auch Johann Georg I. von Sachſen bei der zweifelhaften und zweideutigen Weiſe ſeines Vorgängers verharrt, in den Händen der Union, an deren Spitze Kur-Pfalz ſteht. Kurfürſt Friedrich V., ein ſchwacher, unentſchloſſener, haltloſer Mann, hat ſich 1613 mit einer königlichen Prinzeſſin, mit Eliſabeth von England, Tochter Jacobs I., der nach dem Tode der großen Eliſabeth die Krone von England und Schottland auf ſeinem Haupte vereiniget, vermählt und ſeine Seele iſt dadurch mit hohen und ſtolzen Gedanken erfüllt worden, denen ſeine innere Kraft nicht entſpricht. Im Jahre 1614 hat er die Regierung der Kur-Pfalz ſelbſt übernommen. Die Union bat den Kaiſer, doch noch eine friedliche Vergleichung aller religiöſen Streitigkeiten in dem Reiche zu verſuchen. Wenn es darüber, ſagte ſie, zu Verhandlungen komme, ſo würde ſie ihre friedliebenden Geſinnungen, ihre deutſche Weiſe erhärten. Würde aber auch dieſer Antrag verworfen und Alles auf die Fauſt geſetzt, ſo würden es diejenigen, welche das Vaterland den Fremden Preis gäben, nicht ſie, vor Gott dereinſt zu verantworten haben.

Um etwas deutſcher und patriotiſcher iſt, mitten in der religiöſen Erbitterung, die Geſinnung der Proteſtanten doch immer noch. Ihr friedlicher Antrag frommt zu nichts und ſelbſt Kaiſer Matthias kann nichts thun, denn die katholiſchen Fürſten und Stände ſuchen Ausflüchte aller Art, daß es nicht einmal zu dem ernſtlichen Anfange friedlicher Verhandlungen kam. Die Proteſtanten aber faſſen und begreifen ihre Gegner

noch immer nicht. Sie haben die Erkenntniß nicht gewonnen, daß es gewiſſe Lagen giebt, wo man nicht ausreicht mit den gewöhnlichen Mitteln, wo nicht anders als durch raſche Kühnheit die Erhaltung, der Sieg und die Ausdehnung gewonnen wird. Kein über die Mittelmäßigkeit ſich erhebender Geiſt iſt unter ihnen, keiner, der dem ewigen Reden und Wiederreden, Ueberlegen und Wiederüberlegen ein Ende mache. Kaiſer Matthias erließ zwar an beide im Reiche beſtehende Bünde 3. April 1617 den Befehl ſich aufzulöſen. Aber niemand fragte darnach. Die Proteſtanten erneuerten ihre Union 23. April 1617 auf drei Jahre, die Geſinnung erkennend, welche in den Katholiſchen war. Im Mai deſſelben Jahres erneuerte Maximilian I. von Baiern die Liga, nur den Namen derſelben vermeidend.

Nicht lange darauf feierten die Proteſtanten 31. Octbr. 1617 zum erſtenmale das hundertjährige Jubelfeſt der Reformation und verabſäumten dabei nicht, ihren glühenden Haß gegen das Pabſtthum unverholen zu Tage zu legen. Die Jeſuiten beeiferten ſich mit Schimpfen und Schmähungen zu antworten, und von beiden Seiten gab ſich eine große Roheit kund. Die Bildung der Nation war ſeit einem Jahrhundert nicht allein aufgehalten, ſondern ſogar zurückgedrängt worden, als das ganze Leben ſich um die Entſcheidung theologiſcher Fragen drehete, von denen nur ein Theil fruchtbringend für den Geiſt werden, der andere ganz unfruchtbar für denſelben bleiben mußte. Roheit und Verwilderung griffen immer weiter um ſich, um bald furchtbar zu Tage zu treten. Der römiſche Stuhl aber hatte den Proteſtanten ſchon im Voraus auf ihr Jubelfeſt geantwortet. Durch eine Bulle Pabſt Pauls V. vom 12. Juni 1617 war ein Jubeljahr ausgeſchrieben worden, das die katholiſche Kirche am 10. Novbr. 1617 feierlich beging.

Die lärmenden, tobenden und bitteren Worte, welche von beiden Seiten bei dieſer Gelegenheit fielen, waren die Boten der bitteren Thaten, welche bald darauf folgten. Nicht ging das Jahr 1617, wo das Reformationsjubiläum der Proteſtanten und das Jubeljahr der Katholiſchen die Stimmung noch verbittern zu müſſen ſchien, die ſchon früher bitter genug geweſen, vorüber, ohne wichtige Ereigniſſe, die den Ausbruch faſt mit Nothwendigkeit herbeiziehen mußten, in ſeinem Schooße zu bringen. Der Zwieſpalt, der in dem kaiſerlichen Hauſe früher geweſen, war mit Rudolfs II. Tode erloſchen. Matthias, alt, lebensſatt, ſchwach, kinderlos, wie es auch ſeine beiden Brüder, die Erzherzöge Maximilian und Albrecht waren, mußte daran denken, die Stellung zu ſichern, die das Haus ſeit Karl V. und Ferdinand I. in der Welt behauptete. Dieſe beruhete nicht ſowohl auf den Erblanden, auf Oeſtreich, Steiermark, Kärnthen, Krain, Tirol und Vorder-Oeſtreich, als auf dem Beſitze der Kronen, von Böhmen, Ungarn und Deutſchland, wo in den beiden erſten die Stände, in dem letzten die Kurfürſten das Wahlrecht beſaßen. Leicht konnten dieſe Kronen verloren gehen, ſorgte man nicht in Zeiten. Darum verſtändigten ſich alle Glieder des Hauſes, auch Philipp III. von Spanien eingeſchloſſen, dieſe Wahl-Kronen noch bei Lebzeiten des Kaiſers Matthias auf Ferdinand von Steiermark zu bringen, in deſſen Jugend und Kraft die Hoffnungen der deutſchen Linie des Geſammthauſes faſt allein beruheten.

Dieſen, den Mann, welcher ſich bis jetzt nur durch rückſichts- und erbarmungsloſen Feuereifer für den Katholicismus ausgezeichnet, ſtellte Kaiſer Matthias zuerſt den böhmiſchen Ständen vor, damit ſie ihn zu ihrem künftigen König wählten. Nicht ſo ganz feſt und beſtimmt ſtand das Wahlrecht der

böhmiſchen Stände da, daß ſie überhaupt in der Regel hätten wählen können, wen ſie wollten. Sie hatten ſich in der Ausübung dieſes Rechtes, das ſie ſeit dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts beſaßen, doch, zwar nicht immer, aber gewöhnlich an das einmal herrſchende Haus gehalten und aus demſelben gewählt. Als einer, der ſchon ein gewiſſes Erb= recht auf den böhmiſchen Thron habe, ward ihnen Ferdinand von Steiermark vorgeſtellt. Es waren größtentheils Evange= liſche, die ihn wählen ſollten und es kann auf den erſten Anblick befremdend erſcheinen, daß unter dieſen nur Heinrich von Thurn und Colonna von Fels ſind, die Ferdinands, den man als geſchworenen Feind des Proteſtantismus kennt, Wahl und Einſetzung aufzuhalten und zu verzögern ſuchen. Alle andere wählen ihn, alſo daß 23. Juni 1617 Ferdinand, nachdem er alle Rechte und Freiheiten des Landes, auch den Majeſtätsbrief anerkannt und beſchworen, zum König von Böhmen gekrönt werden kann.

Zwei Dinge indeſſen erklären dieſe, für die erſte Betrach= tung, befremdende Erſcheinung. Die Proteſtanten haben zuerſt ein ſtarkes Rechtsgefühl, Ferdinand hat doch ſchon ein gewiſſes Recht auf die böhmiſche Krone und es ſoll ihm dieſes ohne die höchſte Noth nicht gekürzt werden. Sie meinen fer= ner durch ihre Briefe und Privilegien, durch Ferdinands Schwüre und durch ihre eigene Kraft auch gegen den erz= römiſch=katholiſchen Sinn ihres künftigen Königs vollkommen geſichert zu ſein. Indeſſen erheben die Jeſuiten ſogleich ein gewaltiges Triumphgeſchrei über Ferdinands Wahl und Krö= nung. Die proteſtantiſchen Böhmen ſcheinen dadurch bald zur Beſinnung und zur Reue gebracht worden zu ſein. Sie er= wogen, wie rückſichtslos Ferdinand in ſeinen ſteieriſchen Erb= landen ſich über Alles hinweggeſetzt, um dem Katholicismus

einen Triumph zu bereiten. Eine düſtere und beſorgliche Stimmung verbreitete ſich daher ſchnell über die böhmiſchen Proteſtanten. Gemehrt und geſteigert ward ſie ſofort durch den Umſtand, daß Kaiſer Matthias ſein Hoflager von Prag hinweg nach Wien am Ende des Jahres 1617 verlegte, keinen wirklichen Statthalter über Böhmen verordnete, die Landesverwaltung ſieben katholiſchen und nur drei evangeliſchen Herren überließ.

Ferdinand aber war nicht lange in Böhmen geblieben, ſondern nach Ungarn gegangen, wo Matthias auf den 18. März 1618 einen Reichstag ausgeſchrieben, dem er, ſchon matt und krank, nicht in Perſon beiwohnen konnte. Seine Gewaltboten redeten hier nicht von Ferdinands Wahl, ſondern nur von Anerkennung, Einſetzung und Krönung zum künftigen König, als ob ein Wahlrecht der ungariſchen Stände gar nicht Statt habe. Aber gerade dadurch wurden die ungariſchen Stände aufmerkſam und bedenklich gemacht. Die Katholiſchen fürchteten, daß das kaiſerliche Haus die politiſchen Freiheiten und Rechte umzubrechen gedenke, die Proteſtanten, daß es nicht allein dieſes, ſondern auch den Umſturz des Wiener Religions-Friedens, gegen welchen in der Zwiſchenzeit ſo Manches geſchehen, beabſichtige. Darum beſtanden ſie darauf, daß der Kaiſer zuerſt ihr vollkommen freies Wahlrecht anerkenne, Ferdinand ſich im Voraus zu unverletzlicher Erhaltung ihrer Freiheiten und Rechte, der Wahlcapitulation des Kaiſers und des Wiener Religions-Friedens verpflichte. Weder das Eine noch das Andere konnte von dem kaiſerlichen Hauſe umgangen werden. Und nun verhandelten die Stände über Ferdinands Wahl. Sie ſetzten für denſelben eine abermalige Wahlcapitulation auf, darin nicht allein aller politiſchen Rechte und Freiheiten, ſondern auch der religiös-kirchlichen

ausdrücklich und ausführlich gedacht war. Der Wiener Religions-Friede ſoll unverbrüchlich gehalten und die Ausübung der Religion, welche ſie wollen, den Baronen, Magnaten, Edelleuten, königlichen Freiſtädten, Marktflecken, Dörfern frei ſein, auch Niemand, wes Standes er immer ſei, von dem Könige oder von den Grundherren im Genuſſe dieſer kirchlichen Freiheit geſtört oder gehindert werden. Hierauf ward Ferdinand 16. Mai 1618 zum künftigen König Ungarns gewählt. Es verliefen noch beinahe acht Wochen, ehe ſeine Krönung vor ſich gehen konnte. Und in dieſer Zeit brach die lange religiös-kirchliche Spannung, welche zwiſchen Katholicismus und Proteſtantismus beſtand, zuerſt in Böhmen in eine klar auflodernde Flamme aus.

Den dritten Thron, welchen die anderen Glieder des kaiſerlichen Hauſes für Ferdinand von Steiermark in dieſer Zeit auch noch zu gewinnen ſuchten, den Thron des deutſchen Reiches, vermochten ſie doch nicht ihm zu verſchaffen. Viel ward darüber von Seiten des kaiſerlichen Hauſes mit den bedeutendſten Fürſten des Reiches verhandelt, um ſie für den Gedanken zu ſtimmen, noch bei Matthias Lebzeiten die Wahl eines künftigen Königs zu veranſtalten und ſie auf Ferdinand von Steiermark fallen zu laſſen. Die katholiſchen Kurfürſten und Sachſen zeigten ſich auch geneigt; die Union fürchtet, daß er gelingen möchte. Im Mai 1618 ſollte ein Kurfürſtentag deshalb gehalten werden.

Daher ſuchte die Union Spaltung unter die Katholiken zu bringen und trug durch Kur-Pfalz und Friedrich V. dem Herzog Maximilian I. von Baiern die kaiſerliche Krone an, obwohl dieſer ſelbſt ſchon Ferdinand von Steiermark zum künftigen Kaiſer vorgeſchlagen. Mit dieſem Anerbieten beabſichtigte die Union ſicher weiter nichts als die Baiern und ihre Freunde

von dem kaiſerlichen Hauſe und von Ferdinand von Steiermark zu entfernen und ſo deſſen Wahl zum künftigen König und Kaiſer zu hintertreiben. Sie beachſichtigte ſicher nicht, ſich in Ferdinand einen Feind zu entfernen und dafür in Maximilian I. von Baiern einen anderen zu geben. Deshalb, weil er getäuſcht werden ſollte, ward auch dem Herzog zu verſtehen gegeben, daß er mit ſeiner Wahl aber warten möchte, bis Matthias geſtorben; denn es ſei ungeſetzlich bei Lebzeiten eines Kaiſers ſchon einen zukünftigen zu wählen. Friedrich V. von der Pfalz ſcheint ſogar für ſich ſelbſt an das Kaiſerthum gedacht zu haben. Die Schlinge, welche den Katholiſchen gelegt werden ſollte, war viel zu grob, als daß der kluge Maximilian I. ſie nicht hätte ſehen ſollen. Aber die Unterhandlungen mit den Pfälzern ſetzte er fort und am Anfange des Jahres 1618 war Friedrich V. deshalb ſogar perſönlich in München. Der Herzog unterhandelte nur, um beſſer hinter alle Entwürfe der Widerpart zu kommen. Das Intereſſe des Katholicismus begehrte, daß Ferdinand Kaiſer würde, und dieſes Intereſſe ſtand für Maximilian höher als das eigene. Darum dachte er an das Kaiſerthum für ſich ſelbſt nicht. Der ausgeſchriebene Kurfürſtentag kam indeſſen gar nicht zu Stande, denn die böhmiſchen Unruhen traten dazwiſchen und zogen die allgemeine Aufmerkſamkeit nach einer andern Seite hin.

Drittes Kapitel.

Wie in dem Reiche der Deutſchen die Flamme des Krieges ausbrechen will, welcher im Weſentlichen, ob ſich auch andere Dinge einmiſchten, ob auch nicht allen, die in ihm eine bedeutende Rolle ſpielen, immer nur der Glaube und die Kirche Zweck der Beſtrebungen und Bemühungen iſt, doch um Glauben und Kirche geſtritten wird, iſt vom hohen Norden Europa's her der Retter des Proteſtantismus aus gegenwärtigen und zukünftigen Gefahren ſchon ein bedeutender Mann geworden, der ſeine Thatkraft, ſeine Klugheit, ſeinen Edelmuth und ſeine reine Geſinnung ſchon vielfach erprobt, deſſen Name mit Achtung und mit Ehren genannt wird, der unter den Großen und Gewaltigen der Erde leuchtet wie ein glänzender Stern, an welchem, wie er nach kurzem aber inhaltsreichem und ſegensvollem Leben wieder aus dem irdiſchen Daſein geſchieden, ſelbſt die erbittertſten Feinde den Makel, den ſie an ihm ſo gern gefunden, nicht zu finden vermochten. Guſtav Adolf war dieſer Retter und dieſer Mann.

An dem Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts war an dem Reiche Schweden die Gefahr, ſich den Katholicismus gewaltſam aufgedrängt zu ſehen, vorübergezogen. Karl IX. hatte 1604 den Thron beſtiegen und Guſtav Adolf, ſein Sohn, war zum rechtmäßigen Erben des Thrones von dem Reichstage erklärt worden. Lange war mit dieſem Schritte gezögert worden; nur ungern verletzten die Schweden den Buchſtaben des Rechtes, welchem gemäß dieſer Thron Siegis-

mund, dem Könige von Polen, gebührte. Nur weil man die Wahl hatte vor dem jeſuitiſchen Katholicismus, mit dem Siegismund auf das innigſte zuſammengewachſen war, unterzugehen oder ihn, dieſen Buchſtaben, zu verletzen, verletzte man ihn endlich. König Karl IX. ſelbſt hatte auch noch lange Bedenklichkeiten, ob er mit Recht auf dem Throne ſitze, zumal da, auch wenn nach dem Reichsgeſetze von 1604 Siegismund von Polen durch ſeinen katholiſchen Glauben unfähig für den Thron von Schweden werde, derſelbe doch deſſen Stiefbruder, dem Herzog Johann, zu gebühren ſchien, der treu im Lutherthume ausgeharrt. Dieſe Bedenklichkeiten und Gewiſſenszweifel geben ein ehrenvolles Zeugniß über Karl IX. Es war doch weniger Herrſchſucht als Sorge für den Proteſtantismus, als Ueberzeugung, daß es einmal ſo unabweisbare Nothwendigkeit für Schweden ſei, was ihn angeſtachelt gegen Siegismund, und ihn bewogen, ſich an den Thron hinzudrängen. Noch im Jahre 1606 wollte er die Regierung zu Gunſten Johanns niederlegen. Dieſer aber trug keine Luſt und keinen Beruf nach der hohen königlichen Stellung in ſich und begnügte ſich mit dem ihm ſchon früher verheißenen Herzogthum Oſtgothland. Nun erſt, nachdem Johann rein freiwillig zurückgetreten, ließ ſich Karl IX. zu Upſala 1607 zum König krönen. Bei dieſer Krönung empfing der junge Guſtav Adolf das Herzogthum Finnland, der zweitgeborne Sohn Philipp das Herzogthum Südermannland.

Was aber von der Widerpart gegen das neue Königshaus verſucht ward, mißlang, es mochte auf ungeradem oder auf geradem Wege verſucht werden. Vergebens predigten die Jeſuiten jungen Schweden, die in Italien und Polen ſtudiert, Aufruhr und Empörung oder noch ärgere Dinge. Einer ihrer Jünger, Petrus Petroſa, der ſich in den Dienſt des Königs

geſchlichen, überfiel ihn einſt, da er allein war, mit dem Meuchelmörderdolche. Doch mißlang das Bubenſtück und der Verbrecher fand auf dem Hochgerichte den verdienten Lohn. Mit geraden und ehrlichen Waffen kämpfte König Siegismund fort, aber auch auf dieſem Wege war nichts zu erreichen. Der Krieg, mit furchtbarer Grauſamkeit in Eſthland und Liefland geführt, brachte Siegismund nicht weiter. Zwar gewannen die Polen bei Kirchholm in der Nähe Rigas 27. Septbr. 1605 eine Schlacht, aber Siegismund konnte den Sieg nicht verfolgen, denn es brachen in Polen ſelbſt heftige Bewegungen gegen den König aus. Sie entſtanden, weil der Adel Polens zu gewahren glaubte, daß Siegismund darauf ſinne, uneingeſchränkte Königsgewalt zu begründen. In der That ſcheint er daran gedacht zu haben. Auch dieſes trägt dazu bei, daß ſeine Entwürfe gegen Schweden nicht hinausgeführt werden können. So arbeitet der Menſch gegen ſich ſelbſt und zerſtört durch einen ſeiner eigenen Entwürfe den andern, wenn es der Wille der Gottheit iſt, daß er ihn nicht hinausführen ſoll.

Zu derſelben Zeit, wo er noch immer den Katholicismus nach Schweden zu bringen gedachte, arbeitete König Siegismund auch an einem andern rieſenmäßigen Entwurfe noch, der für die Schweden Veranlaſſung ward, ſich auf der Bühne großer Begebenheiten zu zeigen. Seitdem, einige Zeit nach der Reformation, der Katholicismus ſich zu neuer Thätigkeit erhoben, hatte Rom auch daran gedacht, das ruſſiſche Reich zu gewinnen. Von Pabſt Gregor XIII. war der Jeſuit Anton Poſſevin zu dem Zaren Jwan Waſiljewitſch geſendet, damit er für dieſen Zweck arbeite. Aber ſo entſchieden war die Feindſchaft der Ruſſen und des morgenländiſchen Katholicismus gegen den römiſchen, daß der Jeſuit nicht einmal das Recht

der öffentlichen Glaubensverehrung gewinnen konnte, welche den evangeliſch-lutheriſchen Chriſten nicht verweigert ward. Nicht lange nun nach dem Ableben dieſes Zaren Iwan Waſiljewitſch 1584 begann das ruſſiſche Reich in eine furchtbare Verwirrung zu ſinken. Feodor Johannowitſch, ſein älteſter Sohn, gelangte zuerſt zur Herrſchaft, führte ſie aber mehr dem Namen als der That nach. Der That nach war ſie bei dem Bruder ſeiner Gemahlin Irina, Boris Godunow genannt. Dieſer ließ den Stiefbruder des Zaren, Demetrius geheißen, ermorden, um ſich ſelbſt den Weg zum Throne zu bahnen. Es ſtarb nun auch 1598 mit Feodor Johannowitſch das alte Herrſchergeſchlecht der Rurick aus, und Boris Godunow brachte es dahin, daß er zum Zaren gewählt ward. Der neue Zar von Rußland war der erſte Fürſt Europa's, der Karl **IX.** als König von Schweden anerkannte. Denn es war Rußlands Intereſſe, daß Siegismund Schweden nicht gewinne. Zu ſchwer lag damals ſchon die polniſche Macht auf Rußland; große und ſchöne Theile des alten und eigentlichen Rußlands waren an Polen verloren gegangen.

Auch bei Boris Godunow ſuchten die Jeſuiten ſich anzubauen, aber ſie empfingen die bittere Antwort vom Zaren, daß jetzo Moscau das wahre, rechtgläubige Rom ſei. Da es alſo in Güte mit der ſogenannten Bekehrung des Zaren und der Ruſſen nicht gehen wollte, ward ein anderer Weg verſucht. Ein gemeiner Ruſſe, Jury Opretjew geheißen, trat auf und behauptete, er ſei Demetrius, Sohn des Zaren Iwan Waſiljewitſch, der nicht ermordet worden. Er kam nach Polen und als er dort im Stillen katholiſch geworden, ſein Reich, wenn er es durch polniſche Hülfe gewönne, katholiſch zu machen gelobte, waren die Jeſuiten, der apoſtoliſche Legat Rangoni und König Siegismund für ihn Feuer und

Flamme. Auch Pabſt Clemens VIII. ſäumte nicht, den apoſtoliſchen Segen über ihn auszuſprechen. Der Betrüger, von den Polen unterſtützt, von vielen Ruſſen als der wahre Demetrius angeſehen, bemeiſterte ſich, als Boris Godunow 1605 geſtorben, Moscaus und ward als Zar anerkannt. Aber die Neigung, die er thörigt für die Polen und den Katholicismus offenbarte, der Hohn und Schimpf, mit dem er den nationalen Klerus behandelte und die Großen Rußlands erbitterte, führte die Ruſſen bald von der Täuſchung, in welcher ſie geſchwebt, zurück. Wie ein Mann erhub ſich 17. Mai 1606 Moscau gegen den falſchen Demetrius und die Polen. Der Betrüger fand in dem blutigen Aufſtande den Untergang.

Aber die Leiden Rußlands waren noch nicht geendet. Die Ruſſen wählten den alten Waſſilji Schuisky zum Zaren. Bald indeſſen ſtand in Polen, als ſei er dorthin aus dem Blutbade von Moscau entronnen, 1608 ein zweiter falſcher Demetrius auf. Und wiederum mit polniſcher Hülfe erſchien er auf ruſſiſchem Boden, den Bürgerkrieg entzündend. Ein Theil der Großen Rußlands, des Volkes überhaupt erkannte dieſen neuen falſchen Demetrius an, die Einen bewogen durch den Glauben, daß er wirklich Demetrius, der Bruder Feodors Johannowitſch ſei, die Andern, um in ſeinem Namen, im Bürgerkriege, zu zerſtören, zu rauben, zu morden. Und Siegismund, die Polen, die Jeſuiten ſtanden immer hinter dem tollen und wirren Getreibe, um Rußland noch an Polen und den Katholicismus zu bringen. Der falſche Demetrius ward von den Polen auf das Aeußerſte unterſtützt. Die polniſchen Truppen wütheten aber mit der entſetzlichſten Barbarei gegen die Ruſſen, die, treu dem Zaren Waſſilji, Nationalität und Glauben gegen den Betrüger und die Polen verfechten wollten. Dieſe Polen waren auf eigene Fauſt, vom Für-

ſten Sapieha geführt, nach Rußland gekommen, König Siegismund nahm Anfangs an dieſen Dingen keinen öffentlichen und unmittelbaren Antheil.

Nicht ruhig aber konnten die Schweden ſehen, wie ſich in ihrer Nachbarſchaft der Katholicismus einen neuen Sieg bereiten wolle. Alſo trat Karl IX. auf und ſchloß mit Waſſilji Schuisky einen Bund zur Vertheidigung des alten griechiſchen Glaubens gegen den Katholicismus und zur Vertheidigung der ruſſiſchen Nationalität gegen Polen. Unter dem tapfern Jacob de la Gardie ward ein kleiner ſchwediſcher Heerhaufe nach Rußland geſendet, wo er ſich im März 1609 mit dem Fürſten Scopin-Schuisky vereinigte, welcher den Thron Waſſiljis und die Nationalität gegen die Polen unter Sapieha und die Anhänger des falſchen Demetrius vertheidigte. Alſo ſchon geraume Zeit vorher, ehe ſie in Deutſchland erſcheinen, traten die Schweden als Verfechter fremder Rechte auf. Und ſie traten in einer Weiſe auf, welche das Staunen der Welt erregte und ihre Augen gewaltig auf das kleine, aber heldenmüthige Volk zog. Nord-Rußland ward befreit, Moscau, das auf dem Puncte ſtand, in die Hände Sapieha's und des falſchen Demetrius zu fallen, gerettet.

Indeſſen war es den Schweden nicht beſtimmt, die Rolle der Retter und Befreier auf dieſem Boden hinauszuführen. Rußland ſelbſt hinderte ſie daran. Die Verwirrung in dieſem Reiche ſtieg mit reißender Schnelligkeit, alſo daß Alles untergehen drohete. Siegismund von Polen hatte lange hinter dem wirren Spiele geſtanden, das in Rußland getrieben ward und ſeine Zeit erwartet. Endlich brach er mit einem eigenen königlichen Heere, noch im Jahre 1609, in Rußland ein. Auch er kündete ſich als Retter und Befreier aus den Wirren an, in welche Rußland gefallen. Sein Gedanke aber

war allein, ſich ſelbſt auf den Thron von Rußland zu zwingen und dem Katholicismus auch hier den Weg zu bereiten. Nun verließen die Polen unter Sapieha faſt alle den falſchen Demetrius und ſtellten ſich zu ihrem König. Dieſer bewog einen Theil der Großen und der Städte Rußlands, ſeinen Sohn Wladislas als Zaren anzuerkennen, wobei verſprochen ward, daß der Glaube der Griechen von demſelben angenommen werden ſollte. Siegismund hatte es hierbei nur auf eine Täuſchung der Ruſſen abgeſehen. Er wollte ſich nur erſt in den Beſitz des Reiches ſetzen, dann mit ſeinen eigentlichen Entwürfen hervortreten. Nun ſpaltete ſich Rußland, bis jetzt geſpaltet in zwei ſich mit Wuth bekämpfende Parteien, ſogar auf einige Zeit in drei, die eine für Wladislas, die andere für Waſſilji, die dritte für den falſchen Demetrius.

Die Verwirrung Rußlands ward ſo ungeheuer, daß die Schweden daran verzweifeln mußten, mit ihrer geringen Macht über ſie hinwegzukommen. Daher zog Jacob de la Gardie mit ihnen, heftig von den Polen gedrängt, ab von Moscau, wo er bis jetzt mit den getreuen Ruſſen den Zaren Waſſilji gegen die Polen und die Empörer rüſtig geſchützt. Die Schweden machten einen heldenmüthigen, bewundernswerthen Rückzug in das nördliche Rußland, wo ſie ſich wieder feſtſetzten. Kaum waren ſie abgezogen, als Moscau von Waſſilji abfiel und ihn 17. Juli 1610 zur Abdankung nöthigte. Auch Moscau erkannte nun Wladislas als Zaren an, und Zar Waſſilji ward als Gefangener nach Polen geführt, wo er ſpäter, 12. Septbr. 1612, verſtorben. Der falſche Demetrius aber ward ſchon 11. Decbr. 1610 erſchlagen, und die Herrſchaft des Wladislas hätte in Rußland emporkommen können, wenn von polniſcher Seite treu und aufrichtig gehandelt worden. Bald aber gewahrten die Ruſſen, daß ſie

ſchändlich betrogen werden ſollten. Siegismund ſendete den Prinzen Wladislas nicht, verzögerte deſſen Uebertritt zum griechiſchen Kirchenthume, ſuchte ſich und Polen in den Beſitz ſo vieler Städte als möglich zu bringen, und ſo die Unterjochung von ganz Rußland allmälig herbeizuführen. Mit frechem Uebermuthe betrugen ſich die nach Moscau geſendeten Polen. Aber da erhub ſich auch Moscau wieder im März 1611 gegen ſie und befreite ſich. Die Ruſſen ſetzten einen oberſten Reichsrath ein, um den Krieg gegen Polen zu führen und die nationale Unabhängigkeit zu behaupten.

Die Schweden, die ſich während dieſer Ereigniſſe nach Nord-Rußland zurückgezogen, hatten ſich rüſten müſſen für den Fall, daß Rußland wirklich an Polen käme. Für dieſen nun erforderte die Klugheit auch die ſchwediſche Macht zu ſteigern, und deshalb war von Jacob de la Gardie der Plan entworfen worden, ſchwediſche Herrſchaft in dem nordweſtlichen Rußland anzubauen, wodurch auch der geographiſche Zuſammenhang zwiſchen Finnland einer, Eſthland und Liefland auf der andern Seite gewonnen ward. Schon hatten die Schweden die wichtige Feſtung Kexholm am Ladoga-See genommen und ſich bis an den Fluß Wolchow ausgebreitet. Unterdeſſen machte ſich Moscau und Rußland wieder von den Polen frei, die Umſtände veränderten ſich dadurch und König Karl IX. von Schweden faßte einen anderen Gedanken, den Gedanken, einen ſeiner Söhne auf den Zarenſtuhl von Rußland zu bringen. Dieſem Entwurfe wurden viele Menſchen in Rußland, auch Ljäpunow, einer der Reichsverweſer, welche die Ruſſen jetzo über ſich geſtellt, geneigt. Denn ſie meinten, daß zum Zaren am beſten ein Ausländer genommen werde, der ohne verwandtſchaftliche und perſönliche Verbindungen, ohne Verwandte und Genoſſen, ohne Feinde und Neider unter den

Ruſſen ſtehen könne. Aber den Polen Wladislas wollten ſie nicht, denn uralter Haß war zwiſchen Ruſſen und Polen und den Ruſſen als ſtrengen Anhängern des morgenländiſchen Katholicismus der römiſche Katholicismus der Polen auf das Aeußerſte verhaßt. Es war damals ein großer Schickſalsmoment und Schweden mußte einen raſchen Entſchluß faſſen. Rückte Jacob de la Gardie ſchnell auf Moscau, verſicherte ſich der Stimme der Vornehmen, ſchlug die Polen vollends aus dem ruſſiſchen Boden hinaus, ſo würde der Zarenthron wohl an Guſtav Adolf oder an Philipp, ſeinen Bruder, gefallen ſein.

Aber es fehlte an dieſem raſchen Entſchluſſe, welcher den Weltzuſtänden eine ganz andere Geſtaltung hätte geben können. Die Schweden hielten das Unternehmen für ſchwer und meinten, ſich nach allen Seiten hin decken und vorſehen zu müſſen. De la Gardie bemeiſterte ſich der wichtigen Stadt Nowgorod am Wolchow und ſchloß mit ihr 17. Juli 1611 einen förmlichen Tractat über die Wahl eines ſchwediſchen Prinzen, entweder Guſtav Adolfs oder Philipps. Es ſoll, wenn das Reich dem Beſchluſſe Nowgorods beitreten wird, eine ewige Freundſchaft und ein ewiger Bund zwiſchen Rußland und Schweden aufgerichtet werden. Auch wird den Ruſſen von Jacob de la Gardie in Schwedens Namen verſprochen, daß der griechiſche Glaube und Gottesdienſt frei und ungekränkt fortbeſtehen, mit Stillſchweigen dagegen übergangen, ob der ſchwediſche Prinz, der zum Zaren würde gewählt werden, zur griechiſchen Kirche übertreten ſollte oder nicht. Alſo ward doch noch Alles auf die Einwilligung der anderen Theile des ruſſiſchen Reiches ausgeſetzt. In Moscau, dem Haupte des Reiches, mußten die Schweden die Stimmen für den Prinzen ihres Hauſes ſuchen. Unterdeſſen brachte de la Gardie doch

eine große Deputation aus dem nordweſtlichen Rußland zuſammen, welche in Stockholm um einen ſolchen bitten ſollte. Es kam indeſſen die Botſchaft, daß König Karl IX. geſtorben und hierdurch trat eine neue Verzögerung ein.

Nicht ohne noch andere Bewegungen waren die letzten Lebenstage König Karls IX. dahingegangen. Noch immer zuckte eine gewiſſe Unruhe und Bewegung durch das ſchwediſche Reich, welche der König wohl zu beachten hatte. Zum Theil kam ſie auch davon her, daß er kein Freund des Adels war und die großen Privilegien deſſelben vielfach einzuſchränken ſuchte. Wollte er doch auf einem Reichstage zum Geſetz erheben, daß jeder Edelmann ſeines Adels verluſtig gehen ſolle, der ſeine Kinder nicht ſo erziehe, daß ſie entweder gelehrte Kenntniſſe erwürben oder zum Kriegsdienſte gebraucht werden könnten. Die Stände nahmen aber dieſes Geſetz nicht an. Ob ſolcher Abneigung des Königs gegen das Adelsthum waren doch immer noch viele Edle im Stillen Siegismund geneigt. Sie dachten, unter dem fernen, in Polen lebenden König hätten ſie freier und unabhängiger walten und ſchalten können. Karl IX. ward von ihnen nur der Bauernkönig genannt.

Dieſer Bauernkönig ſtand indeſſen hoch über den engen Anſichten ſeiner Zeit. Das Weſentliche trennend von dem Unweſentlichen erkannte er, daß der große Unterſchied zwiſchen den Lutheriſchen und Calviniſchen nicht vorhanden ſei, welchen die Zeitgenoſſen gefunden haben wollten. Daher ſetzte er einen guten Theil ſeines Lebens daran, eine Vereinigung zwiſchen ihnen herbei zu führen, gewann aber damit weiter nichts, als daß die ſtreng-lutheriſche Prieſterſchaft Schwedens, am Buchſtaben klebend, Bitterkeit gegen ihn faßte und er heimlicher Neigung zu der Ketzerei der Calviniſten beſchuldiget ward.

Zu dem Aerger, welchen der König hierüber empfinden mußte, kamen kurz vor ſeinem Tode noch heftige Streitigkeiten mit Chriſtian IV., König von Dänemark. Noch immer konnten es die Dänen-Könige nicht vergeſſen, daß ihre Vorfahren auch über Schweden geherrſcht. Darum ſuchte Chriſtian IV., kühner Entwürfe voll, eine Veranlaſſung zum Kriege mit Schweden und erklärte ihn zu Oſtern 1611. Die Dänen brachen in Schweden ein und eroberten durch Verrätherei die wichtige Stadt Kalmar. Erbittert darüber forderte der alte, aber ritterliche König Karl IX. Chriſtian IV. zum perſönlichen Zweikampfe heraus, empfing aber eine ſchnöde und unwürdige Antwort. Dieſer läſtige Dänenkrieg trug auch dazu bei, daß von Karl IX. in den ruſſiſchen Verhältniſſen raſche und kühne Entſchlüſſe nicht gefaßt wurden. Er wollte ſich nicht in ein weitausſehendes Unternehmen im Oſten einlaſſen, während Schweden ſelbſt im Weſten von den Dänen bedroht und angegriffen war. In der Mitte nun dieſes neuen Krieges ſtarb König Karl IX. 30. Octbr. 1611. In ſeinem Teſtamente fand ſich, daß er den Ständen zwiſchen Johann von Oſtgothland, ſeinem Neffen, und Guſtav Adolf, dem Sohne, die Wahl freiſtellte, obwohl letzterer längſt als Erbe und Thronfolger anerkannt worden.

Indem König Karl IX dieſes Teſtament hinterließ, durch welches er ſeines eigenen Sohnes, Guſtav Adolfs, Erbrecht wieder zweifelhaft machte, brachte er noch einmal dem ſtrengen Rechte, welches für Herzog Johann, den Neffen, ſprach, ſeine Huldigung dar. Indeſſen wurden die Beſtimmungen der Weltregierung doch erfüllt und der Thron entging dem wackeren Jüngling Guſtav Adolf nicht. Denn, als Herzog Johann ſelbſt, von Karl IX. immer geehrt und gehalten wie der eigene Sohn, auch erzogen von denſelben Lehrern,

11. Decbr. 1611 den Reichstag zu Nyköping eröffnet, erklärte er, daß zwar ſeine in unreifer Jugendzeit abgegebene Thronentſagung ihn nicht binden könne, daß er aber dieſem Throne jetzo freiwillig entſage. Alſo wich nun Johann von Oſtgothland in vollkommener Freiheit und Selbſtſtändigkeit dem um fünf Jahre jüngeren Guſtav Adolf. Zwei Dinge mögen den Herzog Johann hierzu bewogen haben. Das Gefühl ſeiner Schwäche und die Anerkennung der höheren Talente und der größeren Kraft Guſtav Adolfs, deren das Reich von Schweden jetzo eben dringend bedurfte. Dann aber auch die Liebe, welche er zu Maria Eliſabeth, Tochter Karls IX., gefaßt hatte. Dieſe Liebe, vom königlichen Vater ſorgſam gehegt und gepflegt, ward 1612 durch das heilige Eheband gekrönt. Im Uebrigen ſah Herzog Johann kein langes Leben; er ſtarb bereits im Jahre 1618. Alſo war das Haupthinderniß der Thronbeſteigung Guſtav Adolfs entfernt, und da er eben das achtzehnte Jahr angetreten und zu ſeiner Mündigkeit gekommen, trat er am 26. Decbr. 1611 die Regierung des Reiches ſelbſt an. Indeſſen mußte der junge König dabei geloben, ohne die Zuſtimmung des Reichsrathes nichts zu unternehmen, die Privilegien des Adels, die ſein Vater vielfach verkürzt, nicht allein beſtätigen, ſondern ſie auch ſo erweitern, daß ſie unter minder energiſchen Königen leicht gefährlich werden konnten. Das ſtrenge Lutherthum, welches in Schweden herrſchte, legte Guſtav Adolf auch noch den Königs-Schwur auf, keines anderen Glaubens öffentliche Ausübung zu dulden, anderen Glaubensgenoſſen kein öffentliches Amt zu verleihen, wobei indeſſen Niemand, ſo lange er ſich ruhig verhält, in ſeinem Gewiſſen und in ſeinem ſtillen Glauben geſtört und verletzt werden ſoll.

Mit der Thronbeſteigung nun beginnt das wahre Leben

Guſtav Adolfs, das zuerſt in einem engeren Kreiſe ſich bewegend, bald eine größere, für ganz Europa bedeutungsvolle und inhaltsſchwere Wichtigkeit empfängt. Hinter ihm lag eine wohlgenutzte Jugendzeit, die von den Lehrern Johann Scykte und Otto von Mörner geleitet worden. Schöne Kenntniſſe, beſonders ſolche, die dem Staatsmann, dem Fürſten, dem Feldherrn unabweisbar nothwendig ſind, hatte ſich der königliche Jüngling erworben. Holländiſch, Deutſch, Franzöſiſch und Italieniſch redete er wie ein Eingeborener. In die Wiſſenſchaft der Regierung hatte ihn der eigene Vater eingeweiht und die größten Hoffnungen zu dem Sohne gefaßt. War von wichtigen Dingen die Rede, die für und von Schweden in Zukunft geſchehen ſollten, pflegte Karl IX., auf den Sohn deutend, zu ſagen: „der wird es ſchon vollenden.“ In die Wiſſenſchaft des Krieges hatte er ſich ſelbſt geführt, vielfach den Unterricht benutzend, den ihm fremde Kriegshauptleute, die oft und gern an den einfachen Hof Karls IX. kamen, geben konnten. Als ſiebenzehnjähriger Jüngling wohnte er ſchon allen Gefahren und Gefechten des Dänen-Krieges bei, Geſchick und Muth in gleichem Maße erweiſend.

Betrachten kann man Guſtav Adolf als Menſchen, als Chriſten, als Fürſten und als Feldherrn. Das ſind die vier Stellungen, in welche ihn Gott hineingewieſen. Als Menſch erſcheinet er rein und ſittlich. Doch das Wahre muß auch von dem Helden geſagt werden. Dieſe Reinheit und Sittlichkeit war eine vollkommene und vollendete nicht. Die ſchöne Margarethe Cabeljau gebar ſchon 1616 einen natürlichen Sohn, Guſtav Guſtavſon, ſpäter Graf von Weſaberg. Eine andere Liebe mit der ſchönen Ebba Brahe dagegen ſcheint eine reinſittliche geweſen zu ſein. Er gedachte den Thron mit ihr zu theilen; es ſind Liebeslieder übrig geblieben, die er auf ſie

dichtete. Die ſtrenge Mutter trat dazwiſchen und wollte des Sohnes Ehe mit einer unfürſtlichen Frau nicht dulden. Guſtav Adolf gehorchte und Ebba Brahe ward an Jacob de la Gardie verheirathet. Nachdem der König ſeine Ehe, von welcher nachmals wird geſprochen weroen, geſchloſſen, ſcheint er das Eheband treu gehalten und frei von den Verirrungen geblieben zu ſein, in welche ſo Hohe wie Niedere leicht verfallen. Sonſt beſaß Guſtav Adolf, der Menſch, ein kräftiges Streben nach jeglichem Wiſſen, das zum Guten führt, einen ernſten Willen, es in das Leben hinüberzuführen, eine Kraft der Ausführung und Vollziehung, wie ſie in Wenigen gefunden wird, ein richtiges Auge für die Verhältniſſe und die Perſonen, die ihn umgaben. Beſonders bemerkt man, wie der König die Talente der Menſchen zu entdecken und jeden auf ſeine richtige Stelle zu bringen verſteht. So ziehet er gleich den berühmten Axel Oxenſtierna an ſich heran, den großen Staatsgeiſt deſſelben erkennend. Guſtav Adolf denkt und handelt immer frei und ſelbſtſtändig; keine Perſönlichkeit gewinnt einen überwiegenden Einfluß auf ihn, aber Anderer Rath, iſt derſelbe tüchtig, weiß er wohl zu achten. Guſtav Adolf iſt einer der vollendetſten Menſchen, die jemals im Leben erſchienen, ein Mann, in dem ſich die menſchliche Natur rein und kraftvoll ausgeprägt hat.

Wendet man ſich auf Guſtav Adolf, den Chriſten, ſo tritt ein nicht minder erfreuendes Bild dem Beobachter entgegen. Guſtav Adolfs reines und wahres Chriſtenthum ſpiegelt ſich in ſeinem Leben ab. Es iſt nicht ein todter Glaube, der in ſeiner Bruſt wohnet, er gehet in die geſunde und reine Geſinnung, in die frohe und kräftige That über. Den Proteſtantismus — oder, wie man ihn eigentlich wohl hätte nennen ſollen, den evangeliſchen Katholicismus hält er für die

allein wahre und allein rechte Auffaſſung des Chriſtenthums. Daher hält er es für eine heilige Pflicht, denſelben aufrecht zu erhalten und ihn auszubreiten. Eine ſolche Ausbreitung aber muß und darf nur auf Lehre und Ueberzeugung gebaut ſein. Der König kennt die in Rom unbekannte Weisheit, daß ein Glaube nicht frommt, der durch Gewalt aufgeprägt und durch Gewalt feſtgehalten wird. Als durch den Frieden von 1617 ein kleiner Theil Rußlands unter ſchwediſche Botmäßigkeit kommt, wird zwar ein evangeliſcher Biſchof nach Wiburg geſetzt und auf die Bekehrung der griechiſchen Unterthanen zum Lutherthume gewieſen, ſie ſoll aber mit Glimpf und durch Predigt allein Statt finden. Im Uebrigen werden die Unterthanen griechiſchen Glaubens, wenn ſie bei ihrer alten Ueberzeugung verharren wollen, in ihrer religiös-kirchlichen Freiheit vollkommen geſchützt. In dem katholiſchen Polen aber werden die griechiſchen Chriſten in aller Weiſe gedrückt und geplagt. In Lappland ſorgte der König mit dem größten Eifer für die Ausbreitung des evangeliſchen Chriſtenthums, welche bis auf ſeine Herrſchaft ſammt der ganzen Bildung dieſes armen Volkes arg vernachläſſiget worden. Es wurden Seminarien und Schulen angelegt, Erbauungsbücher in die lappiſche Sprache überſetzt. Auch in die finniſche Sprache läßt der König die heilige Schrift überſetzen, die Eſthen und Letten mit Erbauungsſchriften in ihren Sprachen verſehen, damit der Proteſtantismus in die Herzen der Menſchen tief eindringe.

Indeſſen trat gegen den römiſchen Katholicismus eine ſtrenge und unverkennbare Abneigung hervor. In dem Reiche Schweden ſoll nach Möglichkeit auch die letzte Spur jenes römiſchen Katholicismus verſchwinden, und da es nun einmal ſo weit gekommen, daß die Schweden im Proteſtantismus einig aeworden, können gegen die letzten Reſte des Katholicis-

mus auch ſtrengere Maßregeln genommen werden und auf keinen Fall darf derſelbe in das Reich zurückkehren. Der Proteſtantismus iſt das ewige Grundgeſetz Schwedens, wer es verletzt, den trifft die Strafe des Hochverrathes am Reiche. Im Jahre 1617 erſcheint eine ſtrenge Verordnung des Königs gegen den römiſchen Katholicismus. Wer ſeine Kinder katholiſchen Lehranſtalten anvertraute, ſollte mit Verweiſung und Confiscation ſeines Vermögens beſtraft werden, wer aus freier Wahl katholiſche Schulen beſuchte, auf immer verwieſen ſein, wer zum Pabſtthume abfiel, alle Rechte eines Schweden verlieren und als todt angeſehen werden, wer die Jugend zum Abfall verführte, als Hochverräther beſtraft werden. Ja es ward allen römiſchen Katholiken befohlen, das Reich zu räumen, ja drei junge Männer, die von dem Glauben der Väter abgefallen, wurden als Hochverräther zum Tode verurtheilt und 1624 wirklich hingerichtet. Mit ſeiner ſonſtigen milden Denk- und Handlungsweiſe ſtimmt das im Uebrigen nicht zuſammen und man möchte vermuthen, daß in der höchſten Strenge des Befehls von 1617 und dieſem Todesurtheil Guſtav Adolf mehr dem Volkswillen ein Opfer gebracht als ſeiner freien und eigenen Ueberzeugung gefolgt ſei.

So viel bleibt indeſſen ſicher und gewiß, daß die Abneigung des Königs gegen den römiſchen Katholicismus ſehr ſtark und beſtimmt iſt. Den Jeſuiten iſt ſogar der Eintritt in das ſchwediſche Reich ganz verboten. Wie der König in Deutſchland erſchienen, ſein Geiſt gereifter iſt, ſieht man, daß er ſich zu dem Grundſatze der Toleranz weiter erhebt. Eine, freilich auch ſchon durch Staatsrückſichten verbotene Bedrückung und Vergewaltigung der römiſchen Katholiken tritt nirgends hervor. Wenn er Kaiſer der Deutſchen geworden, ſo würde den Katholiſchen ſchwerlich Druck mit Druck ver-

golten worden ſein; nur auf reinem Wege möchte er für die Ausbreitung des Proteſtantismus Sorge getragen haben.

Was Guſtav Adolf, den Fürſten und den König, anlangt, ſo erſcheinet er auch in dieſer Beziehung in einem nicht weniger glänzenden Lichte. Er hat von dem Königthume die höchſten und edelſten Vorſtellungen, die er, wie Alles, was ſich frei und kräftig in ſeiner Seele, in ſeinem geſunden Geiſte geſtaltet, in die That und die Wirklichkeit hinüberzuführen ſucht. Das Königthum iſt ihm ein hohes von Gott auf ſeine Bruſt gelegtes Amt, das nicht mit roher Gewalt gehandhabt werden muß, ſondern mit Liebe und mit Gerechtigkeit. Es gehört zum unſterblichen Ruhme dieſes Königs, daß er, der größte Krieger des ſchwediſchen Thrones, auch der am wenigſten gewaltthätige ſeines Stammes war. Seine Gerechtigkeit iſt ſtreng und unerbittlich. Ein ungerechtes Urtheil kann den ſonſt ſanften Mann faſt zur Heftigkeit hinreißen. Den königlichen Richtern läßt er einſt 1618 wiſſen, ſo fern ſie ihm ſelbſt oder ſonſt jemandem zu Gunſten urtheilten und nicht nach dem ſtrengſten Rechte, ſo wolle er ein Exempel ſtatuiren, die ungerechten Richter an den Stuhl, ihre Ohren an den Pranger nageln laſſen. Noch ſaß König Guſtav Adolf nicht ſelten perſönlich zu Gericht, dabei ihm die Gerechtigkeit ſtets zur Seite.

Der hohen Bedeutung gemäß, in welcher Guſtav Adolf das Königthum auffaßte, arbeitete er darauf hin, daß die Staatslaſten von allen Ständen des ſchwediſchen Volkes gleichmäßig möchten getragen werden. Doch wurden dabei von ihm beſtehende Rechte, beſonders die Rechte des Adels, den er als vorzüglichen und geborenen Diener des Reiches und des Königthumes betrachtete, wohl geehrt. Es kann auch das Leben des Staates nicht in Sicherheit beſtehen, es

bricht eine ungeheure Verwirrung in daſſelbe hinein, wenn man von dem Beſtehenden ganz abſehen und das durch die Zeit gewordene Recht ſchnell und plötzlich vernichten zu können meint. Denn es wird ja hierdurch überhaupt aller Beſitz und aller Beſtand zweifelhaft und unſicher. Die revolutionaire Anſicht der neueſten Zeit, welche unter dem Vorwande allgemeinen Wohles das Glück und die Rechte aller Einzelnen ſchonungslos zertritt, dieſe das Leben auflockernde und allmälig zerſtörende Weisheit, iſt dem großen König freilich unbekannt. Beſonders für den Adel iſt Guſtav Adolfs Regierung die Sühne langer bürgerlicher Zwietracht für Schweden. Das ſonder Recht von ſeinen Vorgängern dem Adel Entnommene wird zurückgegeben, und die flüchtig gewordenen Anhänger Siegismunds können zurückkehren, ſo wie ſie nur den neuen Stand der Dinge anerkennen.

Bei dieſer freien Anerkennung der Rechte Anderer weiß doch Guſtav Adolf auch, daß ein Reich weder innerlich gedeihen, noch nach Außen zu große Dinge hinausführen kann, wenn es unter einem vielköpfigen Herrnthume ſteht, wenn Hohe und Niedrige, Verſtändige und Unverſtändige, wie es eben der Zufall fügt, in den Stand geſetzt werden, in die Sachen eines Reiches einzuſprechen. Daher läßt er ſein Königthum zwar nicht uneingeſchränkt, aber feſt, ſtark, beſtimmt und im Weſentlichen den Gang, welcher genommen werden ſoll, allein beſtimmend auftreten. Die Reichstage, welche im Uebrigen 1617 von ihm zuerſt eine feſte Form erhalten, ſind darauf beſchränkt, die königlichen Vorſchläge anzuhören, welche ſie dann annehmen oder verwerfen können. In der Noth und unter dem Drange der Verhältniſſe ſchreibt Guſtav Adolf auch wohl eigenmächtig und ohne den Reichstag zu hören, Steuern aus. Selten aber äußert ſich unter

den Schweden hierüber Unzufriedenheit. Alles iſt überzeugt, daß das, was von dem König ausgehe, nur zu Heil, Nutz und Frommen gereichen könne. Die größten Laſten, welche die Beſchützung oder die Ehre und Erweiterung des Reiches, des proteſtantiſchen Intereſſe unabweisbar nothwendig machen, werden von der Nation mit großer Bereitwilligkeit getragen. Der König und die Nation, ſie erſcheinen immer als Eins, von einem Gedanken bewegt, von einem Geiſte durchdrungen, zu gleichen Opfern und Anſtrengungen beide bereit. Alſo können mit an ſich ſelbſt geringer, aber wohlgeordneter Kraft die größten Dinge begonnen und glücklich hinausgeführt werden.

In der ganzen Führung des Reiches und als König entwickelt Guſtav Adolf eine ungemeine Thätigkeit, eine allumfaſſende Sorglichkeit, einen ſtrengen Ordnungsgeiſt. Während die Werke des Krieges mit Eifer und Kraft betrieben ſind, werden die Werke des Friedens nicht vergeſſen. Handel, Verkehr, Städteleben, Schifffahrt, Bergbau und Ackerbau, Alles nimmt die Aufmerkſamkeit Guſtav Adolfs in Anſpruch und in Alles greift er mit wohlthätiger und fördernder Hand ein. Und die geiſtigen Seiten und Beziehungen des Lebens entgehen ihm eben ſo wenig als die materiellen Wiſſenſchaften. Künſte, Erziehung, religiöſe und ſittliche Bildung gelten ihm als die Fundamente des Lebens. In Schweden und in Finnland werden viele Seminarien und Schulen, für Liefland und Eſthland wird 1631 die Univerſität Dorpat gegründet. Die ſtrenge Ordnung, welche der König in den Finanzen eingeführt hat, macht es allein möglich, die Werke des Krieges und die Werke des Friedens mit gleich kräftiger Hand zu fördern.

Betrachtet man zuletzt Guſtav Adolf als Feldherrn und Kriegsfürſten, ſo offenbaret ſich am meiſten ein außerordent-

liches Genie. Er verſteht mit den kleinſten Mitteln die größten Zwecke zu erreichen, ſtets die ſchwächſte Seite des Feindes aufzufinden und ihm die Vortheile zu entwinden, die er durch Ueberzahl, Stellung oder andere Verhältniſſe eben haben mag. Er iſt einer der größten Tactiker ſeiner Zeit, unerſchöpflich an Erfindungen, die, wie der Krieg ſchnell dahinſchreitet, alle im Augenblick gemacht werden müſſen. Die Kolonnen ſeines Heeres formirt er weit dünner an Mannſchaft als es damals gebräuchlich und ſie erhalten dadurch eine weit größere Leichtigkeit. Zwiſchen der Reiterei ſteht in der Regel Fußvolk, deren Feuer oftmals die feindliche Reiterei in Unordnung und Verwirrung bringt, um ſo mehr als die ſchwediſchen Regimenter viel ſchneller feuern als die Truppen anderer Mächte. Oftmals ſteht, den Feinden unerwartet, Artillerie hinter Reiterei und Fußvolk, deren Reihen ſich plötzlich öffnen, ſo daß der Feind, wenn er es eben am wenigſten erwartet, unter den Kugelregen der Kanonen geräth. Das ſind die ſogenannten maskirten Batterien, deren Erfinder der König ſelbſt iſt. Die Feldkanonen einer ſchwediſchen Armee ſind klein, damit ſie leichter beweglich wären und es wird faſt nur mit Kartätſchen aus ihnen geſchoſſen. Die Artillerie iſt im Verhältniß des Heeres immer ſehr bedeutend und ihre Furchtbarkeit entſcheidet oftmals den Sieg.

Ein ſchwediſches Heer beſteht aus einem zwiefachen Beſtandtheile. Zuerſt die fremden, nur für den Krieg, welcher eben geführt werden ſoll, geworbenen Truppen. Dazu werden meiſt andere Germanen, Deutſche, Niederländer, Engländer und Schotten, Franzoſen nur wenn ſie Proteſtanten ſind, genommen. Die fremden Regimenter, über deren Wildheit und Zuchtloſigkeit oftmals bitter geklagt wird, ſind regelmäßig und gleichförmig uniformirt. Der zweite Hauptbeſtand-

theil des Heeres wird von den einheimiſchen Truppen gebildet. Sie ſind Schwedens nationale Armee, in welcher die Kraft des Reiches hauptſächlich beruht. Die eingeborene Armee entſteht durch Werbung oder Recrutirung, ſeit dem Jahre 1628 nur noch durch die letztere. Die Verpflichtung zum Kriegsdienſte ging gleichmäßig über Dorf=, Stadtbewohner und Adel und ruhete auf dem Grundbeſitz. Es ward dabei eine Stellvertretung geſtattet, Menſchen von ſchlechtem Rufe aber überhaupt nicht aufgenommen. Die Freiausgehenden zahlten eine Summe, wofür den Ausgehobenen Waffen und Kleidung angeſchafft wurden. Die Dienſtzeit war zwanzig Jahre. Die nationale Miliz, welche nach dem Jahre 1625 die Form eines wirklichen ſtehenden Heeres annimmt, zählte oft gegen 40,000 Mann Fußvolk. Dazu kam die Reiterei, welche der Adel bildete, und die ſogenannten Landreiter. Der Roßdienſt des Adels verſchwindet aber in demſelben Maße als das nationale Heer ein ſtehendes wird. Bei der nationalen Armee konnte die gleichmäßige Uniformirung noch nicht in demſelben Grade durchgeſetzt werden, die Bewaffnung aber war gleichmäßig und vortrefflich.

Beide Theile der Armee, welche zuweilen bis auf 100,000 Krieger anwuchs, wurden durch die ſogenannten Kriegsartikel Guſtav Adolfs, gegeben im Jahre 1621, zuſammengehalten. Dieſe Kriegsartikel ſind eines der merkwürdigſten Denkmäler ſeines außerordentlichen Geiſtes. Sie weiſen den Krieger zuerſt auf Gott. Ehrfurcht gegen das höchſte Weſen wird allen zur heiligſten Pflicht gemacht, der Gottesdienſt ſoll mit Anſtand und Aufmerkſamkeit begangen werden. Raufen, Saufen und Unzucht ſind bei ſchwerer Strafe verboten. Feile Weiber werden in einem ſchwediſchen Heere nicht geduldet, wohl aber chriſtliche Eheſrauen. Allent=

halben ſoll ſtrenge Ordnung, Zucht und Sittlichkeit herrſchen, ſelbſt in Feindes Land der Soldat ſich, ohne Befehl der Obern, nichts erlauben. So lange der König ſelbſt lebt und ſeine Heere führt, zeigen ſich auch die Schweden, wie durch Tapferkeit, ſo durch ſtrenge Mannszucht vor den wilden Kriegsbanden jener Zeit auf das vortheilhafteſte aus. Nachmals freilich reißt die allgemeine Verwilderung auch die ſchwediſchen Heere fort.

Die Kriegsartikel prägen ferner einen ſtrengen Gehorſam, eine faſt eiſerne Disciplin ein. Aber nur im Dienſte iſt der Soldat dieſem unerbittlichen Geſetz unterworfen, im Uebrigen iſt er ein freier Mann und kein blinder Sclave ſeiner Vorgeſetzten. Das edle und freie Selbſtgefühl des Menſchen, in dem die moraliſche Kraft eines Heeres beruht, wird nicht verletzt. Stockſchläge und alle entehrende Züchtigungen ſind aus dem ſchwediſchen Militair-Straf-Geſetzbuche ſchon verbannt. Handlungen der Feigheit werden mit den ſtrengſten Strafen, nicht ſelten mit dem Tode belegt. Niemand ſoll aus der Schlacht oder dem Sturme weichen, ſo lange die Fauſt noch den Säbel führen kann, keine Schanze verlaſſen werden, wenn ſie nicht dreimal beſtürmt worden, keine Feſtung übergeben werden, ſo lange noch Lebensmittel da ſind und die Gegenwehr nicht geradehin unmöglich geworden iſt. Die Kriegsartikel des Königs, die Strenge und Genauigkeit, mit der er ſie zu handhaben verſtand, geben dem ſchwediſchen Heere einen Halt und einen Zuſammenhang, eine Kraft und eine Energie, welche, wo andere Verhältniſſe nicht gar zu ungünſtig einwirkten, auch über einen überlegenen Feind den Sieg ſicherten. So zeigt Guſtav Adolf, von welcher Seite man ihn auch betrachte, allenthalben das Bild eines guten, ausgezeichneten, die Stellungen, in welche ihn Gott gewieſen,

die Pflichten, welche ihm geworden, mit reinem und großem Sinn erfüllenden Mannes. Kurz, aber glänzend, ſchnell vorübergehend, aber ſegensvoll war ſeine Wirkſamkeit auf Erden. Seinen hohen Tugenden und ſeiner Kraft ſahen ſelbſt die politiſchen und religiöſen Feinde ſich gezwungen, ihren Zoll zu geben. Bei den Befreundeten aber war jede Zunge ſeines Ruhmes voll. Nach ſeinem Tode trugen viele Deutſche Guſtav Adolfs Bild, mit Lorbeeren umkränzt, lebenslang auf der Bruſt.

Aber ſelten hatte ein König unter ſchwierigeren Verhältniſſen als Guſtav Adolf die Regierung eines Reiches angetreten. Schon waren Schweden und Finnland, Liefland und Eſthland durch lange und blutige Kriege erſchöpft. Und nach drei Seiten hin ſollte und mußte doch fortgekämpft werden. Auf der einen war der däniſche Krieg, um ſo bitterer, je geringer die haltbaren Gründe, um derenwillen er ausgebrochen. Auf der andern Seite war der Krieg mit Polen. Obwohl derſelbe bei Karls IX. Tode eben durch einen Waffenſtillſtand unterbrochen, war doch kein Friede zu hoffen, denn Siegismund wies alle Vorſchläge zu einer friedlichen Ausgleichung zurück. Dieſes polniſchen Krieges lange Dauer war nicht ohne Einfluß auf die Verhältniſſe Deutſchlands. Schon ſeit dem Jahre 1614 ſtanden die deutſchen Proteſtanten mit dem König in Verbindung. Bei ſeinem großen Eifer für die Glaubens-Sache wäre Guſtav Adolf wohl zeitiger, als es geſchehen, in Deutſchland erſchienen, wenn der polniſche Krieg ihm nicht die Hände gebunden hätte. Auf der dritten Seite war Schweden in ſeltſame und verworrene Verhältniſſe mit Rußland hineingerathen, die ebenfalls nicht ohne Kämpfe, Mühen und Anſtrengungen ehrenvoll beendet werden konnten. In der Kraft ſeines Geiſtes, in ſeinen Talenten, in ſeiner Einigkeit mit der ſchwediſchen Nation, aber auch in dem ritterlichen, krie-

geriſchen, kühnen Geiſte derſelben fand der König die beſten Mittel gegen die drohenden Gefahren. In dem übrigen Europa war der Geiſt der Ritterlichkeit bereits abgeſtorben, in Schweden lebte er noch in ziemlicher Kraft. Schon unter Karl IX. hatte Schweden das Anſehn eines militairiſchen Staates genommen. Die Gedanken an Ehre, Ruhm und Sieg lebten in jeglicher Bruſt. Der Glanz der Thaten gehört nicht dem König allein, auch nicht allein den großen Feldherren, die aus ſeiner Schule hervorgingen. Er gehört gewiſſermaßen der geſammten ſchwediſchen Nation an.

Am ſchnellſten kam Guſtav Adolf aus dem däniſchen Kriege heraus. Als Chriſtian IV. ſeinen Friedensantrag ſchnöde zurückgewieſen, ſtellte ſich der König an die Spitze der Seinen. Gleich beim Wiederausbruche des Krieges kam Guſtav Adolf in ſchwere Gefahr, die ihn beinahe der Welt entriſſen. Die drei Südprovinzen Schwedens Halland, Blekingen und Schonen gehörten damals noch zu Dänemark und Schweden war faſt ganz von der Oſtſee ausgeſchloſſen. Die Schweden waren in Schonen eingebrochen, wurden aber auf dem Rückzuge von den Dänen überfallen. Auf dem Eiſe des Sees Widsjo ward eine Schlacht 11. Febr. 1612 geſchlagen, in welcher die Schweden ſieglos blieben. Der König kam mit dem Roſſe unter das Eis und wäre ertrunken, wenn ihn nicht der Kammerjunker Peter Banner und der Reiter Thomas Laosſon heraufgezogen. Letzterer erhielt zum Lohn den Bauernhof Igelſtadt im Kirchſpiele Romfertuen, den ſeine Nachkommen noch heute beſitzen. Im Uebrigen führte der wilde und grauſame Krieg keine weiteren Ereigniſſe von Bedeutung herbei. Die Bauern Schwedens waren in demſelben des Königs beſte Bundesgenoſſen. Aus den Wäldern heraus fielen ſie oft mit ſtarker Fauſt auf den Feind. Als die Flotte der Dänen einſt

Stockholm bedrohete, erhuben ſich die Delakarlier, Guſtav Adolf konnte herbei eilen und Schwedens Hauptſtadt retten. Da begriff Chriſtian IV., daß nichts für ihn in Schweden zu gewinnen ſei und endete durch einen Frieden 18. Januar 1613 den nutzloſen Krieg. Indeſſen blieb Spannung und Bitterkeit zwiſchen Dänemark und Schweden übrig. In dem Laufe dieſes Krieges hat der König an die naturgemäße Vereinigung Schwedens und Norwegens, die erſt durch die Ereigniſſe der allerneueſten Zeit herbeigeführt worden, gedacht und die Norwegen, jedoch vergeblich, aufgefordert, ſich von Dänemark abzuwenden und mit Schweden zu vereinigen.

Was Siegismund von Polen anlangte, ſo war er wenigſtens bei dem Regierungsantritte des Königs nicht eben gefährlich. Zwar ließ es der König von Polen nicht an Aufreizungen und Verſuchen, innere Unruhen in Schweden zu Wege zu bringen, fehlen, aber mit den Waffen konnte und wollte er nicht ſogleich aufſchreiten. Denn noch immer beſchäftigte ihn ein größerer Entwurf, der Entwurf ſich Rußlands zu bemeiſtern. Alle ſeine Sachen ſtellte Siegismund mit dem größten Ungeſchick an. Er hätte ſeinen Sohn Wladislas auf den Zarenſtuhl Rußlands bringen können. Aber es war ihm an dieſem Vortheil nicht genug, er wollte Rußland für ſich ſelbſt gewinnen und verlor darüber das Eine wie das Andere. Fortkämpfend gegen die Ruſſen, welche im Octbr. 1612 noch die polniſche Beſatzung auf dem Kremlin Moscaus zur Capitulation nöthigten, vermochte er nicht auch gegen Schweden gleichzeitigen Krieg zu führen und verlängerte daher mit bitterem Herzen den Waffenſtillſtand mit Guſtav Adolf bis zum Jahre 1616. Hiermit führte Siegismund, der Erbfeind, ſelbſt herbei, daß dieſer Zeit gewann, ſich in ſeinem jungen Reiche zu befeſtigen.

So blieben für Guſtav Adolf vor der Hand nur noch die Verhältniſſe mit Rußland übrig, in deren Beendigung ein großer und ſcharfer Geiſt, eine klare Einſicht in die Gegenwart und in die Zukunft erwieſen worden iſt. Er erkennet, daß Rußland, wenn es auch jetzo darniederliegt und ſich nicht regt, doch ein Rieſe iſt, der über kurz oder über lang aufſtehen und den Nachbarn, alſo auch Schweden, furchtbar werden könnte. Darum muß Rußland ſo weit als möglich von der Oſtſee hinweggedrängt werden. Von dieſem Gedanken war ſein Benehmen gegen Rußland geleitet. Als die Nachricht von dem Tode Karls IX. zu Jacob de la Gardie nach Nowgorod gekommen, veranlaßte er die Städte des nordweſtlichen Rußlands, die von ſchwediſchen Truppen beſetzt waren, Karl Philipp, Guſtav Adolfs Bruder, zum Zaren zu erkieſen, weil Guſtav Adolf ſelbſt nun König von Schweden geworden und nicht füglich auch Zar von Rußland ſein konnte. Eine ruſſiſche Geſandtſchaft erſchien deshalb in Stockholm.

Guſtav Adolf aber zögerte lange mit irgend einer Antwort, nicht weil er, wie zuweilen behauptet worden, eiferſüchtig geweſen auf den Glanz und die Größe, welche dem Bruder bevorzuſtehen ſchien, ſondern weil das Unternehmen groß und ſein Ausgang zweifelhaft und ungewiß war. Nur ein kleiner Theil Rußlands, in dem ſchwediſche Truppen ſtanden, hatte ſich für den Prinzen von Schweden ausgeſprochen. Es war Grund zu der Annahme da, daß dieſes Ausſprechen nicht immer ein freiwilliges geweſen, daß es von Jacob de la Gardie hervorgerufen, ja abgenöthiget worden. Und die Einwilligung des bei weitem größten Theiles von Rußland ſollte erſt noch gewonnen werden und ſie war mehr als zweifelhaft. Guſtav Adolf kannte die ſtarken Nationalgefühle der Ruſſen, wußte, daß ſie ſich ungern einem Fremden unterwürfen. Nahm der König

einmal die Gabe an, welche dem Bruder von einem Theile des nordweſtlichen Rußlands gebracht ward, ſo erforderte die Ehre, daß die Sache hinausgeführt werde. Es konnte dann Schweden in Kämpfe, Anſtrengungen und Gefahren hineingeſtürzt werden, die bei der bedenklichen Stellung zu Dänemark, bei der Feindſchaft des Königs von Polen ſorgfältig vermieden werden mußten. Guſtav Adolf hatte weniger des Bruders als Schwedens Intereſſe im Auge, wie er pflichtgemäß mußte und war entſchloſſen, auch wenn ſein Bruder Zar würde, die Ruſſen doch von der Oſtſeeküſte hinwegzudrängen. Endlich erklärte ſich Guſtav Adolf gegen die Ruſſen ſoweit, daß Karl Philipp ihren heimiſchen Boden betreten ſollte. Aber es war damals ſchon das Ereigniß vor ſich gegangen, welches der König erwartet hatte. Ein Ruſſe hatte den alten Zarenſtuhl beſtiegen, Michael Romanow, den, 21. Febr. 1613, ein großer Nationalrath zu Moscau erwählt.

Seitdem war alle ernſte Ausſicht für den Prinzen von Schweden verſchwunden und er betrat auch den ruſſiſchen Boden gar nicht. Guſtav Adolf aber kämpfte ſeitdem gegen Rußland und ſeinen neuen Zaren nur noch um eine feſte und ſichere Grenze für Schweden, die nicht anders als auf Rußlands Koſten gewonnen werden konnte. Der König gedachte erſt ſich bis Nowgorod und Pleskow auszudehnen, ermäßigte aber ſeine Anſprüche klug, als er gewahrte, daß die Ruſſen einen entſchloſſenen Widerſtand entgegenſetzten. Die Verhältniſſe mit Polen, auch wohl ein Blick auf die bedrängte Lage des Proteſtantismus in Deutſchland, für den er 1615 einen allgemeinen Bettag in ſeinem Reiche angeordnet, veranlaßten ihn einen billigen Frieden mit Rußland zu Stolbova 27. Febr. 1617 abzuſchließen. Rußland trat Ingermannland mit Kexholm und vier bedeutende Feſtungen an Schweden ab. Der

Grund, auf dem Petersburg nun ſteht, ward ſchwediſch. Feſtungen, Moräſte und Seen, der Peipus = und der Ladoga-See, trennten nun Schweden von Rußland und ſchienen Erſteres gegen Letzteres zu ſichern. Sie haben es nicht auf ewig geſichert. Zar Peter der Große fand den Weg über den Wall, den Guſtav Adolf aufgebaut zu haben glaubte. Aber der Zar würde dieſen Weg nicht gefunden haben, wenn nicht die Thorheit eines ſeiner Nachfolger, des unbeſonnenen Karls XII., ihm denſelben nicht erſt erſchloſſen.

Seiner Mäßigung verdankte es Guſtav Adolf, daß er unter allen folgenden Verhältniſſen unbeunruhiget von den Ruſſen gelaſſen ward. Karl Philipp aber hat nicht lange darauf ſeine Lebensrolle ausgeſpielt. Er ſtarb am 21. Juni 1622 und war der letzte Prinz von Schweden, dem ein beſonderes Herzogthum gegeben worden.

Erſt nach dem Ausgange des ruſſiſchen Krieges ſetzte ſich Guſtav Adolf feierlich die ſchwediſche Krone auf das Haupt und gedachte einer Vermählung. Im Jahre 1618 unternahm er unbekannt eine Reiſe nach Deutſchland und ſah Marien Eleonoren, Tochter des Kurfürſten Johann Siegismund von Brandenburg. Sie gewann ſein Herz; doch wurde die Vermählung erſt nach des Vaters Tode, am 25. Novbr. 1620, geſchloſſen.

Die Zeit iſt jetzo herangekommen, wo in Deutſchland der Ausbruch des lange vorbereiteten Kampfes erfolgt. Guſtav Adolf von Schweden nimmt an den Schickſalen, an Glück und Unglück ſeiner Glaubensbrüder den innigſten Antheil. Aber er iſt nicht im Stande, ihnen gleich bei dem Ausbruche dieſes Kampfes die ſtarke und helfende Rechte zu reichen. Denn gerade zu dieſer Zeit bedrohet ihn wieder der polniſche Krieg. Der Waffenſtillſtand mit Polen war im Jahre 1616

abgelaufen. Mit großem Geräuſch kündete König Siegis-
mund, thöricht, wie er war, eine Unternehmung gegen Schwe-
den an, als wollte er ſelbſt den Gegner warnen und belehren.
Seinen großen Reden aber fehlte der Nachdruck der That, und
die Heldenthaten der Polen beſchränkten ſich auf Barcreien
gegen die wehrloſen Bauern von Lief- und Eſthland. Guſtav
Adolf wünſchte ſehnlich von dieſer Seite freie Hand zu bekom-
men und ſchloß 1618 bereitwillig einen neuen Waffenſtillſtand
mit Polen, der bis 1620 dauern ſollte. Eine friedliche Aus-
kunft für die Dauer war von Siegismund nicht zu gewin-
nen. Er gab ſeine Anſprüche auf den ſchwediſchen Thron nicht
auf, glaubte ſie um ſo weniger aufgeben zu müſſen, als
Herzog Johann am 5. März 1618 geſtorben. Mit Rußland
ſchließt er zu Divilina 11. Decbr. 1618 einen Waffenſtillſtand
auf vierzehn Jahre, wie es ſchien, Rußland fahren laſſend,
um ſich ausſchließlich gegen Schweden wenden zu können.
Darum konnte Guſtav Adolf, meinend, daß er zunächſt für
Schweden und für ſich ſorgen, ſich erſt dieſes Feindes erledi-
gen müſſe, jetzo nichts für die deutſchen Proteſtanten thun.
Er ſelbſt kündete 1620 den Waffenſtillſtand auf und gedachte
ſeinen Gegner durch die Waffen zu einem beſtimmten Frieden
zu bringen.

Viertes Kapitel.

Während Guſtav Adolf alſo noch beſchäftiget war mit ſeinen eigenen Angelegenheiten, Kaiſer Matthias alt, ſatt und lebensmüde ſeinen Hoffitz zu Wien aufgeſchlagen, Ferdinand von Steiermark ſich in Ungarn befand, beſchäftiget die Hinderniſſe wegzuräumen, die ſeiner Königswahl entgegenſtanden, brach in Böhmen ein Feuer aus, welchem die Flamme des dreißigjährigen Krieges entſprang.

Was der Grund dieſes entſetzlichen, Deutſchland bis nahe an den Rand des Unterganges führenden Brandes geweſen, darnach kann kaum jemand fragen. Der nächſte Grund und die nächſte Veranlaſſung wird nicht von dem Proteſtantismus, und beſonders nicht von dem deutſchen Proteſtantismus, gegeben. Es hat derſelbe ſeine offenſive Stellung und Haltung aufgegeben, ſie freilich mehr gezwungen als freiwillig aufgegeben. Der Wunſch und das Verlangen, ſich auszudehnen, ſich auszubreiten, findet allerdings noch Statt, und jede Gelegenheit, die ſich darzu bietet, wird ergriffen, wo es an Kraft und Entſchloſſenheit, ſie zu ergreifen, nicht gebricht. Aber der Gedanke, den ganzen Katholicismus, oder auch nur den Katholicismus in dem deutſchen Reiche, noch zu zerſtören, iſt nicht vorhanden und ſelbſt die Hoffnung hierauf iſt immer ſchwächer und ſchwächer geworden. Es fehlt dem Proteſtantismus an gemeinſamen Gedanken, an planvollem Zuſammenhang. Er wird, wo nicht durch andere Dinge, doch ſchon durch die tiefe Spaltung gehindert, welche zwiſchen Lutheriſchen

und Calviniſchen beſteht. Es muß erſt eine große, faſt Allen Untergang und Vernichtung drohende Gefahr kommen, ehe wieder ein gemeinſames Handeln, ein gemeinſames Denken auch nur auf Abwehr und Vertheidigung erweckt werden kann. In dieſem Zuſtande kann die nächſte und unmittelbare Veranlaſſung zum Ausbruche des Waffenſtreites nicht von der Seite des Proteſtantismus kommen.

Anders iſt die Geſinnung, welche ſich in der katholiſchen Welt zu dieſer Zeit findet. Der Katholicismus, in dieſem Augenblicke einiger und geſchloſſener in ſich ſelbſt als der Proteſtantismus, ſcheinet zum Bewußtſein gekommen zu ſein, daß ihm doch die größere Macht in Europa geblieben. Die Glieder der romaniſchen Völker ſind bei dem Katholicismus geblieben oder zu demſelben zurückgebracht worden. Von den Slaven haben auch die meiſten, ſo viele derſelben überhaupt zum römiſchen Katholicismus gehört hatten, bei demſelben ausgeharrt, nur in die germaniſche Völkerwelt iſt die Reformation mit kräftigen und gewaltigen Zügen eingedrungen. Aber gerade ſie iſt ſchon durch ihre geographiſche Lage zu größerer Abſonderung und Entfernung beſtimmt. England, Schottland, der ſcandinaviſche Norden, Deutſchland ſind durch weite Meere von einander getrennt. Und der Katholicismus hat doch auch hier, beſonders in dem deutſchen Reiche, ſeine Anhaltepuncte fortbehauptet, welche mit Geſchick und Umſicht, mit kluger Berechnung benutzt, den völligen Untergang abgewehrt haben.

Im Gefühle und im Bewußtſein dieſer größeren Kraft, von Rom aufgeſtachelt, von den Jeſuiten befeuert, von ſeinen Prieſter-Fürſten mit der Ueberzeugung erfüllt, daß die Wiedervernichtung des Proteſtantismus und überhaupt alles Nicht-Katholiſchen, ſo weit es nur erreichbar, eine heilige

Glaubens- und Gewiſſenspflicht ſei, hat ſich in dieſen Zeiten der Katholicismus faſt allenthalben zum Angriff erhoben. Von Polen aus denkt Siegismund an die Vernichtung des griechiſchen Kirchenthums in Rußland und des proteſtantiſchen in Schweden. In Ungarn, wo Gewalt nicht angewendet werden kann, arbeiten die Jeſuiten, und beſonders der Jeſuit Pazmann, der 1616 Erzbiſchof von Gran geworden, mit ungeheurem Eifer daran, beſonders die adeligen Familien durch Ueberredung wieder für den Katholicismus zu gewinnen, und kann ſich rühmen, ſchon bei fünfzig derſelben, wie er es nennt, bekehrt zu haben. In Frankreich hat der römiſche Katholicismus die Regierung auch wieder, wie es ſcheint, ganz für ſich gewonnen. Wenn das Toleranzedict von dem fanatiſchen Pöbel gebrochen, die Proteſtanten auf das wildeſte gemißhandelt werden, ſo ſiehet ſie darüber hinweg. Sie ſelbſt gebietet 15. Juni 1617, daß in Bearn, der Provinz, die mit der Krone noch nicht vollſtändig vereiniget und wo der öffentliche katholiſche Kultus aufgehört hatte, die katholiſchen Kirchen und Kirchengüter wieder herausgegeben, der katholiſche Kultus wieder hergeſtellt würde. Nicht minder hat in England der Katholicismus wieder das Haupt zu erheben verſucht und an König Jacob I. zu kommen getrachtet. Er hat die Hoffnungen indeſſen nicht erfüllt, welche im Anfange ſeiner Regierung, als auf den Sohn Maria Stuarts, geſetzt worden und es iſt daher, obwohl vergebens, verſucht worden, ihn aus dem Wege zu räumen. Durch Pulverminen hat der König mitſamt dem proteſtantiſchen Parlament in die Luft geſprengt werden ſollen. Ein Frevel, deſſen die Jeſuiten und ihre Jünger bezüchtiget werden.

Es weht ein einiger und allgemeiner Geiſt durch den Katholicismus, der am lebendigſten in ſeinen Häuptern, Führern

und Lenkern erſcheint. Es heißt dieſer Geiſt Angriff auf den Proteſtantismus, Angriff heute in dieſer, morgen in jener Geſtalt, wie ſich eben die Veranlaſſungen und Gelegenheiten finden. Den Geiſt, welcher den Katholicismus durchzieht, kennen die Proteſtanten, oder doch die unter ihnen, welche überhaupt zu rechnen und zu erwägen verſtehen, wohl. Wie ſollte er ihnen auch unbekannt ſein. Tritt er doch jeden Tag, bald in größeren, bald in kleineren Dingen hervor. In dieſer Stimmung mußten die Proteſtanten achtſam auf alle Schritte ſein, welche katholiſcherſeits geſchahen.

In Böhmen hatte ſich bei den ſogenannten Utraquiſten bald bittere Reue eingeſtellt, daß ſie Ferdinand von Steiermark zum König gewählt. Mit dem Leben des Kaiſers Matthias ging es ſtark zum Ende und ſie mußten nun erwarten, daß der Mann, welcher beim Antritt der Regierung ſeiner Erblande einſt erklärt, daß er lieber ſterben, als Ketzerei hier dulden werde, wirklicher König in Böhmen werde. Sie mußten zweifeln, ob der Majeſtätsbrief und die Schwüre, die Ferdinand auf denſelben gethan, ein hinlänglicher Schutz gegen des Herzens Geſinnung und Abſicht ſein würden. Waren ſie es nicht, ſo mußte das böhmiſche Reich in eine ungeheure Verwirrung hinein gerathen. Die Bedenklichkeiten der Utraquiſten mußten um ſo ſchwerer werden, je höheres Triumphgeſchrei die Jeſuiten anſtimmten, die laut verſicherten, bald werde Alles in Böhmen ſich anders geſtalten und die Ketzerei zu Grabe geläutet werden, je mehr ſchon jetzo einzelne Verfügungen der Regierung einen dem Proteſtantismus feindlichen Sinn zu erkennen gaben.

Dieſen Sinn offenbarte die Regierung, welche jetzo noch im Namen des Kaiſers handelte, aber ſchon von dem Geiſte Ferdinands geleitet ward, in mehreren Entſcheidungen, welche

die proteſtantiſchen Kirchen in den Städten Braunau und Kloſtergrab betrafen. Braunau gehörte zur Abtei gleiches Namens, der als Abt damals Wolfgang Salender von Proſſowitz vorſtand. Grundherr von Kloſtergrab war der katholiſche Erzbiſchof von Prag Johann Lohelius. Nach den Worten des Majeſtätsbriefes ſelbſt konnte es nun gar nicht zweifelhaft ſein, daß die Proteſtanten zu Braunau und Kloſtergrab das Recht, Kirchen und öffentlichen Gottesdienſt zu haben, beſaßen. Denn es gab derſelbe überhaupt Allen in Böhmen dieſes Recht. Es war aber für nöthig befunden worden, dieſen Majeſtätsbrief auch noch von den katholiſchen Ständen Böhmens, die auf eine geringe Minderzahl herabgeſchmolzen, beſtätigen zu laſſen. Dieſe nun hatten, wie bereits angeführt, den Majeſtätsbrief nur mit einer Klauſel beſtätiget: daß das Recht, ſolchen öffentlichen Gottesdienſt zu haben, nur in königlichen Orten Statt haben ſollte. Die katholiſchen Stände wollten ſich damit die Freiheit machen, wenigſtens ihre eigenen und unmittelbaren Unterthanen an der Ausübung des proteſtantiſchen Kultus zu hindern. Es konnte nun wohl als in etwas zweifelhaft angeſehen werden, ob ſolche Orte, die der Kirche angehörten, Königs-Orte wären oder Herren-Orte. Waren ſie Erſteres, ſo hatten Braunaus und Kloſtergrabs Bürger das Recht, proteſtantiſche Kirchen zu haben, und ihre geiſtlichen Herren durften es ihnen nicht wehren. Waren ſie Letzteres, ſo hatten ſie dieſes Recht. In dem alten Brauche Böhmens waren nun ſolche Städte, Orte und Dörfer, welche der Kirche gehörten, immer zugleich auch als königlich angeſehen worden. Es waren alſo Braunau und Kloſtergrab, als ſie proteſtantiſche Kirchen aufſtellten, in ihrem auf dem Majeſtätsbriefe und auf dem alten Brauch Böhmens ruhendem Rechte. Dieſer alte Brauch war indeſ-

ſen, wie jedes ſolches altes Herkommen, ſo ganz feſt, ſicher und beſtimmt nicht.

Die geiſtlichen Herren von Braunau und Prag wollten den proteſtantiſchen Gottesdienſt in Braunau und Kloſtergrab nicht dulden. Es war ſchon mehrjähriger Streit darüber und die Regierung hatte bereits einigemal zu Ungunſten der Städte entſchieden, wobei immer eine klare Auslegung des Majeſtäts=briefes umgangen ward. Die Defenſoren des Majeſtätsbriefs hatten indeſſen die beiden Städte bis jetzo doch geſchützt. Aber am Anfange des Jahres 1618 ließ der Erzbiſchof, geſtützt auf einen neuen kaiſerlichen Befehl, die eben fertig gewordene Kirche zu Kloſtergrab niederreißen. In Braunau ſollte die eben=falls jüngſt erſt aufgerichtete Kirche geſchloſſen werden. Die Stadt widerſetzte ſich, aber es erſchien eine kaiſerliche Commiſ=ſion. Die Kirche ward wirklich geſperrt und der öffentliche pro=teſtantiſche Kultus verboten, acht Männer von Braunau, die bei dem Widerſtande am thätigſten geweſen, gefangen geſetzt.

Unter den Umſtänden, wie ſie waren, erregten dieſe Vor=gänge bei den böhmiſchen Proteſtanten eine große und allge=meine Bewegung. Sie erſchienen ihnen als eine klare Ver=letzung des Majeſtätsbriefes und kaum können ſie auch als etwas Anderes angeſehen werden. Es konnte kaum zweifelhaft ſein, daß das volle Recht ſich auf Seiten der Proteſtanten be=funden. Was gegen Braunau und Kloſtergrab geſchehen, mußte ihnen als der Anfang eines offenen Gewalt=Krieges gegen den Majeſtätsbrief erſcheinen, zumal wenn es mit an=deren Vorgängen in Verbindung gebracht wurde und wenn man an die Geſinnungen und an das Leben Ferdinands, an das Geſchrei der Jeſuiten ſich erinnerte. Und daß Entwürfe gegen den Majeſtätsbrief wirklich vorhanden geweſen, mag faſt als ſicher angeſehen werden.

So wie nun die Defenſoren des Majeſtätsbriefes von den Vorgängen in Braunau und Kloſtergrab benachrichtiget waren, beriefen ſie eine Verſammlung der utraquiſtiſchen Stände nach Prag. Durch den Majeſtätsbrief waren ſie berechtiget zur Wahrnehmung der ihnen durch denſelben gewordenen Rechte die Stände ihrer Glaubensgenoſſen zu einer ſolchen Verſammlung zu berufen. Allerdings erhielt das Reich Böhmen durch ſolche Befugniſſe ein ſeltſames Anſehn und mochte leicht in große Verwirrung hineingerathen, wenn die Regierung und das zum größten Theil proteſtantiſch gewordene Volk in offenen Widerſtreit durch Abſichten, Plane und Entwürfe kam wie ſie jetzo Statt fanden, da die Regierung auf Umſturz des Proteſtantismus, der größte Theil der Stände auf Erhaltung und Erweiterung deſſelben ſinnt. Zahlreich befand ſich beſonders der utraquiſtiſche Adel in Prag, wo der Katholicismus ebenfalls ſo zuſammengeſchrumpft, daß keine einzige Hauptkirche mehr in den Händen der Katholiken ſich befand. Dieſe Ständeverſammlung ward unter dem Einfluß der beſorglichſten Stimmung Böhmens gehalten. Laut ward davon geſprochen, daß der Kaiſer und Ferdinand den Majeſtätsbrief vernichten wollten, daß fremdes Kriegsvolk in das Land werde gebracht werden, um es mit Zwang und Waffen wieder katholiſch zu machen.

Die Utraquiſten fertigten zunächſt eine Botſchaft an die königlichen Statthalter ab, begehrten die volle Aufrechterhaltung des Majeſtätsbriefes und die Freilaſſung der gefangenen Braunauer. Hierauf erfolgte eine Antwort, welche den Utraquiſten der Beſorgniß noch mehr erregen mußte. Die Statthalter umgingen jede Erläuterung des Majeſtätsbriefes und ſeiner Klauſel, damit der Rechtspunct gar nicht zu Erörterung komme, ein Verfahren, durch welches am Ende jeder Artikel des großen Freibriefes thatſächlich wieder

vernichtet werden konnte. Wegen der Braunauer Gefangenen und der Kirchen von Braunau und Kloſtergrab verwieſen ſie an den Kaiſer ſelbſt, als gehöre die Sache gar nicht vor ſie, da ſie doch vor ſie gehörte, wenn ſie überhaupt, Recht und Geſetz in dem Lande zu handhaben, aufgeſtellt waren. Die utraquiſtiſchen Stände ließen nun eine Eingabe an den Kaiſer abgehen, in der an Abſtellung der Bedrückungen in Braunau, Kloſtergrab und anderwärts ernſtlich gemahnt, die Vorgänge in jenen beiden Städten als offener Bruch des Majeſtätsbriefes bezeichnet wurden. Hierauf waren die Stände wieder auseinandergegangen, die Defenſoren jedoch beauftragt worden, ſich auch an die Stände der böhmiſchen Nebenlande, Mährens, Schleſiens und der Lauſitz zu wenden und ſie um Verwendung bei dem Kaiſer zu bitten. In den Kirchen waren Gebete für die Aufrechterhaltung der bedroheten Glaubens-Freiheit angeordnet. Die Stände hatten beſchloſſen auf den 21. Mai 1618 wieder in Prag zuſammenzukommen, um zu erfahren, welche Antwort ihnen von dem Kaiſer würde geworden ſein. Es erfolgte aber eigentlich gar keine Antwort. Es ward nur den Statthaltern ein kaiſerliches Reſcript vom 21. März 1618 zugefertiget, daß den Utraquiſten zu erkennen gegeben werden ſollte, daß ihre jüngſte Verſammlung eine ungeſetzliche geweſen, die Anſtifter derſelben zur Verantwortung gezogen, dergleichen Zuſammenkünfte nicht wieder gehalten werden ſollten. Dieſes Reſcript ward von den Statthaltern am 29. März den Defenſoren des Majeſtätsbriefes mitgetheilt.

Was dieſes Schreiben beſagen wollte, darüber konnte Niemand zweifelhaft ſein. Es ſollten den Böhmen die Mittel, auf die wirkliche Vollziehung des Majeſtätsbriefes beſtehen und über ſie wachen zu können, entzogen werden. Ward eine

Verſammlung der utraquiſtiſchen Stände, die allein mit Nachdruck ſprechen konnte, als Aufruhr bezeichnet, ſo konnte man über die Klagen der Defenſoren und die Klagen aller einzelnen Utraquiſten ja leicht hinwegſehen, wenn der Majeſtätsbrief weiter und weiter verletzt werden ſollte. Zunächſt ſollte alſo die Macht und Freiheit, denſelben zu vernichten, geſchaffen und gebildet werden.

Die Defenſoren erſchraken über das kaiſerliche Reſcript um ſo mehr, als ſie ſelbſt, welche die letzte Verſammlung der utraquiſtiſchen Stände veranlaßt, darin ziemlich deutlich als Empörer und Rebellen bezeichnet wurden, und die katholiſchen Böhmen immer mehr das Haupt erhoben, ſchon laut verkündend, daß mehrere hohe Köpfe, beſonders der Grafen von Thurn und Schlick, der Herren von Lobkowitz und Budowa würden herunter müſſen, daß manches ſchöne Gut in andere Hände kommen und mancher jetzo arme Geſell reich werden würde. Die Defenſoren faßten ſich jedoch ſogleich und entgegneten den Statthaltern am 31. März, daß die letzte Verſammlung keinesweges eigenmächtiges Weſen genannt werden könne, da das Recht dazu in dem Majeſtätsbriefe begründet, daß das dort Geſchehene nicht gegen den Kaiſer und König gelaufen, ſondern nur auf Erhaltung geſetzlich anerkannter Rechte. Das in dem kaiſerlichen Reſcript ihnen Mitgetheilte betreffe nicht ſie allein, ſondern die ſämmtlichen utraquiſtiſchen Stände, und es könne daher auch nicht von ihnen allein darüber gerathſchlagt und entſchieden werden.

Ob nun wohl der Kaiſer neue Abmahnungsſchreiben wegen der utraquiſtiſchen Stände-Verſammlung erließ, ſo kam ſie doch am 21. Mai 1618 wieder zuſammen, zahlreich beſonders von dem Adel beſucht. Die Städte waren meiſt den kaiſerlichen Abmahnungsſchreiben gehorſam geweſen. Kaiſer Mat-

thias ſcheint über das beſtimmte und feſte Auftreten des utraquiſtiſchen Adels doch beſorgt worden zu ſein. Zwar wird den Utraquiſten nichts nachgegeben und nicht von den Entwürfen, welche gegen den Majeſtätsbrief gefaßt geweſen zu ſein ſcheinen, abgegangen, es ſoll aber doch mit etwas freundlichen Worten Alles verdeckt werden. Ein abermaliges kaiſerliches Reſcript wird den Ständen ſofort mitgetheilt, in dem ihre Verſammlung, nicht mehr als eine ungeſetzliche, ja aufrühreriſche bezeichnet, auf einige Zeit für aufgeſchoben erklärt wird, wobei indeſſen doch auch geſagt iſt, daß ſie, die Utraquiſten, ſich um fremde Sachen nicht kümmern ſollten. Hiermit kann nur Braunau und Kloſtergrab gemeint ſein. Hatten die Defenſoren und die Utraquiſten ſich um dieſe, als um fremde Sachen, nicht zu kümmern, ſo hatten ſie ſich auch um gar nichts zu kümmern. Auf die Beſchwerdeſchrift der Utraquiſten aber erfolgte wiederum keine Antwort.

Der kaiſerliche Hof wollte mit dieſer etwas gelinden Antwort offenbar weiter nichts als Zeit gewinnen. Ferdinand hatte in Ungarn, unterſtützt von Somogyi, Palfy, Eſterhazy und Niclas Forgacs, ſchon einen Heerhaufen von ſechstauſend Mann zuſammengebracht, der gegen Böhmen verwendet werden ſollte. Es war wohl auf einen gewaltigen Schlag gegen die böhmiſchen Utraquiſten abgeſehen, aber man hielt ſich noch nicht für hinlänglich gerüſtet. Das neue kaiſerliche Reſcript, ſtatt die Utraquiſten zu begütigen, zur Ruhe zu bewegen, ſetzte ſie nur in große Bewegung, da ſein Zweck ſo klar und offen dalag. Die Häupter der Utraquiſten, Matthias von Thurn, Kolonna von Fels, Wilhelm von Lobkowitz, Wenzel von Raupowa, Ulrich von Kinski und die Grafen von Schlick, mögen jetzo auf die Ueberzeugung gekommen ſein, daß ihnen und dem Majeſtätsbriefe Gewalt bevorſtehe, der ſich durch

nichts Anderes als durch Gewalt begegnen laſſe. Sie wollen nicht geduldig abwarten, bis die Rüſtungen Ferdinands zu Ende ſind, ſie wollen ſich in den Beſitz der Regierung Böhmens ſetzen, ſich des Landes bemeiſtern, damit ſie Kraft zum Widerſtande gewönnen. Daher muß die kaiſerliche Statthalterſchaft geſtürzt und ein utraquiſtiſches Regiment aufgerichtet werden. Sie glauben in Lagen und Verhältniſſen zu ſein, aus denen ſich nur durch eine Revolution herauskommen ließe.

Die geſuchte Veranlaſſung, die kaiſerliche Statthalterſchaft zu ſtürzen und die Revolution zu beginnen, iſt leicht gefunden. Am 23. Mai begeben ſich die Utraquiſten in ſtarken, bewaffneten Haufen auf das Prager Schloß. Eben ſind nicht alle Mitglieder der Statthalterſchaft, ſondern nur der Oberſt-Burggraf Adam von Sternberg, Diepold von Lobkowitz, Jaroslas von Martiniz und Wilhelm Slawata anweſend. Von dieſen waren Martiniz und Slawata den Utraquiſten beſonders verhaßt. Sie hatten ihre heftige Feindſchaft gegen den Proteſtantismus niemals verhelt, waren nicht in die Sitzung gekommen, als der Majeſtätsbrief in das böhmiſche Landrecht eingetragen ward, wurden beſchuldiget, gegen ihre Unterthanen mit den härteſten Gewaltthaten zu verfahren, um ſie zum Katholicismus zu zwingen. Hinter Allem, was zu Ungunſten der Reformation geſchah, wurden immer Martiniz und Slawata vermuthet. Und gerade ſolche Männer, Männer, deren ganzes Benehmen eine fortlaufende Proteſtation gegen den Majeſtätsbrief war, hatte der Kaiſer mit unter die Statthalter Böhmens geſtellt! Mit heftigen und drohenden Reden fuhren die Utraquiſten beſonders auf Martiniz und Slawata los, daß ſie beſonders den Majeſtätsbrief verletzten, ſie es wären, von denen das kaiſerliche Reſcript, in dem die Utraquiſten wie Rebellen und Empörer behandelt würden, ausgegangen.

Unter dem Zanke und Lärm, der darüber entſtand, ſchrien Thurn, Fels und Wilhelm von Lobkowitz, daß man ſich ſolcher Erzfeinde mit Gewalt entledigen müſſe. Wilhelm von Ruppa ſchrie, man ſolle ſie nach alter böhmiſcher Sitte zum Fenſter hinausſtürzen. Das Zumfenſterhinausſtürzen des Feindes kommt ſchon in den huſſitiſchen Bewegungen vor. Alsbald wurden Martiniz und Slawata von den Wüthenden gefaßt und ſammt dem Geheimſchreiber Fabricius zum Fenſter hinausgeſtürzt. Sie fielen achtundzwanzig Ellen tief in den trockenen Schloßgraben. Slawata, der ſich in der Todesangſt an das Fenſter angehalten, war in die Hand gehauen und verletzte ſich im Falle das Haupt. Martiniz und Fabricius fielen ohne Schaden auf den weichen Erdboden nieder. Sie entrannen ſogleich. Die Utraquiſten ſendeten ihnen vergeblich mehrere Schüſſe aus dem Fenſter nach. Slawata aber fiel in die Gewalt der Utraquiſten, die nun doch ſeines Lebens ſchonten.

Nicht eben dieſer Fenſterſturz, ſondern die Dinge, welche unmittelbar darauf geſchahen und welche von den Häuptern der Utraquiſten im Voraus berechnet worden ſind, bilden das geſchichtlich Bedeutende. Das kaiſerliche Regiment in Böhmen braucht von den Utraquiſten nicht erſt geſtürzt zu werden, es iſt ſchon durch den Fenſterſturz aufgelößt. Die utraquiſtiſchen Stände kamen gleich nach demſelben abermals zuſammen, machten ein Bündniß unter einander, ihre Religions-Freiheit gegen jede ungerechte Gewalt zu vertheidigen, bemeiſterten ſich der Herrſchaft, indem ſie dreißig Directoren zur Leitung der Vertheidigung und Führung aller Geſchäfte im Innern des Landes und nach Außen zu aufſtellten. Das Directorium beſtand aus je zehn Männern eines jeden böhmiſchen Standes, der Herren, Ritter und der Städte. Es

ward beſchloſſen, ein Heer aufzuſtellen und Matthias von Thurn empfing die Stelle des oberſten Feldhauptmannes. Dieſe Schritte geſchahen doch hauptſächlich nur von den utraquiſtiſchen Ständen. Indeſſen ſtimmten auch mehrere katholiſch gebliebene Stände denſelben bei.

An den Kaiſer aber erließen die Utraquiſten alsbald eine Rechtfertigungsſchrift. Was ſie gethan, ſei das Werk geſetzlicher Abwehr gegen ungeſetzliche Frevel. Aber ihm, dem Kaiſer, wolle man treu bleiben, die Vertheidigung, welche gerüſtet werde, die Regierung, welche eingeſetzt worden, ſolle auch des Kaiſers Hoheit über Böhmen ſchirmen. In der That war die Revolution nicht gerade gegen Matthias gerichtet. Der Kaiſer, lange ſchon ohne Lebenskräftigkeit, war ja alt und ging auf der Grube. Ihn wollten die Utraquiſten nicht von dem Throne entfernen, ſeinen nahen Tod meinten ſie erwarten zu können. Aber für die Zukunft wollten ſie ſich ſichern. Ferdinand von Steiermark ſollte wieder entſetzt, ein anderer, ein proteſtantiſcher König gewählt werden. Um dieſes dereinſt zu können, um Kraft zur Vertheidigung zu haben, wenn ſie ob dieſes Entwurfes, der für die Widerpart leicht zu durchſchauen, ſollten angegriffen werden, war ihnen nothwendig geweſen, ſich ſchon jetzo in den Beſitz der Staatsgewalt zu ſetzen, in welchem ſie ſich, auch wider des Kaiſers Willen, zu behaupten gedachten.

Darum rüſteten ſie nicht allein ſelbſt mit großem Eifer, ſondern forderten auch die böhmiſchen Nebenlande, Schleſien, Mähren und die Lauſitz zu Förderung ihrer Sache und zu Hülfe auf, wenn ſie angegriffen werden ſollten, ſondern ſie trachteten auch mit Oeſtreich und mit Ungarn in Verbindung zu kommen. In Ungarn mahnten ſie den Palatin, den oberſten Reichsbeamten, und die Magnaten an das im Jahre 1609

geſchloſſene Bündniß. Sie ſollten Ausſchreibung ungariſcher Mannſchaften nicht geſtatten, im Gegentheil Böhmen unterſtützen, wenn es etwa zu den Waffen kommen ſollte. Auch die Union in dem deutſchen Reiche ward von den Utraquiſten beſendet und an die Glaubensverwandtſchaft gemahnt. Die Mühen der Böhmen blieben wenigſtens nicht ganz vergeblich. Auch die Mähren ſtellten unter Friedrich von Teuffenbach ein Heer auf und ſchienen gemeinſame Sache mit den Böhmen machen zu wollen. Die Fürſten und Stände Schleſiens wollten zwar nicht ſofort die bewaffnete Hülfe leiſten, um welche ſie angegangen wurden. Indeſſen rüſteten auch ſie, um für den äußerſten Nothfall doch nicht zu fehlen. Sie boten dem Kaiſer ihre Vermittelung an, ſagten aber dabei, daß der böhmiſche Majeſtätsbrief allerdings arg verletzt worden und daß kein Zweifel daran ſein könnte, daß in den Puncten, über welche der Streit begonnen, das Recht auf Seite der Utraquiſten geweſen ſei. Auch in Ungarn und Oeſtreich verbreitete ſich unter den Proteſtanten Bewegung und Unruhe. Bethlen Gabor, der Fürſt von Siebenbürgen, ſchien zu lauern und zu warten, wo das kaiſerliche Haus oder die Gewalt der Ereigniſſe ihm einen Riß eröffne, durch den er, in Ungarn eindringend, ſich dieſes Reiches bemeiſtern könne. Es ſchien den Böhmen, wenn die Sachen auf die Spitze des Schwertes getrieben würden, an Freunden und Bundesgenoſſen nicht fehlen zu können. Darum waren ſie kühner geworden und mit ihren Entwürfen für die Zukunft beſtimmter hervorgetreten. Auf ewige Zeiten waren von ihnen, 1. Juni 1618, die Jeſuiten aus dem böhmiſchen Reiche, das ſie binnen acht Tagen zu verlaſſen hätten, als Erbfeinde des Proteſtantismus, Anſtifter von Zwietracht und Spaltung, Ränkemacher und Kabalenſchmiede, verbannt worden. In dem neuen Stande

der Dinge, den ſie in Böhmen zu begründen hofften, ſollte die Herrſchaft bei dem Proteſtantismus ſein, jede Möglichkeit einer künftigen Gefahr für denſelben entfernt werden.

Was die Abſicht der Häupter der Utraquiſten war, die Aufrichtung eines großen proteſtantiſchen Reiches, deſſen Herz und Mittelpunct Böhmen ſein ſollte, das würde, wäre es gelungen, für die Zukunft der europäiſchen Welt von der größten Wichtigkeit und Bedeutung geworden ſein. Gerade in dem Herzen Europas wäre dadurch eine große proteſtantiſche Macht entſtanden, die, halb dem germaniſchen und halb dem ſlaviſchen Geſchlecht angehörend, nach allen Richtungen, nach Deutſchland, nach Polen, nach Ungarn, für die Ausbreitung der Reformation hätte wirken können. Mit der Entſtehung einer ſolchen Macht, eines ſolchen Reiches, das, wenn auch nur durch den Verluſt von Böhmen, Mähren, Schleſien und der Lauſitz, auf Koſten des kaiſerlichen Hauſes entſtanden, wäre auch der Fall oder die Bedeutungsloſigkeit der deutſchen Linie des Hauſes Spanien-Habsburg damals entſchieden worden. Mit deren Fall aber oder mit deren Bedeutungsloſigkeit war eine Hauptſtütze des Katholicismus in Europa zerbrochen. In ſolche Plane und Entwürfe aber paßten die Jeſuiten nicht. Darum mußten ſie auf ewig aus Böhmen verbannt werden.

Die Ereigniſſe in Böhmen enthielten für den, der ſie zu würdigen verſtand, Dinge von der größten, ja von der ungeheuerſten Wichtigkeit. Die Gefahr, welche ſeinem Hauſe und dem Katholicismus drohete, entging auch dem Kaiſer Matthias, wie hinfällig er immer ſchon war, nicht. Aber ſeine Mittel und Kräfte waren gering, das Heer war noch nicht gebildet, erſt in ſeiner Bildung begriffen und vielfach behindert. Die Stände Oeſtreichs wollten nicht zu dem böhmiſchen Kriege zahlen und geben. Sie ſchienen eher entſchloſ-

ſen, auf der Böhmen Seite zu treten, wenn ſich das Glück der Waffen günſtig zeige. Alſo verſuchte Matthias zuerſt, was ſich mit Worten erreichen ließe und antwortete den Böhmen, daß ihm himmelſchreiendes Unrecht zugefügt werde, wenn man ſage, daß es von ihm auf Vernichtung der Landesfreiheiten und beſonders des Majeſtätsbriefes abgeſehen geweſen. Alle Mißverſtändniſſe ſollten durch eine bald nach Böhmen zu ſendende kaiſerliche Commiſſion ausgeglichen werden. Nun ſollten aber die Böhmen auch die kaiſerliche Regierung wieder einſetzen laſſen, die Waffen niederlegen und alle Rüſtungen einſtellen, weil nirgends ein Feind zu finden ſei, wobei jedoch auch der Kaiſer verſprach, keine weiteren Werbungen zu veranſtalten, das bereits geworbene Kriegsvolk wieder zu entlaſſen. Ein kaiſerlicher Rath, Euſebius Khan, ward nach Prag geſendet, um noch beſonders mit Matthias von Thurn und Kolonna von Fels zu unterhandeln.

Die Utraquiſten aber nahmen die kaiſerlichen Anträge nicht an und konnten ſie, da die Sachen einmal ſo weit gekommen, nicht annehmen. Denn was enthielten ſie weiter, als daß die Böhmen in die Verhältniſſe und in den Stand, aus dem ſie durch eine Revolution ſich reißen zu müſſen geglaubt, einfach zurückkehren ſollten. Sie ſollten entwaffnen und empfingen keine Bürgſchaft, daß, wenn ſie es gethan und ſich wehrlos gemacht, das alte Spiel gegen den Majeſtätsbrief nicht werde von Neuem begonnen werden. Solche Anträge wieſen die Häupter der Utraquiſten um ſo mehr von ſich, als ſie ihre kriegeriſche Verfaſſung in kurzer Zeit auf guten Fuß geſtellt. Es war ihnen viel rüſtiges Kriegsvolk aus Deutſchland zugelaufen. Der Graf von Thurn zog gegen die drei Städte Krummau, Budweis und Pilſen, welche in Böhmen allein dem Kaiſer treu geblieben, nachdem deſſen Anträge ge-

hört und verworfen worden. Damit war der offene Waffenſtreit ausgebrochen. Krummau ergab ſich, Budweis aber und Pilſen konnten nicht genommen werden.

Nun rüſtete aber auch der Kaiſer mit größerem Eifer. Karl Longueval von Bouquoi ward als Heerbefehlshaber angeſtellt, ein Zögling des großen ſpaniſchen Feldherrn Spinola, unter dem Heinrich Dúval, Graf von Dampierre, commandiren ſollte. Sie waren Ausländer; kaum konnte der Kaiſer wagen, Eingeborenen den Heerbefehl anzuvertrauen. So zweifelhaft und unſicher war in den eigenen Erblanden die Stellung des Kaiſers geworden. Matthias that, was er thun konnte, und ſein Verfahren gegen die Böhmen war keinesweges Zeugniß einer friedlichen Geſinnung. Wie hätte der Kaiſer ſie auch haben können, da der Gedanke der Häupter der Utraquiſten, ſich von dem kaiſerlichen Hauſe ganz loszureißen, faſt unzweideutig dalag! Er wollte den Böhmen ja nur die Waffen entwinden; das und nichts weiter beſagten ſeine Anträge. Indeſſen mochten die Maßregeln des Kaiſers dem König Ferdinand allerdings nicht kräftig und entſchloſſen genug vorkommen.

Nachdem er in Ungarn zum König gekrönt worden, kam derſelbe nach Wien zurück. Indem viele andere erſchrocken waren über den Abfall der Böhmen und die große Gefahr, welche dem kaiſerlichen Hauſe bevorzuſtehen ſchien, äußerte Ferdinand eher Freude über alle dieſe Vorgänge. In einem Gutachten, das er dem Kaiſer überreichte, ſprach er ſeine Geſinnungen offen aus. Man ſolle Gott danken, daß von den Böhmen ſelbſt durch die Revolution Veranlaſſung und Grund gegeben worden, mit dem Majeſtätsbriefe und mit dem Proteſtantismus durch einen Schlag zu Ende zu kommen. Aus dieſen beiden ſei die Revolution hervorgegangen und ſattſam

werde man vor der Welt entſchuldiget ſein, wenn man nun auch beide mit einander niederbreche. In demſelben Sinne ſprach ſich auch Ferdinands Geiſtesverwandter, Herzog Maximilian I. von Baiern, aus. Aber es kam nun freilich erſt darauf an, der böhmiſchen Revolution auch mit den Waffen Meiſter zu werden. Matthias war ſchon bettlägerig und es ſchien dem König, daß die Maßregeln nicht durchgreifend und kräftig genug wären. Auch wünſchte Ferdinand jetzo ſchon, in den vollen Beſitz der Macht zu kommen. Das lange Leben des Kaiſers ward ihm unangenehm und er beſchloß, mit Matthias zu thun, wie von dieſem mit Rudolf gethan worden.

Als Ferdinand den Gedanken faßte, ſich noch bei Lebzeiten des Kaiſers der Gewalt in Ungarn, Böhmen und ſeiner Nebenlande ſammt Oeſtreichs zu bemeiſtern, war er der Unterſtützung Spaniens und des Pabſtes ſicher. Denn dieſen Mächten galt es in dem gegenwärtigen Augenblick beſonders, daß die Sache des Katholicismus mit Kraft und Entſchloſſenheit geführt werde. Eine ſolche Kraft und Entſchloſſenheit trauete man beſonders dem König Ferdinand zu. Von ihm war es bekannt genug, daß er kein anderes Gefühl habe, keinen anderen Gedanken hege, als den Proteſtantismus zu unterdrücken, möchten auch die Mittel dazu ſo gewaltſam, ja ſo blutig ſein, wie ſie immer wollten.

Am 20. Juli 1618 ließ Ferdinand den Kardinal Kleſel, der eigentlich die Regierungsmaßregeln des Kaiſers leitete, in Verhaft nehmen und ihn auf das Bergſchloß Ambras in Tirol bringen. Als es geſchehen, trat Ferdinand vor das Krankenlager des Kaiſers, ſeine That, die ein Eingriff in die Regierung und Souverainetäts-Rechte des Kaiſers war, nicht entſchuldigend, nur dem Kranken kurz und beſtimmt als Grund derſelben angebend, daß Kleſel die Regierung ſträflich und zum

Schaden des Hauſes verwaltet. Und es war doch immer der Kaiſer ſelbſt geweſen, der geredet und gehandelt, der Kleſels Mund und Kleſels Hand in Bewegung geſetzt. Schmerzlich fühlte es Matthias in dieſem Augenblicke, daß er nicht mehr Herr und Gebieter ſei, und ſein Schmerz ward durch die Erinnerung der Unthaten, mit denen er einſt ſeinem Bruder Rudolf entgegengetreten, verbittert. In der heftigſten Aufwallung verſtopfte er ſich mit der Bettdecke den Mund, um nicht in die bitterſten Klagen und Verwünſchungen auszubrechen. Daß er, der kranke Mann, nichts weiter als klagen könne, fühlte er tief. Die Kraft, den König Ferdinand zu ſtrafen, ihm entgegenzutreten, war nicht mehr in ihm. Anna, die Kaiſerin, wendete ſich an Ferdinand mit dem Vorwurfe: „ſie ſehe nur zu klar, daß der Kaiſer ihm zu lange lebe und daß er ſeines Beförderers und Wohlthäters überdrüßig ſei.“

Was fragte Ferdinand aber nach den Vorwürfen und den Klagen des ohnmächtigen Weibes. Sein Zweck war erreicht. Die Staatsgewalt kam nach Kleſels Entfernung nun vollends ganz in ſeine Hände. Nur dem Scheine nach war der kranke Matthias in ſeinen letzten Lebenstagen beſſer als Rudolf geſtellt, indem bis zu ſeinem baldigen Tode die Staatshandlungen noch unter ſeinem Namen vor ſich gingen. Alsbald wurden nun entſchloſſenere Maßregeln gegen die Böhmen ergriffen. Das kaiſerliche Heer unter Dampierre und Bouquoi empfing Befehl in Böhmen einzurücken und es zu überziehen wie Feindes Land. Man hoffte, die Böhmen leicht niederzuwerfen. Wären Ferdinands Waffen jetzo ſchon vom Siege gekrönt worden, ſo würde gewiß die Vernichtung des Majeſtätsbriefes, die nach dem ſpäter kommenden Siege erfolgte, nicht ausgeblieben ſein. Ferdinand hatte ja gleich den böhmiſchen Aufſtand als eine ſchöne Ver-

anlaſſung, den Majeſtätsbrief zu vernichten, beinahe mit Freuden begrüßt.

Aber die Hoffnung auf eine raſche Unterwerfung der Böhmen ging nicht aus. Dampierre ward vom Grafen Thurn bei Cazlau und Lomnitz geſchlagen und Bouquoi konnte ebenfalls kaum Stand vor den Böhmen halten. Kaum hatte das kaiſerliche Haus noch Etwas in Böhmen, was es ſein nennen konnte. Budweis hielt ſich noch, Pilſen aber fiel am 21. Novbr. 1618 auch noch in die Gewalt der utraquiſtiſchen Stände. Sie hatten den Grafen Ernſt von Mannsfeld mit viertauſend deutſchen Söldnern in Dienſt genommen und ihn zum General der Artillerie ernannt. Auch die Fürſten und Stände Schleſiens hatten ſich endlich ziemlich offen für die Böhmen ausgeſprochen und ein Hülfsheer über die Grenze gehen laſſen. Indeſſen hatten ſie ſich dabei von den Böhmen die Verſicherung geben laſſen, daß dieſes Heer nur zur Vertheidigung des Majeſtätsbriefes, nicht zum Angriff verwendet werden ſollte. Denn bis jetzt war der Gedanke einer völligen Trennung von dem kaiſerlichen Hauſe nur in den Häuptern der böhmiſchen Utraquiſten aufgekommen. Die Sachen der Böhmen hatten ſich indeſſen durch die Mannsfeldiſchen Truppen und die ſchleſiſche Hülfe doch um etwas gehoben. Sie ſchienen dem weiteren Gang der Dinge mit Vertrauen entgegenſehen zu können. Der Winter vom Jahre 1618 und 1619 verſtrich, ohne daß auf der einen und auf der anderen Seite etwas Bedeutendes geſchehen wäre.

Es verſuchten noch Mehrere die Flamme des Krieges, die bereits im Ausbrechen begriffen, wieder zu löſchen. Die Fürſten und Stände Schleſiens, die Stände von Oeſtreich, welche alle Theilnahme am böhmiſchen Kriege verweigerten und dem kaiſerlichen Hofe gegenüber behaupteten, daß er ganz

unrechtmäßig ſei, Fürſten des deutſchen Reiches, und beſonders der Kurfürſt von Sachſen, ſuchten eine Verſöhnung und Vermittelung herbeizuführen. Die ſo von mehreren Seiten beiden Theilen, dem kaiſerlichen Hofe und den böhmiſchen Utraquiſten gemachten Anträge wurden von ihnen nicht von der Hand gewieſen. Die Utraquiſten gingen auf ſie ein, um Zeit zu gewinnen und die Zukunft beſſer vorbereiten zu können. Der kaiſerliche Hof und beſonders Ferdinand, der König, ſcheinet die Vorſchläge zur Vermittelung und Ausſöhnung jetzo mit etwas mehr Aufrichtigkeit als die böhmiſchen Utraquiſten, jedoch nur für den Augenblick, angenommen zu haben. Denn die Waffen, mit denen die Böhmen raſch niedergeſchlagen werden ſollten, ſind ja unglücklich geweſen, und ſo ſchien nichts Anderes übrig zu ſein, als ſie durch Unterhandlungen zu bewegen, die Waffen niederzulegen. Um das zu gewinnen würde Ferdinand nun wohl eine abermalige Beſtätigung des Majeſtätsbriefes nicht verweigert haben. Aber er hätte ſie gewiß nur mit dem Entſchluſſe, auf das Frühere ſobald als möglich zurückzukommen und allmälig jenen Freibrief zu vernichten, gegeben. Seine Treue alſo und ſeine Aufrichtigkeit betraf nicht das Weſen der Sache, nicht das, um welches den böhmiſchen Proteſtanten es allein zu thun ſein konnte, ſondern nur den augenblicklichen Frieden, welcher den Unfrieden für die Reformation bringen und bereiten ſollte. Zu ſehr war die Feindſchaft Ferdinands gegen dieſelbe bekannt, als daß die Böhmen hier an eine Aufrichtigkeit, die auf das Weſentliche gehe, hätten glauben ſollen. Indeſſen hatten die vielen Vermittelungs- und Verſöhnungs-Verſuche doch herbeigeführt, daß beſtimmt worden, es ſolle auf den 14. April 1619 ein Friedens-Congreß zu Eger eröffnet werden. Es war eine ungünſtige Ausſicht

für die Proteſtanten, daß die Leitung deſſelben dem Herzog Maximilian I. von Baiern aufgetragen worden, deſſen Geſinnungen gegen die Reformation und den Proteſtantismus kaum weniger ſcharf und ſchneidend als die Geſinnungen Ferdinands ſelbſt hervorgetreten. Er hatte auch die Leitung des Vermittelungsgeſchäftes nicht eher übernommen, als bis ihm vom Kaiſer Matthias und von Ferdinand verſprochen worden, daß ihm dabei nichts wider das Intereſſe der katholiſchen Kirche angemuthet werden ſolle.

Indeſſen kam jener Friedenstag gar nicht zu Stande. Denn Kaiſer Matthias ſtarb am 20. März 1619 und Alles nahm ſofort eine andere Geſtalt an. Ferdinand ward nun Herr aller Lande ſeines Hauſes. Denn der eigentliche Erbe derſelben, Erzherzog Albrecht, der letzte von den Söhnen Kaiſer Maximilians II., der nunmehro noch am Leben war, hatte zwar dem Erbrechte nicht entſagt, aber doch Ferdinand zu ſeinem Stellvertreter und Nachfolger ernannt, auch die öſtreichiſchen Stände, dieſen zu huldigen, angewieſen. Dadurch aber brachte der Tod des Kaiſers Matthias eine neue Wendung in den Stand der Dinge, daß in den Häuptern der böhmiſchen Utraquiſten ſogleich der beſtimmte Entſchluß entſtand, ſich mit Ferdinand in gar keine Unterhandlungen weiter einzulaſſen, ihn gar nicht mehr als König anzuerkennen, weil unter ihm nur neue Angriffe auf den Proteſtantismus zu befürchten, die Revolution dagegen, welche ſie begonnen, nun ganz zu vollenden und ſofort Hand an den Aufbau des großen proteſtantiſchen Reiches zu legen, das ſie in ihren Gedanken und Entwürfen ſich bereits früher gebildet. Dieſe Entwürfe ſchienen gelingen zu müſſen; ſo ſchwierig waren die Verhältniſſe, unter denen Ferdinand die Herrſchaft antrat. In Ungarn, wo Ferdinand ſogleich nach dem Tode des Kaiſers Matthias,

29. März 1619, einen Reichstag zu Presburg eröffnen ließ, waren Katholiken wie Proteſtanten nicht für ihn geſtimmt. Man wollte gefunden haben, daß er und ſeine Räthe dem Grundſatze folgten, daß der Ehre und Macht des Königs Alles aufgeopfert und der allerhöchſte Wille nicht mit ſchonender Güte, ſondern mit Gewalt durchgeſetzt werden müſſe. Der katholiſche Adel fürchtete den Untergang ſeiner politiſchen Rechte und Freiheiten durch Ferdinand, der proteſtantiſche noch außerdem den Untergang ſeiner Glaubens- und Gewiſſens-Freiheit. Nach Möglichkeit oft ward der Wiener Religions-Friede von der Regierung verletzt. Darum hatten ſich beſonders proteſtantiſche Edle an Bethlen Gabor, den Fürſten von Siebenbürgen, gewendet und ſuchten ſeinen Ehrgeiz und ſeine Religioſität in Bewegung zu ſetzen, daß er zu ihren Gunſten und mit Waffengewalt in die ungariſchen Angelegenheiten eingreife. Denn Bethlen Gabor war Proteſtant, aber ein ſo mild und tolerant geſinnter Proteſtant, daß er zum König eines Landes wie Ungarn, wo Katholicismus und Proteſtantismus geſetzlich neben einander beſtanden, wohl zu taugen ſchien. Bethlen Gabor, einer der ausgezeichnetſten Männer dieſes Jahrhunderts, kräftig, verſtändig, beſonnen, nicht ohne nach hohen Dingen ſtrebenden Sinn, gelockt durch den Glanz einer königlichen Krone, dazu auch noch gereizt durch Ferdinand und ſeine Räthe, die den Anſchlag gefaßt, ihn von Siebenbürgens Fürſtenſtuhle herunterzudrängen und den Jeſuitenfreund Georg Drugeth von Homonna darauf zu bringen, rüſtete ſich, die verworrenen Verhältniſſe zu benutzen, in Ungarn einzudringen und ſich des königlichen Thrones daſelbſt mit Hülfe der Proteſtanten und aller Unzufriedenen zu bemeiſtern.

Während in Böhmen die Utraquiſten den Plan zur Gründung eines neuen Reiches, das ganz auf dem Proteſtantis-

mus ſtehen ſollte, gefaßt, war bei einem Theile wenigſtens der Großen Ungarns ein beinahe gleicher Entwurf entſtanden. Ein gemäßigter Proteſtant ſollte auf den Thron erhoben, die Herrſchaft ebenfalls dem Hauſe Karls V. und Ferdinands I. entriſſen werden. Unter ſo trüben Verhältniſſen hatte das Königthum Ferdinands in Ungarn begonnen. Indeſſen hatte es hier doch begonnen, die Herrſchaft ohne Widerſpruch angetreten werden können, die Revolution war noch nicht ausgebrochen, ſie ſollte erſt ausbrechen. In Böhmen aber konnte von dem thatſächlichen Antritt einer Regierung nicht die Rede ſein. Ferdinand hatte kaum einen Fuß in dieſem Reiche mehr. Die Stadt Budweis hielt ſich noch, Dampierre ſtand noch mit einem kleinen Heerhaufen in Böhmen, alles Andere war von den Utraquiſten eingenommen und beherrſcht.

Dieſe gingen genau von denſelben Grundſätzen aus, von denen anderwärts und früher die Katholiſchen auch ausgegangen. Es war in Frankreich Heinrich IV. von den Katholiken nicht als König angenommen worden, obwohl das Erbrecht unzweideutig für ihn ſprach, weil er Calviniſt war und ſo lange er es war. Die Revolution gegen ihn war als Recht, das wahre und wirkliche Recht angeſehen worden als das Unrecht. In derſelben Weiſe war für die böhmiſchen Utraquiſten das Recht, welches Ferdinand durch ſeine frühere Wahl erlangt, für ihn wieder vernichtet worden durch den Eifer, den er für den Katholicismus und gegen den Proteſtantismus offenbart. Die Revolution Böhmens gegen ihn war nach den Anſichten der Utraquiſten das Recht und Ferdinands Recht dagegen das Un-Recht geworden. Denn bei beiden Religions- und Kirchen-Parteien, in beider Geſinnung, in beider Ueberzeugung, ſtand über dem Recht, das auf menſchlichen Dingen und Vorgängen beruhete, ein anderes und höheres, durch

das es nicht allein aufgehoben und vernichtet werden konnte, ſondern ſogar aufgehoben und vernichtet werden mußte. Und dieſes andere und höhere Recht war der Glaube und die Kirche. Sie zu ſchützen und zu erhalten, zu mehren und zu erweitern, wird von beiden Parteien als das erſte und oberſte Recht, das erſte und oberſte Geſetz angeſehen. Jeder, der die Gewalt dazu hat, folgt dieſem Grundſatze, und hier wird er von den Katholiken gegen den Proteſtantismus, dort von den Proteſtanten gegen den Katholicismus angewendet. Doch wird er von den Proteſtanten immer noch nicht mit der Schärfe, Härte und Beſtimmtheit ausgedrückt und angewendet, wie auf katholiſcher Seite. Die Jeſuiten ſind es ja, welche lehren, daß ein katholiſches Volk nicht allein das Recht habe, einen ketzeriſchen König abzuſetzen, ſondern ihn ſogar zu tödten. Die böhmiſchen Utraquiſten begnügen ſich nachmals, den katholiſchen König Ferdinand abzuſetzen, und nie gehet der Proteſtantismus ſo weit, zu behaupten, daß die Feinde der Kirche und des Glaubens auch noch getödtet werden müßten.

In Böhmen war dem neuen König Ferdinand eine entſchloſſene Geſinnung, ihn nicht mehr anzuerkennen und ſeine frühere Wahl zu widerrufen, entgegengetreten. Die böhmiſchen Utraquiſten empfanden die bitterſte Reue über dieſe Wahl. Sie glaubten, mit dem Manne, der geſchworen, lieber bettelnd ſein Brod vor den Thüren zu ſuchen, als eine Verletzung des römiſchen Kirchenthumes zu dulden, durch keine Verträge und durch keine Schwüre, zu denen er ſich etwa bereitwillig zeigen möchte, wohl und ſicher zu fahren. Denn ſie meinten, und meinten es ſicher nicht ohne Grund und nicht ohne Recht, daß durch ſolche neue Schwüre Ferdinand nur ſichern Fuß in Böhmen zu gewinnen ſuche, um das alte Spiel gegen

den Majeſtätsbrief von neuem beginnen zu können. Als daher gleich nach dem Tode des Kaiſers Matthias Ferdinand an die Böhmen ſchrieb und ſich erbot, alle beſtehende Landes-Freiheiten zu beſtätigen, achteten die Böhmen ſo wenig darauf, daß ſie ſelbſt eine Antwort nicht von ſich gaben. Es hatte auch in dem Schreiben Ferdinand ſeines Herzens eigentliche Geſinnung gewiſſermaßen ſchon dadurch kund gegeben, daß er die Statthalterſchaft wieder einzuſetzen gebot, die durch den Fenſterſturz hinweggeräumt worden. Es ſollten alſo Slawata, Martiniz und Lobkowitz, die ſich ſtets als geſchworene Feinde des Majeſtätsbriefes und des Proteſtantismus erwieſen, ſogleich wieder in die Gewalt über Böhmen eingeſetzt werden, damit ſie, durch den Fenſterſturz und ihre gewaltſame Abſetzung erbittert, die unterbrochenen Beſtrebungen ſofort wieder aufnehmen könnten.

Dieſer ungeſchickte Zuſatz im königlichen Schreiben verrieth die Geſinnungen ſo deutlich, daß es vergeblich blieb und vergeblich bleiben mußte, wenn Ferdinand nun wirklich am 1. April 1619 alle Ordnungen, Majeſtäten, Privilegien, Freiheiten und Begnadigungen, welche die Stände der Krone Böhmens in religiöſen und politiſchen Sachen jemals erlangt, mit den feierlichſten und bindendſten Ausdrücken beſtätigte. Die Böhmen ſahen darin weiter nichts als einen Verſuch, ob ſich mit Worten über die gegenwärtigen Gefahren hinwegkommen und die Königsgewalt über das Land, die der Stützpunct zum Umbruche des Proteſtantismus werden mußte, ſonder Mühe, Gefahr und Koſten wieder erlangen laſſe. Von den Böhmen ward Ferdinand ohne Antwort gelaſſen. Von den proteſtantiſchen Fürſten und Ständen Schleſiens aber lief auf die Mahnung zur Huldigung und zum Gehorſam zwar eine am 1. Mai 1619 erlaſſene Antwort ein, aber ſie lautete

nicht viel beſſer als das Schweigen der Böhmen: eine einfache und nur mit Worten gegebene Beſtätigung der Religions-Privilegien genüge nicht. Es müßten erſt alle Beſchwerden über die zeitherigen Verletzungen derſelben abgeſtellt, Sicherheiten für die Zukunft gegeben und das Kriegsvolk von dem Könige entlaſſen werden. Schleſien könne auch in der Huldigung dem Hauptlande Böhmen nicht vorgreifen, werde die weiteren Schritte deſſelben daher erwarten. Nur zu deutlich gab dieſe Antwort zu erkennen, wozu ſich Schleſien eigentlich neige. In Mähren waren die Geſinnungen für Ferdinand kaum günſtiger, und ſo ſchien das ganze böhmiſche Reich aus ſeinem Gehorſam ſcheiden, eine neue Bahn einſchlagen zu wollen.

Wie Böhmen verloren war und Schleſien auf dem Puncte ſtand verloren zu gehen, ſo ward auch Mähren der Gewalt des Königs Ferdinand entriſſen. In Mähren, wo der Proteſtantismus nicht in demſelben Maße durchgegriffen wie in Böhmen, beſtand ſeit längerer Zeit eine Spaltung unter den Ständen. In damaliger Zeit iſt überhaupt, und auch in den Ländern des öſtreichiſchen Staates immer nur von denen die Rede, welche das Recht haben, auf den ſtändiſchen Verſammlungen zu erſcheinen, von den Herren, den Rittern und den Magiſtraten der Städte. Die Stände theilen die Staatsgewalt mit dem Landesfürſten, hier in einer mehr, dort in einer weniger eingeſchränkten Weiſe. Die Maſſe der Menſchen kommt wenig in Betracht; ſie wird von denen in Bewegung geſetzt, in deren Händen ſich die Gewalt befindet. In den ſlaviſchen Ländern, wie Böhmen ein ſolches iſt, kann von dieſer Maſſe noch weniger als anderwärts die Rede ſein, weil die Leibeigenſchaft in dem Bauersmanne den Gedanken an freie und ſelbſtſtändige Bewegung längſt ſchon niederge-

drückt. Spaltung herrſchte unter den Ständen Mährens. Die katholiſchen wollten Ferdinand anerkennen, die proteſtantiſchen, daß Mähren ſich zur böhmiſchen Sache ſtelle. Da entſchied Matthias von Thurn durch raſches Eindringen mit dem böhmiſchen Heere in Mähren. Die mähriſchen Stände ſchloſſen nun eine Union mit den Böhmen und die Revolution, die in dem Hauptlande vor ſich gegangen, ward nun auch in dem Nebenlande nachgebildet. Die Regierung Ferdinands ward geſtürzt und ein Directorium von vierundzwanzig Mitgliedern eingeſetzt, die Landesgewalt in die Hände der Proteſtanten gebracht, die Jeſuiten aus Mähren vertrieben, welche bereits auch in Schleſien daſſelbe Schickſal erfahren.

Bei den Vorgängen in Mähren erſcheinet auch zum erſtenmale Albrecht von Waldſtein oder Wallenſtein, nachmals ſo bedeutend und ſo berühmt, ſchon in einer nicht unbedeutenden Rolle. Von proteſtantiſchen Eltern im Jahre 1583 geboren, aber von einem katholiſchen Ohm den Jeſuiten übergeben und von denſelben bald zum römiſchen Glauben gebracht, gewann er durch die Hand der reichen Wittwe Wiczkova den Beſitz großer Güter in Mähren, trat im Jahre 1617 in die Dienſte Ferdinands von Steiermark, für den er zu einem Kriege gegen Venedig zweihundert Reiter auf eigene Koſten ſtellte. Früher, unter Kaiſer Rudolf II. hatte er auch im Türkenkriege mitgefochten. In jenem Kriege, der höchſt unbedeutend war und in demſelben Jahre noch endete, konnte Wallenſtein freilich keine großen Lorbeeren gewinnen, aber die Gunſt Ferdinands hatte er durch entſchloſſenes und zuverſichtliches Weſen gewonnen, von dem der Erzherzog ein Freund war. Wallenſtein erhielt durch Ferdinands Gunſt die Stelle eines Oberſten der mähriſchen Miliz. Seine erſte Gemahlin war verſtorben und Wallenſtein ſchloß mit Iſabelle Katharina von Harrach, Toch-

ter eines kaiſerlichen Geheim=Rathes und Kämmerers, eine zweite Ehe. Dieſe verhalf ihm zu dem Titel eines Grafen. In dieſer Stellung ward Wallenſtein von dem Ausbruche der Revolution in Böhmen gefunden. Die Böhmen ſollen nun Wallenſtein die Stelle eines oberſten Feldhauptmannes angetragen haben. Das kann nur in Berückſichtigung der Stellung und ganz beſonders der Reichthümer Wallenſteins geſchehen ſein, da von einem Feldherrn=Rufe deſſelben keine Rede ſein kann. Es beweiſt indeſſen aber doch, daß Wallenſtein ſchon als ein bedeutender Mann angeſehen ward. Wie die Revolution in Böhmen ausbrach, wie Matthias Graf von Thurn in Mähren einrückte, ſprach ſich Wallenſtein mit aller Feſtigkeit und Beſtimmtheit für die Sache des kaiſerlichen Hauſes aus. Er hatte ſich nach Olmütz geworfen, ward aber von Thurn genöthiget, flüchtig zu werden. Die mähriſche Miliz ging zu den Böhmen über. Die Stände des Landes entſetzten ihn ſeiner Stelle als Oberſten der Miliz; um ſo feſter ſchloß ſich Wallenſtein an Ferdinand an.

Für dieſen ſtand es in dem eigentlichen Oeſtreich kaum minder bedenklich als in den Ländern des böhmiſchen Reiches. In Ober=Oeſtreich, welches von dem Schauplatze des ausgebrochenen Krieges entfernter lag, verweigerten die Stände, die Adminiſtration des Landes in Ferdinands Hände zu geben und übernahmen dieſe ſelbſt. Denn, behaupteten ſie, alſo ſei es bei ihnen des alten Brauches und Herkommens, daß die Stände des Landes ſelbſt adminiſtrirten, bis der Fürſt gekommen, die Freiheiten beſtätiget und die Huldigung empfangen. Dieſes Zögern in der wirklichen Anerkennung Ferdinands hatte nur darin ſeinen Grund, daß die Stände mit den Böhmen bereits in Verbindung getreten, daß ſie auf Abfall von dem kaiſerlichen Hauſe ſannen. Indeſſen fanden

ſolche Gedanken doch nur bei den proteſtantiſchen Ständen Statt. Zwiſchen ihnen und den katholiſchen war eine tiefe und bittere Spaltung eingetreten. In Nieder-Oeſtreich herrſchte dieſe Spaltung in noch höherem Grade, ſo daß es zu gemeinſchaftlichen Berathungen gar nicht mehr kam. Das Land war ſchon zu Zeiten des Kaiſers Matthias mit wilden ungariſchen Banden beſetzt, die mit Raub, Mord und Brand, beſonders gegen die Evangeliſchen, entſetzlich wütheten. Nach dem Tode des Kaiſers war zwar am 25. März 1619 ein Landtag zu Wien zuſammengekommen. Aber es war auf demſelben nichts als Zank und Streit unter den Ständen ſelbſt. Der katholiſche Theil wollte die begehrte Erbhuldigung ſofort leiſten, der proteſtantiſche aber verlangte vorerſt Abſtellung der Beſchwerden, Beſtätigung aller politiſchen und religiöſen Freiheiten, ſelbſt Beſtätigung der im Jahre 1608 mit Böhmen geſchloſſenen Föderation. Auch begehrten ſie, daß die fremden Truppen aus dem Lande geſchafft und mit den Böhmen Friede geſchloſſen werde.

Die ganze Haltung, welche die Proteſtanten in den öſtreichiſchen Landen genommen, hatte allerdings etwas Revolutionaires, etwas der fürſtlichen Macht durchaus Feindſeliges. Es entſprang aber dieſe Feindſeligkeit keineswegs dem Proteſtantismus ſelbſt und ruhete nicht in der Art und Weiſe deſſelben an ſich ſelbſt. Sie ging nur aus den Umſtänden und Verhältniſſen hervor, in welche die Proteſtanten der öſtreichiſchen Lande durch Ferdinand geſtellt waren. Als geſchworener Feind des Proteſtantismus wendete er ſeine ganze landesfürſtliche Gewalt auf die Unterdrückung deſſelben. Den Proteſtanten erſchien ihr Glaube und ihre Kirche als das Letzte und Höchſte, was ſie zu vertheidigen hatten. Der Fürſt griff dieſe an und ſo mußten ſie entweder auf die Einſchränkung

der fürſtlichen Gewalt, oder, wo dieſe ungenügend und unzureichend ſchien, ſelbſt auf Vernichtung derſelben ſinnen. Wo ſich der Fürſt gleich ſelbſt an die Spitze der Reformation ſtellte, ſich mit den Unterthanen nicht in einen Zwieſpalt brachte, über welchen am Ende nur mit Gewalt hinwegzukommen war, diente die Reformation ſogar dazu, die fürſtliche Gewalt zu mehren, zu befeſtigen und zu ſichern.

Ferdinand aber war nicht geſonnen, dieſen Zwieſpalt auch nur zu mindern, geſchweige ihn aufzuheben. Vergebens rieth ihm einer der Edlen Oeſtreichs, aufgefordert, ſein Gutachten von ſich zu geben, Erasmus Freiherr Tſchernembel, keine Jeſuiten zu dulden, fanatiſchen Prieſtern keinen Einfluß auf die Staats-Angelegenheiten zu verſtatten, das gegen ihn aufgeregte Mißtrauen durch Verſtattung eines völlig freien Kirchenweſens aufzuheben. Nicht in dem Augenblicke der größten Gefahr ward Ferdinand ſeinen früheren Geſinnungen, dem Geiſte, den Lehren der Jeſuiten ungetreu. Das jüngſt für die Proteſtanten gewordene Recht, die Majeſtätsbriefe, die Kirchen- und Glaubens-Freiheit, konnte in ſeiner Seele niemals zum Rechte werden und war in dieſer nie vorhanden geweſen. Von ihm ſelbſt wurden die Proteſtanten gezwungen, auch ſein Recht als aufgehoben und vernichtet anzuſehen. Er war mit den Ständen von Nieder-Oeſtreich noch nicht auseinander gekommen, weil er nichts bewilligen und nichts beſtätigen wollte, als ihm eine große Gefahr dicht vor die Augen trat. Der Graf von Thurn war, nachdem er Mähren für die böhmiſche Sache gewonnen, mit ſechszehntauſend Böhmen in Oeſtreich eingebrochen und lagerte ſich am 5. Juni 1619 in der Vorſtadt von Wien. Die Proteſtanten in der Stadt kamen alsbald in die größte Bewegung und nahmen eine drohende Stellung gegen den König an. Der Graf von Thurn

aber benutzte die Lage der Dinge und die Gunſt der Verhältniſſe nicht zu einem entſcheidenden Schlage. Er hätte in die Stadt, wo er ſchon Einverſtändniſſe mit den Bürgern hatte, dringen und ſich ſelbſt der Perſon Ferdinands bemeiſtern können. Es wäre dadurch dem Katholicismus ſein Haupt entzogen worden und die Sachen deſſelben hätten in Schwäche und Verwirrung gerathen müſſen. Aber der Graf von Thurn will, wie die Proteſtanten immer, zu gewaltſamen Mitteln, wenn ſie nicht gerade durch eine ganz unabweisbare Nothwendigkeit und durch die Pflicht der Selbſterhaltung geboten zu ſein ſcheinen, ſeine Zuflucht nicht nehmen. Welche Entſchloſſenheit und welche Keckheit, welches Abſehen von der Art und Weiſe, wie etwas gewonnen wird, wenn es nur überhaupt gewonnen wird, erſcheinet dagegen auf Seiten des Katholicismus, beſonders wo er von dem Geiſte der Jeſuiten geleitet wird! Da ſind Verſprechungen und Schwüre, Vertrag, Herkommen und Geſetz, erworbenes oder angeerbtes Recht, Leben und Tod, Alles zuſammen oder einzeln, nichts, wenn es die Sache der Kirche gilt.

Der Graf von Thurn nimmt den König nicht gefangen, weil er es nicht will, und er will es nicht, weil er eine ſolche Gewaltthat für die Sache des Proteſtantismus nicht als unabweisbar nothwendig anſieht, weil er dieſer Sache ſo wenig, als es nur immer geht, den Stempel der Gewalt aufdrücken will. Er trat alſo in Unterhandlung mit den Ständen: ſie ſollten eine Union mit Böhmen ſchließen, eine Union, welche eine völlige Gleichheit zwiſchen Katholiken und Proteſtanten in den unirten Landen hervorbringe, und einen Zuſtand erzeuge, in dem man vor den Jeſuiten Ruhe und Sicherheit habe. Eine ſolche Union zu ſchließen, ſind nicht allein die proteſtantiſchen Stände Nieder-Oeſtreichs, von denen die Böhmen mit

Sehnſucht erwartet worden ſind, wohl geneigt, ſondern ſelbſt die katholiſchen zeigen ſich nicht abgeneigt. Indeſſen mag die Geneigtheit, welche von ihnen gezeigt ward, allerdings mehr durch die drohende Nähe der Böhmen erzeugt als aus dem eigenen Innern gekommen ſein. Die Stände ſtehen auf dem Puncte, die Union zu ſchließen. Ferdinand ſoll dazu ſeine landesfürſtliche Genehmigung geben und es erſcheint deshalb am 11. Juni 1619 eine ſtändiſche Deputation auf der Hofburg. Ferdinand ward heftig gedrängt, ſeine Zuſtimmung zu dieſem Bunde Oeſtreichs mit Böhmen zu geben. Freilich konnte ſie nicht wohl von ihm gegeben werden. Die Entwürfe und Plane der Häupter der Utraquiſten konnten ihm nicht unbekannt ſein. Sie gingen zu deutlich daraus hervor, daß ihm auf ſeine Anträge, die Freiheiten und Privilegien zu beſtätigen, gar keine Antwort ertheilt worden. Eine Einwilligung in den böhmiſchen Bund hieß kaum weniger als eine Entäußerung des Herrnrechtes über Oeſtreich. Alſo ſetzte Ferdinand ſtandhafte Weigerung dem Verlangen der Stände entgegen. Es kam darüber zu dem heftigſten Wortwechſel und beſonders zeichnete ſich Andreas Thonradel, Herr von Obergaſſing, durch die harten Worte, die er brauchte, aus. Nach ſpäteren Berichten ſoll er ſogar gewagt haben, den König anzufaſſen. Der Augenblick war jedes Falles kritiſch und ſetzte die Standhaftigkeit Ferdinands auf eine harte Probe. Denn die Stände und die Bürger von Wien waren in der größten Aufregung, die Böhmen nah und Ferdinand faſt ſonder allen Schutz, wenn es noch zu Gewalthandlungen kommen ſollte. Da erſchien der Oberſt Saint Hilaire, von Dampierre dem König zu Hülfe geſendet, mit fünfhundert Reitern in der Stadt durch ein Thor, welches der Graf von Thurn nicht hatte ſperren können. Der Ungeſtüm der Stände hatte nun

mit einem Schlage ein Ende, ja ſie ſtoben angſtvoll aus dem Schloſſe, aus der Stadt hinaus. Sogleich änderten ſich die Umſtände; die katholiſchen Einwohner Wiens ermuthigten ſich und griffen nun auch zu den Waffen. Immer aber hätte der Graf von Thurn durch raſche und zufahrende Entſchloſſenheit mit ſeiner ſo überlegenen Streitkraft der Sache eine andere Wendung geben können. Auch blieb er in ſeiner Stellung noch mehrere Tage, und beſchoß Wien, daß die Kugeln die Hofburg erreichten. Dieſes konnte indeſſen zu nichts führen, nur ein verwegener Gewaltſtreich, zu dem der Graf nicht entſchloſſen, konnte hier frommen. Der Unentſchloſſenheit, in welcher Thurn geſchwebt haben mag, machten Nachrichten aus Böhmen unerwartet ein Ende. Mannsfeld hatte ſich am 10. Juni 1619 unvorſichtig und mit unzulänglicher Macht bei Zeblot in ein Treffen mit Bouquoi eingelaſſen, in dem er eine gänzliche Niederlage erlitt. Der Schreck vergrößerte den Directoren zu Prag die Gefahr, in welcher ſie nun ſchwebten. Zunächſt ihre perſönliche Sicherheit ins Auge faſſend, boten ſie die geſammte böhmiſche Macht gegen Bouquoi auf, riefen auch den Grafen von Thurn von Wien zurück. Derſelbe hub darauf am 22. Juni die Einſchließung Wiens auf und zog nach Böhmen zurück. Der Sieg aber, über den die Directoren von Prag ſo heftig erſchrocken, hatte in ſeinen Folgen nichts zu bedeuten. Dampierre und Bouquoi waren weder ſtark genug, um einen entſcheidenden Schlag zu führen, noch auch in gehöriger Eintracht.

Ferdinand konnte nun ſicher nach Frankfurt a. M. reiſen, wohin der Kurfürſt von Mainz den Königswahltag auf den 10. Juli ausgeſchrieben. Den kaiſerlichen Thron, den ſeine Ahnen ſo lange beſeſſen, wollte ſich Ferdinand nicht entgehen laſſen. Große Gedanken knüpfte er an dieſes Kaiſerthumes

Beſitz für die Kirche ſowohl und den Glauben, dem er mit dem größten Eifer ergeben, als auch für ſeine weltliche Stellung. Es mag in Ferdinands Seele ſich zeitig der Gedanke geſtaltet haben, daß der Proteſtantismus ſich nicht würde unterdrücken laſſen, wenn nicht dem Kaiſerthume eine größere Macht und ein größerer Umfang gegeben werde. Mit dieſem Gedanken hatte es auch ſeine vollſtändige Richtigkeit. So lange das Reich ſo vielköpfig war, wie jetzo, ſo lange die Fürſten und Stände ſo unabhängig, wie jetzo, war an die allgemeine Unterdrückung des Proteſtantismus in dem Reiche nicht zu denken. Schon ſein religiöſer Eifer forderte daher den König auf, an große Umwälzungen zu denken. Politiſche und religiös-kirchliche Entwürfe mußten in ſeiner Seele ſich mit innerer Nothwendigkeit zuſammenfinden. Es kam zunächſt darauf an, die Kaiſerwahl auf ſich zu leiten.

Indeſſen ſchied Ferdinand von ſeinen Erblanden und den Königreichen, die er durch Wahl gewonnen, unter den trübſten Ausſichten, die für die großen Entwürfe ſeiner Seele wenig verſprachen. Böhmen war offen von ihm abgefallen, die böhmiſchen Nebenlande und Oeſtreich ſchienen auf dem Puncte zu ſtehen, einen gleichen Weg zu betreten. Selbſt in Steiermark, Kärnthen und Krain war Unruhe und Bewegung, Bewegung nicht minder in Ungarn. Die Proteſtanten, theils die, welche es noch waren, theils die, welche jüngſt erſt äußerlich zum Katholicismus zurückgebracht worden, in vielen jener Lande die Mehrzahl der Menſchen bildend, hatte Ferdinand als ſeine Feinde zu betrachten, die ſich ſeines Herrnthumes, wo es noch nicht geſchehen, bei der erſten günſtigen Gelegenheit zu erledigen gedachten.

Fünftes Kapitel.

In den letzten Lebenstagen des Kaiſers Matthias war die Aufmerkſamkeit der Menſchen auf die Ereigniſſe in den öſtreichiſchen Landen hauptſächlich gerichtet geweſen. Allenthalben ward die hohe Wichtigkeit und Bedeutung derſelben gefühlt. Indeſſen ſtärker und beſtimmter ward ſie auf katholiſcher Seite gefühlt als auf der proteſtantiſchen. Denn auf der erſtern war man, beſonders durch die Vorgänge in Böhmen, in Furcht geſetzt, auf der andern von Hoffnungen bewegt worden. Es pflegt aber der Menſch heftiger von der Furcht aufgeregt zu werden als von der Hoffnung. So geſchiehet, daß während dieſer Vorgänge der Katholicismus ſich thätiger und lebendiger zeigt als der Proteſtantismus. Es hat ſich der erſtere ſeit einiger Zeit im Glück und im Angriff befunden. Unerwartet iſt ihm die böhmiſche Revolution entgegengetreten und das Glück, deſſen immer günſtigere Geſtaltung gehofft worden, ſcheinet plötzlich in um ſo größeres Unglück umſchlagen zu wollen, als ſtolze Zuverſicht einen ſolchen Gang der Dinge kaum noch für möglich gehalten. Je unerwarteter der Schlag von Böhmen her dem Katholicismus iſt, je wichtiger er in ſeinen Folgen zu werden drohet, um deſto größer wird Angſt und Beſorgniß. Ein Gefühl, das Gefühl, daß man zuſammenſtehen, innig zuſammenſtehen müſſe, wenn der Tag des Unterganges nicht nahe herantreten ſollte, bemeiſtert ſich der katholiſchen Fürſten und Stände Deutſchlands. Wenn die Böhmen ihre Sache hinausführen, wenn die deutſche Linie des Hauſes

Spanien=Habsburg entweder ſeiner Lande ganz verluſtig gehet, oder ſie nur unter ſo ſchweren, von den proteſtantiſchen Stän=den vorgeſchriebenen Bedingungen erhält, daß ihr alle Mittel, gegen den Proteſtantismus aufzutreten, abgeſchnitten und benommen, wenn in dem ganzen Süd=Oſten des Reiches, in Böhmen, Mähren, Schleſien, Lauſitz, Oeſtreich, Steier=mark, Kärnthen und Krain der Proteſtantismus obſiegen ſollte, ſo iſt dem Katholicismus in allen übrigen Theilen des Reiches kaum noch ein langes Leben zu prophezeien. Dieſe Ueberzeugung hat die Katholiken Deutſchlands durchdrungen und ſie handeln derſelben gemäß.

Gewiſſermaßen an der Spitze derſelben ſteht Herzog Maxi=milian I. von Baiern, ein Mann, der in der Regierung ſei=nes Landes ſich mit Verſtand, Umſicht und Kraft benimmt, dem in allen anderen Stücken der Geiſt der deutſchen Bieder=keit, der Mäßigung und der Gerechtigkeit innewohnet, der aber, wenn es die Sache des Katholicismus gilt, wenn es gilt, gegen Proteſtanten zu handeln, gänzlich verlaſſen wird von dieſen ſchönen Eigenſchaften. Maximilian I. iſt eine ur=ſprünglich reine und deutſche Natur, deren ſich die Jeſuiten ganz bemeiſtert haben. Gegen die Proteſtanten giebt es in Maximilians Seele keine Billigkeit und kein Recht, kein Verſprechen, keine Treue und keinen Schwur, nichts über=haupt, das nicht verletzt werden dürfe, ja verletzt werden müſſe, wenn es von dem katholiſchen Intereſſe verlangt und begehrt wird. Sein ſcharfer und durchdringender Verſtand hat ihn die böhmiſchen Ereigniſſe ſogleich im richtigen Lichte ſehen laſſen. Er ſchreibt an Philipp III. von Spanien, an den römiſchen Stuhl, an alle Katholiſche, deren Gewicht ihm bedeutend erſcheint, um ſie aufmerkſam zu machen auf die große Gefahr, ſie zu Thaten und Anſtrengungen zu befeuern.

Und ſeine Bemühungen blieben nicht erfolglos. Die katholiſche Liga beſchloß auf dem Convente von Oberweſel ſchon am 26. Januar 1619 die Erneuerung des Bündniſſes auf ſechs Jahre. Wie ſich in dem Verlaufe der Zeit die Sachen in Böhmen und in Oeſtreich immer bedenklicher geſtalteten, dachten auch die Mitglieder der Liga immer ernſtlicher an Krieg und Waffen. Maximilian I. war entſchloſſen, die deutſche Linie des Hauſes Spanien-Habsburg nicht fallen zu laſſen, weil mit ihrem Falle auch das Schickſal des Katholicismus in dem ganzen Reiche ſich ungünſtig wenden zu müſſen ſchien. Maximilians Entſchluß ward von den Mitgliedern der Liga getheilt und mußte von ihnen getheilt werden. Die geiſtlichen Fürſten und Herren, aus denen ſie zum größten Theil beſtand, mußten ja für das Haus Kaiſer Ferdinands I. und für das katholiſche Herrnthum deſſelben ſchon deshalb mit der ängſtlichen Sorge wachen, weil ihr eigener Fortbeſtand als Fürſten, als Herren im Reiche damit verknüpft war. Brach dieſes Haus zuſammen, ſo ging es mit dem ganzen deutſchen Katholicismus zu Ende, und war es mit dieſem zu Ende gegangen, ſo war es auch aus mit ihrer fürſtlichen Stellung und mit ihrer fürſtlichen Macht.

Indeſſen würde der Entſchluß der Liga eine günſtige Entſcheidung der verworrenen Lage der Dinge für den Katholicismus ſchwerlich herbeigeführt haben, wenn ihm bei der proteſtantiſchen Union ein ähnlicher entgegengetreten wäre, wenn in derſelben der ernſte Wille geweſen, die Sache der Böhmen, weil ſie zugleich die Sache des Proteſtantismus ſei, zu ergreifen und ſie mit den Waffen zu beſchützen. Die Union hatte ſeit der Zeit, da ihrer zuletzt gedacht worden, geruht und geraſtet. Die ſehr günſtigen Umſtände, welche ſich durch den Ausbruch der böhmiſchen Revolution darſtellten, waren gänzlich

unbenutzt geblieben, ja man hatte mit keinem Gedanken, ſie zu benutzen, gedacht. Ein raſches und kräftiges Auftreten mit den Waffen in dieſer Zeit hätte dem Katholicismus in dieſem Augenblicke Untergang bringen müſſen. Aber ein ſolches Auftreten liegt ganz außerhalb des Gedankenkreiſes der deutſchen Proteſtanten. Viel zu groß iſt ihre Achtung vor dem Beſtehenden, vor dem Geſetz, vor Treu und Glauben, vor dem Reiche und ſeiner Ordnung, als daß ſie ſo verwegene und dem Herkömmlichen und Geſetzlichen auf den Nacken tretende Entſchlüſſe, wie ſie nothwendig waren, um dem Proteſtantismus, dem deutſchen National=Glauben, über den fremden Glauben, den Katholicismus, noch zu einem äußerlichen und vollſtändigen Triumphe zu verhelfen, nicht ſelbſt als die ſchwerſten Verbrechen hätten anſehen ſollen. Dieſe Achtung des Beſtehenden, des Herkömmlichen und Geſetzlichen iſt ganz der Würde und Hoheit des deutſchen Characters gemäß. Mit wie viel größerer Leichtigkeit aber ſetzt ſich dagegen die katholiſche Partei über die Mittel und Wege, auf denen etwas gewonnen wird, hinweg! Wie hat man hier immer nur hauptſächlich das im Auge, daß überhaupt etwas gewonnen und erreicht wird! Die proteſtantiſche Union, welche für das eigentliche Reich die böhmiſche Revolution unbenutzt vorübergehen läßt, hat auch den Entſchluß, dieſelbe um jeden Preis und mit allen Kräften zu vertheidigen, nicht gefaßt. Nur iſt der Fürſt, der gewiſſermaßen als das Haupt der Union betrachtet werden konnte, Kurfürſt Friedrich V. von der Pfalz, zeitig, bald nach dem Prager Fenſterſturze, mit den Häuptern der Utraquiſten in Zuſammenhang getreten und fördert ihre Sache wo er kann. Aber ſeine Gedanken ſind nicht die Gedanken auch der Mitglieder der Union, wie die Gedanken Maximilians von Baiern auch die Gedanken der Mitglieder der Liga ſind.

Die Fürſten und Stände des Reiches waren von der Aufmerkſamkeit auf den Gang der Sachen in Böhmen und ſeinen Nebenlanden abgezogen worden durch den Tod des Kaiſers Matthias, welcher die Frage, wer nun den kaiſerlichen Thron beſteigen ſollte, aufbrachte. Es war dem proteſtantiſchen Intereſſe gemäß, König Ferdinand nicht auf denſelben gelangen zu laſſen. Denn zu deutlich hatte er ſich ſtets als einen Erzfeind der Reformation und des Proteſtantismus erwieſen. Gelang es Ferdinand nicht, die Kaiſerwahl auf ſich zu lenken, ſo war ein neuer Schlag ſeiner Sache beigebracht. Zwar nicht die Macht, aber doch das Anſehn des Kaiſerthums galt noch etwas in der Welt. Sahen die Böhmen, daß Ferdinand auch das Kaiſerthum, welches die freie Wahl des Reiches ſeit ſo langer Zeit bei ſeinem Hauſe behalten, verlor, ſo mußte der Muth, ihm entgegenzutreten, wachſen und ſteigen.

Das Intereſſe des Proteſtantismus alſo begehrte die Ausſchließung Ferdinands von dem Throne. Kein Erbrecht ſprach hier für ihn, ſelbſt eine Rückſicht der Billigkeit, weil doch ſeine Ahnen ſchon ſeit ſo langer Zeit den deutſchen Kaiſerthron beſeſſen, konnte hier von ihm in Anſpruch genommen werden. Denn das Reich hatte ein vollkommenes und durch nichts eingeſchränktes Wahlrecht. Mit dem Intereſſe des Proteſtantismus ſtimmte die Lage der Sachen genau zuſammen. Das proteſtantiſche Deutſchland verlangte einen proteſtantiſchen Kaiſer. Proteſtantiſch war Deutſchland jetzo noch in der Mehrzahl ſeiner Bewohner, obwohl bereits, und zwar durch die gewaltſamſten Maßregeln, ein Theil der Menſchen in den Schooß des römiſchen Kirchenthums zurückgetrieben worden. Die Nation ſelbſt war in ihrer Mehrzahl proteſtantiſch und naturgemäß war es alſo, daß ein proteſtantiſcher Kaiſer über ſie geſtellt ward. Auch die Mehrzahl der weltlichen Für-

ſten, der, welche allein Fürſten des Reiches hätten ſein ſollen, wenn die Geſtaltung dieſes Reiches in früheren Jahrhunderten eine natur=, vernunft= und ſtaatsgemäße geweſen, war es ebenfalls. Aber die Geſtaltung dieſes Reiches in früheren Jahrhunderten, die jetzt als das Herkömmliche und Geſetzmäßige beſtand, war eben nicht natur=, vernunft= und ſtaatsgemäß geweſen. Das Reich hatte in den Erzbiſchöfen, Biſchöfen und Prälaten Fürſten, die es niemals hätten werden ſollen. Indem ſie nun aber einmal als ſolche daſtanden, war es herbeigeführt, daß zwiſchen der Nation und ihren Fürſten ein richtiges Verhältniß nicht mehr beſtand. Die Nation war in ihrer Mehrheit proteſtantiſch, die Fürſten aber waren es in ihrer Mehrheit nicht, weil unter ihnen der Erzbiſchöfe, Biſchöfe und Prälaten ſo viele waren.

Dieſes Verhältniß, ein Verhältniß, das niemals hätte entſtehen ſollen, das nicht entſtanden wäre, wenn das römiſche Kirchenthum des Mittelalters nicht ſeine eigene Natur auf das härteſte verkannt, ſich nicht zu einer weltlichen Macht zu machen geſtrebt, dieſes Verhältniß, das ſchon in ſo vielen anderen Puncten ſich der Reformation höchſt nachtheilig erwieſen und der kirchlichen Vereinigung der deutſchen Nation im Schooße des evangeliſchen Katholicismus hindernd entgegengetreten iſt, macht ſich auch bei der Kaiſerwahl in derſelben Weiſe bemerkbar. Von den Kurfürſten ſind drei, Mainz, Köln und Trier, geiſtlich=katholiſche Fürſten, die Ferdinands Sache als ihre eigene betrachten. Die Sache der Mehrzahl der deutſchen Nation, die im Proteſtantismus ruhet, iſt ſie freilich nicht. Was kümmert das dieſe geiſtliche Fürſten, die auf weiter nichts als auf Rom und den Katholicismus achten! Eine andere Kurſtimme hat das Königreich Böhmen und dieſe befindet ſich in den Händen Ferdinands ſelbſt, wenn man ihn

als rechtmäßigen König Böhmens betrachtet. So bleiben für die Wahrung der National=Sache, des Proteſtantismus, in dem Kurfürſtenrathe nur die drei Stimmen von Sachſen, Brandenburg und Kur=Pfalz übrig. Die Mehrzahl, die bei weitem größere Mehrzahl der Nation, die proteſtantiſche, iſt in dem Kurfürſtenrathe nur durch eine Minderzahl von Stimmen repräſentirt. Von dieſen proteſtantiſchen Kurfürſten nun hatte Johann Georg I. von Sachſen ſchon vorlängſt das Verſprechen gegeben, ſeine Wahlſtimme auf Ferdinand fallen zu laſſen. Als Grund dieſes Verfahrens wird gewöhnlich nur die Ergebenheit Sachſens gegen das kaiſerliche Haus angeführt. Es gehet indeſſen in anderen Dingen dieſe Ergebenheit nicht ſo weit, daß das Intereſſe des Proteſtantismus dabei aufgegeben würde. Alſo mögen wohl andere Gründe Statt gefunden haben. Der Kurfürſt verſpricht Ferdinand im Voraus ſeine Stimme, weil er vorausſieht, daß Ferdinands Wahl ſo nicht abgewendet werden könne, da die katholiſchen Kurfürſten=Stimmen ihm ſicher ſind. Abgewendet könnte dieſe Wahl nur werden durch ein gewaltſames Auftreten gegen die geiſtlichen Kurfürſten. Jedes gewaltſame Auftreten aber, jedes Handeln gegen das Herkömmliche und geſetzlich Beſtehende, ſelbſt wenn dieſes auf einem ſchlechten und unnatürlichen Boden ſtehet, iſt dem Kurfürſten zuwider, und mit ihm, hier mehr, dort weniger, der geſammten proteſtantiſchen Welt. Kur=Brandenburg folgt im Ganzen genommen demſelben Zuge wie Kur=Sachſen.

Nur Friedrich V. von Kur=Pfalz hat einen Verſuch gemacht, die Wahl Ferdinands abzuwenden. Aber auch ſein Verſuch ſchreitet auf dem Wege der Ordnung und des Geſetzes einher. Mit Mainz, Kur=Sachſen und Kur=Brandenburg hat er viel und lange unterhandelt, damit ein anderer,

wenn auch ein anderer katholiſcher König als Ferdinand gewählt werde. Man ſolle, rieth er eifrig ſeinen Mit-Kurfürſten, endlich einmal den Kaiſer aus einem andern Stamme wählen, damit das kaiſerliche Haus nicht das Reich als ſein Erbe betrachten lerne. Maximilian I. von Baiern oder auch den Herzog von Savoien ſchlug er als König vor. Am liebſten wäre es Friedrich V. von der Pfalz geweſen, wenn, da da wegen der geiſtlichen Kurfürſten nun einmal keine Hoffnung war, einen proteſtantiſchen Kaiſer zu erhalten, Maximilian I. von Baiern auf den deutſchen Thron hätte gebracht werden können. Denn dadurch wäre höchſtwahrſcheinlicherweiſe das Haus Baiern und das Haus Oeſtreich, die beiden bedeutendſten unter den weltlichen Fürſten des Reiches, die katholiſch geblieben, in einen tödtlichen Haß gegen einander geſetzt worden. Dieſer Zwieſpalt der katholiſchen Kräfte Deutſchlands mußte dann wohl dem Proteſtantismus zu Gute kommen. So rechnete Friedrich V. von der Pfalz und darum ſtrebte er, ſeine Rechnung zur That zu machen.

Es gelang aber nicht, denn was er wollte, lag zu deutlich auf der flachen Hand, als daß die katholiſche Partei es nicht hätte wahrnehmen ſollen. Maximilian I. von Baiern ſelbſt zeigte niemals eine klare Geneigtheit, auf den Entwurf Friedrichs V. einzugehen. Er unterhandelte nur, wie früher, um beſſer alle Gedanken der Widerpart zu erfahren. Die geiſtlichen Kurfürſten blieben Ferdinand treu. Sachſen und Brandenburg ſahen, daß, wenn man nicht mit Gewalt aufſchreiten wollte, was ſie nicht wollten, Ferdinand genommen werden müſſe. So geſchah, daß Mainz, Köln, Trier, Sachſen und Brandenburg für Ferdinand ſtimmten, Kur-Pfalz ſich nun auch der Mehrheit der Stimmen anſchloß und Ferdinand am 28. Aug. 1619 zum deutſchen Kaiſer gewählt ward.

Er hatte dabei nicht einmal nöthig gehabt, ſich, als König von Böhmen, wie er es reichsgeſetzlich konnte, die Stimme zu geben, da die Mehrheit bereits für ihn entſchieden.

Die Böhmen hatten wenigſtens verſucht, die Wahl Ferdinands zum Kaiſer der Deutſchen zu hindern. Zuerſt ſchrieb das Directorium an den Kurfürſten von Mainz. Sie proteſtirten im Voraus, wenn Ferdinand die böhmiſche Wahlſtimme würde ausüben wollen, denn das Wahlrecht hafte nicht auf der Perſon des Königs, ſondern auf dem Reiche Böhmen und ſeinen Ständen. Nun ſei aber Ferdinand, geben ſie zu verſtehen, gar nicht mehr als König von Böhmen zu betrachten. Die deutſchen Fürſten ſollten daher die Kaiſerwahl aufſchieben, bis das Kurfürſten-Collegium wieder durch einen rechten König von Böhmen vollſtändig gemacht worden. Da der Kur-Erzkanzler die böhmiſche Eingabe ganz von der Hand wies, wendeten ſich die Böhmen mit einem ähnlichen Schreiben an das geſammte Kur-Kollegium. In dieſem zweiten Schreiben traten ſie viel deutlicher gegen Ferdinand auf und behaupteten, daß ſeine Königswahl in Böhmen in ſo ungeſetzlicher Weiſe vor ſich gegangen, daß ſie gar nicht als rechtsgültig und rechtskräftig angeſehen werden könnte. Sie ſei durch Drohungen und andere unziemliche Mittel erreicht worden. Auch könne dem alten Herkommen gemäß ein König, wie doch geſchehen, gar nicht von den Ständen Böhmens allein erwählt werden. Er müſſe zugleich mit von den Ständen der böhmiſchen Nebenlande erwählt ſein. Die Edlen Berka von Duba, Smilo von Michalowitz und Johann von Arnoltſtein ſind auf den Königswahltag der Deutſchen geſendet worden, um der böhmiſchen Intereſſen zu wahren. Die Böhmen werden indeſſen zu Frankfurt gar nicht gehört. Die Kurfürſten, auch die proteſtantiſchen, mit Ausnahme Frie-

drichs V. von der Pfalz, ſind der böhmiſchen Sache ungeneigt. Selbſt die proteſtantiſchen ſind es, weil die Böhmen mit einer Revolution gegen die fürſtliche Gewalt aufgetreten ſind. Soll dieſe Revolution auch zum Vortheil des Proteſtantismus ausſchlagen, ungern ſiehet man es doch von Seiten der proteſtantiſchen Fürſten, daß ſie offenbar auch mit gegen die fürſtliche Gewalt, die hier ſich in Ferdinand darſtellt, gerichtet iſt. Die böhmiſchen Abgeordneten legen eine vergebliche Proteſtation gegen Ferdinands Wahl ein. Am 9. Septbr. 1619 ward derſelbe herkömmlich gekrönt.

Unterdeſſen hatten die Böhmen zu Prag einen Landtag eröffnet, zu dem ſie auch die Stände von Mähren, Schleſien und der Lauſitz zogen. Aber nur Proteſtanten bildeten den Landtag und da derſelbe ſomit nicht alle in dieſen Landen zur Standſchaft Berechtigten, ſondern nur die proteſtantiſchen Stände umfaßte, konnten ſeine Handlungen freilich nicht, ſchon aus dieſem Grunde nicht, als vollkommen recht und geſetzmäßig betrachtet werden. Die Proteſtanten, welche allerdings die Mehrzahl der Stände in den böhmiſchen Landen bilden, einmal auf den revolutionairen Weg geſtoßen, gehen in demſelben fort und betrachten ſich allein als den Staat, nehmen ſich ſomit auch das Recht, dieſen Staat nach ihrem Willen und nach ihren Intereſſen zu geſtalten. Auf dieſem Landtage nun iſt es, daß der Entwurf, in dem Herzen Europa's ein neues, auf dem Proteſtantismus ruhendes Reich aufzubauen, klar hervortritt. Die Stände der vier Lande ſchließen am 31. Juli 1619 eine immerwährende Föderation unter einander. In dem Eingange der Bundesurkunde berufen ſie ſich auf das ihnen ſchon von Matthias ertheilte Recht, ſolche Föderation aufzurichten. Da ſie aber wegen böſen Practiken nicht vollſtändig habe in das Leben geführt werden können,

da auf Zerſtörung des Friedens der Lande, auf Umſturz der Majeſtätsbriefe und Privilegien, auf Unterdrückung der proteſtantiſchen Religion gearbeitet, ja die Lande ſogar auf die grauſamſte Weiſe mit den Waffen heimgeſucht worden, beſonders von dem König Ferdinand, wollten ſie nunmehro beſagte Föderation für immer und ewige Zeiten aufrichten zum Schutz aller Länder, Stände und Einwohner derſelben ohne Unterſchied des Glaubens, zu Aufrechthaltung durchgehender Gleichheit, der Privilegien, Freiheiten und wohlhergebrachter Gewohnheiten.

Die Proteſtanten ſind klug genug, den Katholiſchen in dieſen Landen nicht eine Zukunft, in welcher nun ſie gedrückt und verfolgt würden, zu eröffnen. Deshalb wird mehreremals von der Freiheit und Gleichheit geſprochen, welche für Alle Statt finden ſoll. Aber ob ſie auch das zu halten mögen geſonnen geweſen ſein, ſo ſoll doch die Gewalt in dem neuen Reiche bei den Proteſtanten ſein, der Katholicismus ſich mit einer Stellung begnügen müſſen, welche mehr eine tolerirte als eine herrſchende iſt.

In den Bundesartikeln ſelbſt, deren einhundert ſind, wird gleich von vorn herein des Königs ohne weiteren Zuſatz gedacht. Der König ſoll in dieſe Föderation eingeſchloſſen ſein, ſo fern er die Majeſtätsbriefe, Privilegien und dieſe Föderation ſelbſt in guter Obacht hält, keine Jeſuiten und Ausländer um ſich hat, und ſolche weder innerhalb noch außerhalb des Staates als ſeine Diener und Beamte braucht. Schon an dieſen Beſtimmungen bemerkt man in der Verſammlung, welche zum bei weitem größern Theile aus Adel beſteht, ein Streben nach großer Freiheit, nach Selbſtſtändigkeit und Einſchränkung der königlichen Macht, welches ſich nun in den anderen Schlüſſen noch weit mehr offenbart. Mit dem König aber,

deſſen Erwähnung gethan wird, iſt offenbar nicht Ferdinand gemeint, welchen die Böhmen ſchon in der Eingabe an die deutſchen Kurfürſten als ordnungswidrig gewählt und nicht als ihren König betrachteten, der in dem Eingange der Bundesurkunde bereits ziemlich deutlich als ein Tyrann bezeichnet ward, ſondern der neue, erſt zu wählende König.

Die übrigen Artikel des aufgerichteten Bundes ſind in ſo weit von einer großen geſchichtlichen Wichtigkeit, als in ihnen die Plane und Entwürfe der Häupter der böhmiſchen Utraquiſten ganz offen an den Tag treten und man das Bild deſſen empfängt, was geworden und entſtanden wäre, wenn ihnen die Sache glücklich ausgegangen. Zuerſt haben ſie es darauf abgeſehen, den Proteſtantismus der Augsburgiſchen und Böhmiſchen Confeſſion zur herrſchenden Kirche in dem neuzubildenden Reiche zu machen, neben welcher der Katholicismus eine ziemlich demüthige Stellung annehmen ſoll. Darum bleiben die Jeſuiten auf ewige Zeiten aus dem Reiche verbannt, ſollen unter keinem Vorwand zurückgeführt werden. Schlichen ſie ſich in einen anderen Orden ein, ſo ſollen deſſen Güter eingezogen und deſſen Privilegien vernichtet ſein. Neue Orden dürfen ebenfalls in die unirten Lande nicht gebracht, Fremde als Biſchöfe, Aebte und dergleichen in der römiſchen Kirche der unirten Lande nicht angeſtellt werden. Alle verfallene katholiſche Klöſter und Kirchen werden ſammt Gut und Einkommen dem Proteſtantismus zu Kirche und Schule überwieſen. Der Majeſtätsbrief wird auch auf Mähren und Lauſitz ausgedehnt und ſeine Bedeutung für künftige Zweifel ſicher geſtellt. Er giebt die Freiheit des proteſtantiſchen Cultus überhaupt allen und jeden Menſchen in den unirten Landen ohne eine denkbare Einſchränkung. Alle Römiſch-Katholiſche haben die Haltung des Majeſtätsbriefes zu beſchwören und

zu geloben, alle demſelben entgegenlaufende Schlüſſe des römiſchen Kirchenthums nicht anzuerkennen. Die Römiſch-Katholiſchen, die weder das noch dieſen Bund ſelbſt beſchwören wollen, haben ſofort das Land zu räumen. Katholiſche Prälaten, die das nicht thun wollen, verlieren das Recht, auf den Landtagen zu erſcheinen. Alle Gerichtsbarkeit Römiſch-Katholiſcher über Proteſtanten, geiſtliche ſowohl als auch weltliche, hört auf. Alle höhere Staatsämter, die Oberſt-Burggrafſchaft und die Burggrafſchaften Böhmens, die Landes-Hauptmannſchaft Mähren, die Ober-Haupt-Mannſchaft Schleſiens, die Landvoigteien der Lauſitz können in Zukunft nur noch mit Proteſtanten beſetzt werden. In welchen Städten die Rathsſtellen bis jetzt nur in den Händen der Römiſchen geweſen, da ſollen ſie künftig zwiſchen Katholiken und Proteſtanten getheilt ſein, der Bürgermeiſter muß aber ſtets evangeliſchen Glaubens ſein. In Prag aber und in allen andern Städten, „wo die Menge der Evangeliſchen iſt“, wie die Urkunde ſagt, ſollen Stellen und Aemter auf ewige Zeiten nur mit Evangeliſchen beſetzt werden dürfen. Alle Gewohnheiten und Privilegien, die entgegenſtehen, werden für null und nichtig erklärt. Dieſes nun ausgenommen ſolle eine Gleichſtellung zwiſchen Evangeliſchen und Katholiſchen Statt finden. Aber man ſiehet ſogleich, daß der Katholicismus doch eigentlich nicht mehr gleichgeſtellt war. Er wird fortan nur noch als tolerirt in dem Reiche erſcheinen, die Macht und Gewalt wird bei dem Proteſtantismus ſein, wenn dieſe Schlüſſe zur Verwirklichung gebracht werden können.

Ein anderer Theil aber der Bundesurkunde betrifft nicht die religiös-kirchlichen, ſondern die politiſchen Verhältniſſe der Lande. Der Adel Böhmens benutzt die Gelegenheit und die Zeit, wo die anordnende Macht ganz in ſeinen eigenen Hän-

den ruhet, die Gewalt des künftigen Königs ſo viel als möglich einzuſchränken. Es ſind zum guten Theil Menſchen von ſlaviſchem Stamme, welche dieſe Artikel aufſetzen. Das Beiſpiel ihrer Brüder, des Adels in Polen, ſcheint vor ihren Seelen zu ſtehen. Es iſt als wollten ſie ein Reich bilden wie das polniſche, in dem das Königthum ſehr wenig und die Stände, unter denen ja der Adel wieder die bedeutendſte Rolle ſpielt, ſehr viel ſind.

Die böhmiſche Krone ſoll von nun an nur durch vollkommen freie Wahl der Stände vergeben werden und niemals, außer wenn die Stände es ſelbſt nothwendig erachten, bei Lebzeiten eines Königs ihm ein Nachfolger deſignirt werden. Zu einer Königswahl werden künftig die übrigen Lande von Böhmen berufen; es darf kein König, außer von den vereinigten Ständen, gewählt werden. Die angeſehenen Staatsämter werden von den Ständen beſetzt und der König hat nur das Beſtätigungsrecht. Auch ſoll derſelbe weder Krieg anfangen, noch Truppen werben, noch Feſtungen aufrichten, noch Beſatzungen einlegen, noch Gelder aufnehmen dürfen ohne die Einwilligung der Stände. Was von denſelben auf die königlichen Vorträge beſchloſſen worden, dabei ſoll es immer verbleiben; Einwendungen, die wieder von Seiten des Königs dagegen gemacht werden, brauchen von den Ständen, wenn ſie es nicht wollen, auch nicht beachtet zu werden. Kein königlicher Befehl, der wider die Rechte der Stände und den Inhalt dieſes Bundes läuft, ſoll von den Beamten vollzogen werden und Niemand iſt gehalten, einem ſolchen Gehorſam zu leiſten. Wenn ein König dem Majeſtätsbrief oder dieſen Bundesartikeln zuwider handelt, ſo ſind die Stände aller ihrer Verpflichtungen quitt und ledig, und was ſie dann auch gegen ihn vornehmen ſollten, darf nicht als Beleidigung der

königlichen Majeſtät angeſehen werden. Die katholiſchen Stände ſollen aller dieſer Rechte und Freiheiten auch theilhaftig ſein, dafern ſie auf den Majeſtätsbrief und dieſen Bund ſelbſt ſchwören.

Zu deſſen Aufrechthaltung ſoll in jeglichem Lande ein Defenſorium errichtet werden. An die Defenſoren ſeines Landes hat ſich jeder zu wenden, der in dem Majeſtätsbriefe oder in dieſem Bunde verletzt zu ſein glaubt. Die Defenſoren haben ſich dann an den König zu wenden, damit die geſchehene Unbill abgeſtellt werde. Wird ſie in Gutem nicht abgeſtellt, ſo kommt eine General-Verſammlung der Defenſoren aller böhmiſchen Lande zuſammen. Das Recht, dieſe zu berufen, ſtehet den Defenſoren des eigentlichen Königreichs Böhmen zu. Die General-Verſammlung hat nun noch alle denkbare Mittel anzuwenden, um die Sache in Glimpf beizulegen. Kann das nicht erreicht werden, ſo iſt der Fall der Defenſion, der Vertheidigung, da, d. h. die Stände haben, da der König den Bund gebrochen und nun gar nicht mehr ein geſetzmäßiger König iſt, das Recht, zu den Waffen zu greifen. Hiezu ſoll eine bewaffnete Macht und zwar nicht aus fremdem geworbenen Volk, ſondern aus Einheimiſchen aufgerichtet werden. Selbſt die Bauern ſollen in den Waffen geübt werden, dieſe Waffen jedoch in Aufbewahrung der Obrigkeit ſein. Ein General ſoll über den ganzen Bund, ein General-Lieutenant über jedes einzelne Land beſtellt werden, damit jedes für ſich gerüſtet ſei, den Angriff eines innern oder äußern Feindes ſo lange aufzuhalten, bis die Hülfe von den andern Ländern gekommen iſt. Die Defenſoren haben auch die nöthige Munition anzuſchaffen und können zu dem Behuf Steuern und Contributionen erheben. Katholiſchen Stiftern, welche ſich weigern, die Haltung des Majeſtätsbriefes und des Bundes zu beſchwören,

ſollen die Güter ſogleich zum Beſten des Defenſionswerkes eingezogen werden. Die General=Verſammlung der Defenſoren verſammelt ſich alle Jahre einmal.

Dieſe Schlüſſe nun ſind eine nicht unwichtige Erſcheinung in der Geſchichte. Eine Kühnheit und Entſchloſſenheit, wie ſie bei den Proteſtanten des eigentlichen Deutſchlands jetzo durchaus nicht zu finden iſt, tritt bei dieſem böhmiſchen Reichstage, der zum guten Theile aus Slaven beſteht, hervor. Ueber alle beſtehende Verhältniſſe und Rechte ſetzen ſie ſich keck hinweg. Es giebt für ſie nur ein Rechtes, die Vertheidigung, Aufrechterhaltung, Herrſchaft des Proteſtantismus. Wenn in den deutſchen Proteſtanten in entſcheidenden Momenten dieſelbe Geſinnung geweſen, der Katholicismus hätte in dem Reiche untergehen müſſen. Die Schlüſſe ſind aber auch in politiſcher Beziehung von Wichtigkeit. Sehr bedeutend erweiterten die Stände dem Königthume gegenüber ihre Gewalt, ſo bedeutend, daß von dieſem kaum mehr als ein Schatten übrig blieb. Neben die königliche Regierung ſtellten ſie in dem Defenſorium noch eine andere von jener ganz unabhängige Gewalt. Ein ganz ſeltſamer Staat, einer, der kaum beſſer als der polniſche, würde dadurch entſtanden ſein. Es war nicht gerade klug von den Böhmen, daß ſie in einer Zeit, wo Kraft und Zuſammenhang in dem Staate ſein mußte, der nur durch ein ſtarkes Königthum gegeben werden kann, dieſes Uebermaß von Freiheit aufſtellten. Die fürſtliche Geſinnung überhaupt mußte durch dieſes Uebermaß ſtändiſcher Freiheit gegen die Böhmen aufgeregt werden. Auch darum fand die böhmiſche Sache bei den deutſchen Proteſtanten ſo geringen Anklang, weil ſie zu heftig an die fürſtliche Geſinnung geſtoßen. Auch das konnte ſie denſelben nicht empfehlen, daß ſie mit den Türken in Verbindung traten. Ein

böhmiſcher Abgeordneter, Heinrich Bitter, befindet ſich an dem Hofe des Sultans, und, wie wenigſtens der kaiſerliche Geſandte berichtet, wollen die Böhmen ſich der hohen Pforte für Hülfe gegen Ferdinand II. ſteuerpflichtig machen. Dieſe Nachricht muß indeſſen mit großem Mißtrauen betrachtet werden. Es kann leicht erſonnen ſein, um die Böhmen bei den deutſchen Proteſtanten verhaßt zu machen. Unterhandlungen aber zwiſchen Böhmen und der Pforte mögen allerdings Stattgefunden haben.

Der ſo ſeltſam geſtaltete neue Staat ſcheint ſich indeſſen noch erweitern zu wollen. Bereits am 16. Aug. 1619 traten auch die evangeliſchen Stände von Oeſtreich wieder mit Böhmen und ſeinen unirten Landen in eine Föderation. Sie iſt zu Angriff und Vertheidigung gegen alle, welche die religiöſen oder politiſchen Freiheiten eines der föderirten Lande verletzen würden, beſtimmt. Jedes Unions-Land iſt dann gehalten, dem bedrängten mit Hülfe beizuſpringen. Die katholiſchen Stände, welche ſich darum melden werden, ſollen, wenn ſie die Unions-Geſetze auch ihrerſeits zu halten geloben, mit in die Föderation aufgenommen und des Schutzes derſelben theilhaftig ſein. Auf jedem Landtage ſoll die Föderation verleſen werden, damit ſie immer jung und friſch in den Gemüthern bleibe, auch alle fünf Jahre eine Generalverſammlung aller unirten und föderirten Lande gehalten werden. Schon in ihren erſten Tagen erweitert ſich ſo der Bund und die Häupter der böhmiſchen Utraquiſten mögen die kühnſten Erwartungen gefaßt haben. In dem Bündniß zwiſchen Böhmen und Oeſtreich wird des Königs Ferdinand gar nicht weiter gedacht. Es iſt aber klar, daß es nur gegen ihn gerichtet iſt und daß es weiter nichts als eines glücklichen Weiterganges der Sache bedarf, um abermals den Verluſt eines Landes für den König herbeizuführen.

Unterdeſſen iſt der böhmiſche Landtag mit derſelben Kraft und Entſchloſſenheit, mit welcher er angefangen, weiter fortgegangen. Sie kommen leicht darüber hinweg, Ferdinand am 19. Aug. ſeines Rechtes auf die böhmiſche Krone für verluſtig zu erklären, weil er gar nicht in ordnungsmäßiger Weiſe gewählt worden, ſich widerrechtlich noch bei Kaiſer Matthias Lebzeiten der Regierung bemeiſtert, ſich als einen Erzfeind des proteſtantiſchen Glaubens, einen Erzfreund der Jeſuiten erwieſen, den Majeſtätsbrief gebrochen, mit Spanien ſich zu böſen Planen verbündet, Böhmen und Mähren ſonder alles Recht mit wilden Kriegsbanden habe überziehen laſſen. Hierauf kommt die Frage auf, wer zum König von Böhmen gewählt werden ſollte. Denn man will bei dem Königthume ſtehen bleiben und obwohl mehrere Stimmen begehren, daß man Böhmen für eine Republik erklären ſolle, ſo gehen ſie doch nicht durch. Eine Republik aber zu dieſer Zeit und unter dieſen Umſtänden würde nur eine vollſtändige Herrſchaft der Stände geworden ſein. Mehrere Fürſten werden vorgeſchlagen und genannt.

Die Böhmen mußten mit Nothwendigkeit einen ſolchen Fürſten zum König wählen, der mit ſeiner eigenen Macht ihnen ein bedeutender Stützpunct werden konnte. Denn ein großer Kampf mit dem Katholicismus war vorauszuſehen und unvermeidlich. Die Bewegung, in welche die katholiſche Welt ſchon durch den Anfang der böhmiſchen Sachen gekommen, läßt einen ſolchen und einen nicht leichten Kampf vorausſehen. Nicht allein einen Fürſten, der ſchon ſelbſt eine bedeutende Macht beſitzt, ſondern auch einen erfahrenen, umſichtigen, vor allen Dingen aber thätigen, entſchloſſenen, kriegeriſchen und hochſinnigen Mann muß man zum König wählen. Denn nur mit Entſchloſſenheit, mit Krieg und Kraft wird er ſich

die böhmiſche Krone und den Böhmen den Stand der Dinge, den ſie in ihrer Union aufgeſtellt haben, zu erhalten im Stande ſein. Dieſes begriffen die Böhmen nicht vollſtändig und das war der erſte Nagel zu ihrem Sarge. Sie vergriffen ſich zweitens in der Perſon, welche ſie nahmen, und verrechneten ſich in den Verhältniſſen und das war der zweite Nagel des Sarges.

Unter den Genannten befand ſich zuerſt der Herzog von Savoien, Chriſtian IV., König von Dänemark dann und Johann Georg I. endlich, Kurfürſt von Sachſen. Man ſiehet aber von allen Dreien ab; von dem erſten Fürſten ſchon aus dem Grunde, weil er katholiſch iſt, von dem zweiten, weil er nach uneingeſchränkter Fürſtengewalt ſtrebe und zu kriegeriſchen Sinnes ſei. Der böhmiſche Adel will einen zu thatenrüſtigen und kriegeriſchen Fürſten nicht, weil von einem ſolchen allerdings zu fürchten, daß er die engen Schranken, welche die Union um die königliche Gewalt gezogen, ſich nicht lange würde gefallen laſſen. Dabei vergißt derſelbe Adel aber, daß ein thätiger und kriegeriſcher Mann allein die Revolution retten und ſie zum thatſächlichen Recht machen konnte. Der Menſch, welcher ſich nach allen möglichen und denkbaren Seiten hin mit einem Uebermaß von Vorſicht ſicher ſtellen will, wird in der Regel darüber Alles verlieren. Von dem dritten Fürſten, von dem Kurfürſten von Sachſen, kann ſchon aus dem Grunde wenig auf dem böhmiſchen Königswahltage die Rede ſein, weil er um die Krone gar nicht geworben. Auch würde ſie Johann Georg I. wohl abgewieſen haben, wenn ſie ihm von den Böhmen geboten worden. Es lag durchaus nicht in ſeiner Weiſe, in revolutionairer Weiſe aufzuſchreiten, ſelbſt wenn Glanz und Größe dem Hauſe Sachſen damit gewonnen werden könnte. Für

die Böhmen war es ſchlimm, daß Johann Georg I. von Sachſen nicht ein ganz anderer Mann war, als er es nun einmal war. Wenn ein kriegeriſcher, nach Glanz und Größe eifriger Fürſt auf dem Kurſtuhle Sachſens ſaß und die Böhmen ihn zum König wählten, ſo ſtand ihre Sache wohl feſt und ſicher. Die Kräfte Sachſens waren bedeutend, nachbarlich lagen Böhmen und Sachſen nebeneinander und würden durch die Erhebung des Kurfürſten auf den böhmiſchen Thron in Eins zuſammengefloſſen ſein, das neue proteſtantiſche Reich damit ſofort einen noch größern in ſich zuſammenhängenden Umfang gewonnen haben. Aber ſelbſt wenn der Kurfürſt ein ſolcher Mann geweſen, hätte der Adel Böhmens ihn ſchwerlich gewählt, denn einen Fürſten von Kraft und wahrhaft hohen Sinn wollten ſie eben nicht. Sie wollten überhaupt zwei Dinge, welche ungemein ſchwer zu vereinigen waren, einen Fürſten, der ſie nach Außen zu kräftig vertheidige, im Innern aber ſich die übermäßigen Freiheiten und Rechte der Stände gefallen laſſe.

Sie glaubten, daß Kurfürſt Friedrich V. von der Pfalz der Mann ſei, der alle ihre Erwartungen erfüllen werde und wählten ihn am 26. Aug. 1619 zum König. Weil ſie das von ihm hofften, ſahen ſie darüber hinweg, daß Friedrich V. Calviniſt war und ſie, die Wählenden, größtentheils Lutheriſche. Es iſt leicht, die Gründe zu ſehen, welche die Wahl gerade auf den Kurfürſten von der Pfalz wendeten. Wenig trug dabei aus, daß der Kurfürſt ſeit dem Ausbruche der Revolution mit den Böhmen in freundliche Verbindung getreten und ihre Sache mit Rath und That mehrfach unterſtützt. Die Böhmen ſahen auf zwei Dinge. Zuerſt darauf, daß Friedrich V., der Tochtermann König Jacobs von England und Schottland, mit deſſen Prinzeſſin Eliſabeth

er ſich 1613 vermählt hatte. England war die bedeutendſte proteſtantiſche Macht in der Welt und die Böhmen meinten, daß ihnen Englands Hülfe nicht entgehen könnte, nähmen ſie Jacobs Tochtermann zum König. Zweitens aber achteten die Böhmen darauf, daß Kur=Pfalz gewiſſermaßen als das Haupt der proteſtantiſchen Union in dem Reiche anzuſehen war. Sie hofften, daß, wählten ſie das Haupt derſelben zum König, ihnen die Hülfe der geſammten Union ebenfalls kaum fehlen könne. So hielten ſie den Kurfürſten durch die Verhältniſſe, in denen er ſtand, für ungemein paſſend. Er brachte ihnen, wie es ſchien, die Hülfe Englands und der ganzen proteſtantiſchen Union des Reiches mit. Auf der anderen Seite aber war Friedrich V. bekannt als ein ſanfter und guter Mann, der ſehr wenig ſelbſtſtändig, energiſch und entſchloſſen. Die Böhmen erwarteten, daß ein ſolcher Fürſt, zumal da er kriegeriſche Talente und Eigenſchaften auch nicht beſaß, mit dem äußeren Glanze der Königskrone zufrieden ſein und nicht ſtreben würde, die allzuengen Schranken, mit welchen ſie das Königthum durch die Union umzogen, zu durchbrechen. Alſo meineten ſie, ſich nach allen Richtungen hin ſicher geſtellt zu haben. Nun täuſchten ſich aber die Böhmen, wie der Fortgang der Ereigniſſe bewieß, in den Hoffnungen, welche auf Jacob von England und die deutſche Nation geſtellt worden, und es blieb ihnen nichts zurück als der ſchwache und haltloſe Friedrich, der für die großen Dinge, denen er vorſtehen ſollte, nicht taugte.

Es hätte ſich nun aber für die Böhmen, da ſie Johann Georg I. von Sachſen nicht wählen konnten, wohl ein ganz anderer Ausweg gezeigt, wenn ſie denſelben nur hätten ergreifen wollen. Dieſer Ausweg war, Bethlen Gabor, den Fürſten von Siebenbürgen, zum König zu wählen, der,

wenn er auch nicht unmittelbar um die böhmiſche Krone geworben, ſie doch, hochſtrebenden Sinnes, wie er war, würde angenommen haben, wenn er gewählt worden. Bethlen Gabor war einer der ausgezeichnetſten Fürſten dieſer Zeit, von einem Geiſte der Mäßigung und Ordnung, wie wenige, beſeelt, geſchickt und erfahren in den Geſchäften, voll kriegeriſcher Geſinnung und voll kriegeriſcher Einſicht, von ihm das Heer ſeines Fürſtenthums organiſirt beinahe wie das ſchwediſche. Wenn Bethlen Gabor die böhmiſche Krone nicht zu behaupten und dieſe Sache nicht durchzuſtreiten vermochte, ſo vermochte es niemand. Selbſt den katholiſchen Ständen Böhmens hätte er noch immer der willkommenſte König ſein müſſen. Denn er war ſo toleranter Geſinnung, daß er einſt in Presburg allen Gottesdienſt, den lutheriſchen, den calviniſchen, den katholiſchen vor ſich halten ließ.

Der Fürſt von Siebenbürgen hatte ſeine Zeit erwartet, um in die Weltverhältniſſe einzugreifen und ſie für ſeine Macht, ſeine Größe und ſeinen Glanz zu benutzen. Gegen zwanzigtauſend Streiter hatte er ſich für dieſen Entwurf bereitet. Von den Böhmen um Hülfe angegangen, von den Häuptern des proteſtantiſchen Adels von Ungarn ebenfalls aufgefordert brach er im Monat Auguſt, wie er meinte, daß die Dinge für ihn reif wären, mit ſeinem Heere auf und betrat den Theil Ungarns, der damals dem Hauſe Spanien-Habsburg gehörte. An die Böhmen ſchreibt der Fürſt gleichzeitig einen merkwürdigen Brief. In demſelben verſpricht er ihnen, dafern er, wie er erwarte, in Ungarn kein aufhaltendes Hinderniß finde, im Monat September in Mähren zu ſein. Sie möchten ſich nur bis dahin halten und ſich in keine Tractate mit dem Feinde einlaſſen, er werde ihre Sache unter ſeinen kräftigen Schutz nehmen. Dieſer Brief ſcheinet

geſchrieben zu ſein, um die böhmiſche Königswahl auf ſich zu lenken. Nicht umſonſt ſtellt er ſich den Böhmen als den Mann dar, von welchem ſie den beſten und ſicherſten Schirm erwarten könnten. Von den Dingen, die er verſprochen, erfüllt Bethlen Gabor aber nichts, weil auch ſeine Erwartungen von den Böhmen hintergangen worden ſind. Der Fürſt von Siebenbürgen war nun während der letzten Vorgänge zu Prag in Ungarn eingebrochen, deſſen Königskrone ihm auch von dem Sultan der Osmanen zugeſagt worden. Die Ungarn der kaiſerlichen Armee gingen haufenweiſe zu ihm über, der proteſtantiſche Adel Ungarns empfängt den Fürſten mit offenen Armen, die Städte eröffneten ihm ihre Thore, die katholiſche Prieſterſchaft, die Jeſuiten ergreifen allenthalben die Flucht, die Anhänger Ferdinands müſſen ſchweigen und ſich verbergen. Im Septbr. verſammelt er eine Art von Reichstag zu Kaſchau, der indeſſen nur von Proteſtanten beſetzt. Dort wird das Nachſpiel von dem, was in Prag vorgegangen, aufgeführt und erklärt, daß König Ferdinand die Bedingungen gebrochen, zu welchen er ſich bei ſeiner Wahl eidlich verpflichtet, daß die katholiſchen Stände die Reichsdecrete willkührlich auslegten, daß es um kirchliche und politiſche Freiheit geſchehen ſei, wenn man nicht zu den Waffen greife. Weiter ward indeſſen jetzo noch nicht vorgeſchritten. Das ganze Land ſollte erſt in Bethlen Gabors Gewalt ſein und noch war das wichtige Presburg einzunehmen.

Unterdeſſen war bei demſelben die Nachricht eingetroffen, daß Friedrich V. von der Pfalz in Böhmen zum König gewählt worden. Bethlen Gabor, der kriegeriſche und ſtolzſinnige Fürſt, der Mann von hohem Geiſte und von Entſchloſſenheit, war ein ſolcher nicht, wie die Böhmen ihn begehrten. Von einem Bethlen Gabor fürchteten ſie, daß er die

übermäßige Gewalt der Stände ſich nicht lange werde gefallen laſſen. Der Fürſt ſendet nun zwar noch achttauſend Mann nach Mähren, aber er kommt nicht mit ſeiner ganzen Macht, wie er würde gethan haben, wenn er erwählt worden. Die Böhmen haben ſeine Erwartungen getäuſcht, einen andern an die Stelle geſetzt, die er einzunehmen gedacht, und er fängt an kalt für ihre Sache zu werden. Ungewiß geworden, was er thun ſollte, da ſelbſt die ungariſche Krone für ihn ohne Werth war, wenn er ſich nicht mit der böhmiſchen verbinden konnte, bleibt er in Ungarn, gewinnt am 16. Octbr. 1619 die wichtige Stadt Presburg und läßt nun durch den Palatin einen allgemeinen Reichstag ausſchreiben, der auch, trotz des Verbotes Ferdinands, ziemlich zahlreich beſucht ward.

Um die Zeit, wo dieſer Reichstag zu Presburg eröffnet ward, hat Bethlen Gabor bereits die amtliche Nachricht, daß nicht er, ſondern Kurfürſt Friedrich V. von der Pfalz zum König von den Böhmen erwählt worden iſt. Das Directorium hat den Fürſten davon in einem eigenen Schreiben in Kenntniß geſetzt, in dem ſie ſich ſeiner Hülfe und Unterſtützung anempfehlen. Bethlen Gabor aber, der in ſeinem Schreiben an die Böhmen ſo kräftig aufgetreten, der ſo große Erwartungen von ſich erregt, zu ſo kühnen Unternehmungen entſchloſſen ſchien, ändert nun ſein Benehmen. Wenn er mit Kühnheit und Entſchloſſenheit auftreten, wenn er Alles an ein Spiel ſetzen ſollte, deſſen Ausgang auch nicht mit einiger Sicherheit, höchſtens nur mit Wahrſcheinlichkeit als ein günſtiger gedacht werden konnte, ſo mußte es für ihn ſelbſt, nicht für einen Anderen geſchehen. Darum will er von nun an gegen den Kaiſer, deſſen Macht und den geſammten Katholicismus ſich nicht ſo ſtellen, daß er dabei, ſelbſt als Fürſt von Siebenbürgen, den Untergang finden könnte. Es mag hinzugekommen ſein, daß

der kluge Bethlen Gabor erkannte, wie von den Böhmen gerade der unrechte Mann als König aufgeſtellt worden, von deſſen Geiſte, von deſſen Kraft ſo gut wie nichts zu erwarten war. Dieſe Betrachtung forderte ihn zu um ſo größerer Vorſicht auf.

Auf dem Reichstage zu Presburg nun reden die lutheriſchen und calviniſchen Stände wieder mit großem Ungeſtüm davon, daß Ferdinand abgeſetzt und der Fürſt von Siebenbürgen zum König erwählt werden müſſe. Es ſcheinet allein in des Fürſten Hand gelegen zu haben, daß es wirklich geſchehe. Aber ſtatt es zu fördern, hintertreibt er es und begnügt ſich mit dem Titel eines Fürſten und Herrn von Ungarn, als wolle er ſich die Möglichkeit einer Ausſöhnung mit Ferdinand doch offen erhalten. Seine Meinung und Hoffnung iſt geweſen, daß die Proteſtanten in Böhmen, Mähren, Schleſien, Lauſitz, Ungarn und Oeſtreich alle zuſammmenſtehen, unter ſeinem Herrnthume zuſammenſtehen ſollen. Dann will er mit Kraft und Entſchloſſenheit ſich an ihre Spitze ſtellen. Die Krone von Ungarn allein ſcheint kaum einen Werth für ihn zu haben. Er meinet, daß ſie ſchwerlich würde behauptet werden können, wenn er nicht zugleich auch König von Böhmen ſei. Darum ſteht der ſonſt ſo kühne und energiſche Bethlen Gabor auf einmal wie halb, unentſchloſſen und zweideutig da. Auf dem Presburger Reichstage wird auch noch ein großes Bündniß zwiſchen Ungarn, Böhmen nebſt ſeinen Nebenlanden und Oeſtreich niedergeſchrieben. Bethlen Gabor verhindert ſelbſt, daß es zu einer Wahrheit und Wirklichkeit werde. Von Böhmen begehrt er eine Grenzfeſtungsſteuer, von Oeſtreich verlangt er Abtretung eines Theiles des Landes, damit es mit Ungarn vereinigt werde, worauf weder Böhmen noch Oeſtreich eingehen kann und will. Dagegen unterhandelt er mit der

hohen Pforte und gewinnt von derſelben das Verſprechen, daß er als Ungarns König anerkannt werden ſollte. Thatſächliche Hülfe aber gewinnt er nicht und es ſcheinet, er ſelbſt hatte Abneigung gegen ſolche thatſächliche Bundesgenoſſenſchaft der Pforte. In dem Schreiben an die Böhmen wenigſtens redet er in dem Tone des Haſſes und der Verachtung von dieſen Erzfeinden des chriſtlichen Stammes. Nicht auf dieſem, auf der eigenen Kraft, die indeſſen nur dann auftreten konnte, wenn ſie ſich auf die Vereinigung der böhmiſchen, öſtreichiſchen und ungariſchen Proteſtanten ſtützte, hatte er ſich aufzurichten gedacht. Geſandte der öſtreichiſchen, böhmiſchen und ungariſchen Stände befinden ſich am Ende des Jahres 1619 an der hohen Pforte des Sultans Osman. Wohl erhielten ſie das Verſprechen thatſächlicher Hülfe. Aber eine ſolche Hülfe konnten die Stände im Ernſte nicht einmal ſelbſt wünſchen. Sie kam auch nicht. Die alte Kühnheit und Großartigkeit war mit Suleiman dem Großen in das Grab gegangen.

Man kann ſagen, daß die Böhmen, indem ſie den Fürſten von Siebenbürgen nicht zum König wählten, ihrer Sache im Voraus eine tödtliche Wunde beigebracht hatten. Der Mann aber, welcher von ihnen zu ſeinem und ihrem Unglück erwählt worden, Kurfürſt Friedrich V., hatte ſich, ſeitdem auf dem böhmiſchen Landtage die Sache die Wendung nahm, daß ſeine Wahl mit ziemlicher Sicherheit vorauszuſehen war, ängſtlich und ungewiß gezeigt. Er ſendete den Herrn von Dohna nach England, um Rath zu holen, um Hülfe und Unterſtützung zu ſuchen. Es war aber nochmals nichts von Jacob I. zu gewinnen. Er hätte dem Tochtermanne wohl gern die Königskrone gegönnt, wenn ſie nur auf einem andern Wege zu gewinnen geweſen. Was aber die Böhmen gethan

gegen Ferdinand, erſchien dem Könige von England allein in dem Lichte einer frechen Revolution, zu welcher er ſeine Hände nicht bieten wollte. In Jacobs Augen war der unbedingte Gehorſam der Menſchen gegen die Heiligkeit und Göttlichkeit des Königthums eine ſo feſte und beſtimmte Pflicht, daß ſie um keinen Preis und unter keinem Verhältniß gebrochen werden durfte. Solche Gedanken und Grundſätze verkündete Jacob I. laut in England ſelbſt und er hatte deshalb mit ſeinen Parlamenten vielfache Noth. Nicht einmal den königlichen Titel ſeines Tochtermannes wollte er nachmals anerkennen.

Bevor aus England die trübe Botſchaft kam, daß wenigſtens von dem König nichts, gar nichts zu erwarten ſei, hatte Friedrich V. am Anfange des Septembers einen Tag der Union nach Rothenburg berufen. Aber auch hier traten Zweifel und Ungewißheit ihm entgegen, trübe Boten, daß die deutſchen proteſtantiſchen Fürſten keinesweges zu dem Entſchluſſe, Alles an das Gelingen der böhmiſchen Sache zu ſetzen, kommen würden. Baden, Anhalt und Brandenburg-Anſpach riethen zur Annahme der böhmiſchen Königskrone, Heſſen, Würtemberg und Culmbach widerriethen ſie. Von den Kurfürſten des Reiches läuft ein ernſtes Abmahnungs-Schreiben ein: Pfalz möge die große Gefahr erwägen, in welche es ſich durch die Annahme der böhmiſchen Krone ſetze, erwägen, in welche Verwirrung dadurch auch das Reich der Deutſchen geſtürzt werden müſſe, eingedenk ſein der Pflicht, die ein Kurfürſt gegen den andern habe, eingedenk ſein der Treue, die dem Kaiſer gebühre. Die Vorgänge in Böhmen werden in dieſem Schreiben als vollkommen widerrechtlich und gefährlich für die fürſtliche Macht, weil ſie den ohnedieß zur Freiheit geneigten Unterthanen ein böſes Beiſpiel gäben, betrachtet. Schlüßlich

wird ſogar dem Kurfürſten von der Pfalz, wenn er ſich ſollte gelüſten laſſen, die böhmiſche Krone zu nehmen, gedroht, daß das Reich ſchwerlich ruhig und müßig der Unbill zuſehen werde, welche der Kaiſer von den Böhmen erfahren. Sachſen räth insbeſondere von dem gewagten und widerrechtlichen Schritte ab. Mit noch größerem Nachdrucke geſchieht das natürlich von Maximilian I., dem Baier-Herzog. Auch in ſeinen nächſten Umgebungen findet Kurfürſt Friedrich V. von der Pfalz weit mehre, die abriethen, als ſolche, die zurathen wollten. Die Mutter Louiſe Juliane, Tochter des großen Wilhelms von Oranien, bebte vor der großen Gefahr zurück, in welche der ſchwache Sohn ſich zu ſtürzen gedachte. Die geheimen Räthe machten nicht allein aufmerkſam auf die große Gefahr, da ein Kampf gegen die halbe katholiſche Welt vorauszuſehen war, auf die Verwirrung, welche in Böhmen herrſche, wo Alles befehlen und Niemand gehorſamen wolle, ſondern ſie ſtellten auch die Rechtmäßigkeit der Abſetzung Ferdinands, ohne welche die Rechtmäßigkeit der Wahl des Kurfürſten nicht gedacht werden konnte, gar ſehr in Zweifel. Auch der Hofprediger Scultetus, welchem ſonſt wohl ein ſtarker Antheil an dem Entſchluſſe des Kurfürſten beigeſchrieben worden, behauptet auf das Beſtimmteſte, dazu nichts beigetragen zu haben. Auch war er in der That um die Zeit, da über Annahme oder Nichtannahme der böhmiſchen Krone verhandelt ward, gar nicht am Hofe anweſend.

Der Entſchluß iſt alſo wohl mehr in dem Kurfürſten ſelbſt entſtanden, als ihm durch die Umgebungen eingebracht worden. Höchſtens mag die ſtolze Gemahlin Eliſabeth, lüſtern nach dem Glanze einer Königs-Krone, was ſie theuer genug hat büßen müſſen, einigen Antheil an dem Entſchluſſe des Gemahls gehabt haben. Friedrich V. hält die Wahl

der Böhmen um ſo lieber für eine an ihn gerichtete Stimme Gottes, als damit den ſtolzen Gefühlen ſeiner Bruſt geſchmeichelt wird. Die böhmiſche Geſandtſchaft iſt unterdeſſen beim Kurfürſten eingetroffen. Sie haben von den Ständen beſonders den Auftrag, auf recht genauer und feierlicher Beſtätigung aller alten Freiheiten und Privilegien und vorzüglich der neuen Freiheiten und Rechte, welche ſich die Stände jüngſt ſelbſt in der Union gegeben, zu beſtehen. Man ſiehet aus der mitgegebenen Inſtruction, wie ſehr viel den Ständen daran gelegen iſt. An der böhmiſchen Grenze zu Waldſaſſen nimmt Friedrich V. die Königskrone mit Dank an und verſpricht noch vor ſeiner Krönung und längſtens binnen vier Wochen alle jene Freiheiten und Rechte, die alten wie die neuen, und namentlich die letzte Union, feierlich zu beſtätigen und zu beſchwören. Darauf eilt er nach Prag, um in den Beſitz ſeines Reiches zu kommen.

Sechſtes Kapitel.

Nicht ſelten werden die wichtigſten Dinge in der Welt durch ein Etwas, was den Menſchen als Zufall erſcheinet, entſchieden. Einen ſolchen Zufall aber, wenn man darunter ein blindes Ungefähr, das bewußtlos durch die Welt ſchreitet, verſteht, giebt es nicht. Das Große wie das Kleine geſchiehet für die Entwürfe und Zwecke der höchſten und liebenden Weisheit mit dem menſchlichen Geſchlechte und in dieſem Ganzen, welches Niemand zu durchdringen und zu überſchauen vermag, iſt das Kleine dem Großen und das Große dem Kleinen dienſtbar. Ein ſolches Etwas, das in der Anſicht, welche die Erſcheinungen und Ereigniſſe des Menſchenlebens betrachtet als eine ſeelenloſe, von einem höheren Hauche nicht belebte Maſſe, Zufall genannt wird, tritt auch in den letzterzählten Begebenheiten hervor. Faſt genau in denſelben Stunden wird von dem Reichstage der Deutſchen zu Frankfurt a. M. Ferdinand II. zum König und Kaiſer der Deutſchen erwählt, Friedrich von den Böhmen zu Prag zu ihrem König. Die Nachricht von der böhmiſchen Königswahl kann auf dem deutſchen Reichstage noch nicht eingetroffen ſein, als Ferdinands Wahl vor ſich geht. Wenn nun aber die Böhmen ſich mit ihrer Königswahl mehr geſputet und die Nachricht von Friedrichs Ernennung bereits zu Frankfurt a. M. geweſen, wie hier die Wahl vorgenommen ward, ſo wäre dadurch wohl ein großer Eindruck auf die proteſtantiſchen Kurfürſten gemacht worden. Sie hätten dann wohl Ferdinand ihre Stimmen

nicht gegeben, und ward Ferdinand nicht Kaiſer, ſo wurde in der Lage der Dinge doch Vieles zu ſeinem Ungunſten umgeſtaltet. Und an leiſen Fäden hing in dieſer Sache Gelingen und Mißlingen. Ward Ferdinand nur um ein Weniges aus der Gunſt der Verhältniſſe, in der er ſtand, in die er kam, verdrängt, ſo war damit für Friedrich und für Böhmen viel gewonnen. Aber die Nachricht von Friedrichs Königswahl war zu ſpät gekommen, Friedrich von der Pfalz ſelbſt, zwar vermuthend, daß er von den Böhmen würde gewählt werden, aber noch nicht wiſſend, daß es bereits geſchehen, hatte Ferdinanden ſeine Stimme gegeben. Wie nun die Nachricht kam, erregte ſie freilich eine große Senſation, aber der Augenblick, in dem ſie einen gewaltigen, zu andern Entſchlüſſen treibenden Eindruck auf die Proteſtanten hätte machen können, war vorüber.

Man kann es Zufall nennen, daß es ſo kam, und man kann in dieſem Zufall nichts weiter als ein blindes und leeres Spiel der Dinge ſehen, aber man wird damit nicht eine wahre und rechte Anſchauung gewonnen haben. Daß es ſo gekommen, das gehöret hinein in den Plan der Weltregierung, welche den Katholicismus in einem Theile Deutſchlands erhalten wiſſen will, während der andere ihn nicht mehr haben, ihn als das Fremde, Un-Germaniſche und Un-Deutſche von ſich gewieſen haben ſoll. Auf die ſeltſamſte Art und Weiſe erhält ſich Katholicismus in einem weit größeren Maßſtabe als bei anderen Germanen bei den Deutſchen. Er erhält ſich wider den Wunſch, den Willen, den Glauben, die Ueberzeugung des bei weitem größern Theiles der deutſchen Nation.

Man muß ſich immer daran erinnern, daß vier bis fünf Jahrzehnte nach dem Anfange der Reformation dieſe bereits ziemlich vollſtändig Sache der Nation geworden, ſo daß die

freiwilligen und wahren Anhänger des römiſchen Katholicismus bis auf ein Zehntheil, bis auf ein Zwölftheil, in der ganzen Maſſe der Nation zuſammengeſchmolzen waren, welches in den nächſten Jahrzehnten ſicher auch noch von der Reformation würde gewonnen worden ſein, wenn nicht ganz eigenthümliche und ganz ſeltſame Zuſtände und Ereigniſſe dazwiſchen getreten, durch welche allmälig mehr als die Hälfte der Deutſchen und der Slaven, welche zu dem Reiche gehörten, zum römiſchen Kirchenthume zurückgedrängt wird, alſo daß die Deutſchen von allen Germanen die einzigen werden, bei denen ſich der römiſche Katholicismus in einem ſehr bedeutenden Grade erhält. Das kann nur geſchehen ſein für einen großen Welt-Zweck, um deſſenwillen der Jammer, die Thränen und die Noth, mit der es geſchah, mit welcher der Katholicismus wieder in die deutſche Nation eindrang und ihre kirchlich-religiöſe Einheit, die ſich im Proteſtantismus oder vielmehr im evangeliſchen Katholicismus eben geſtalten wollte, wieder aufhub und zerriß. Welches aber dieſer Welt-Zweck iſt, wer möchte das mit Sicherheit beſtimmen und angeben zu wollen ſich erdreiſten. Liegt derſelbe doch wohl auch heute noch im Schooße der dem Menſchen dunkeln Zukunft.

Unterdeſſen hatte Friedrich V., der eben vor Kurzem ſein dreiundzwanzigſtes Lebensjahr überſchritten, mit ſeiner Familie feierlichen Einzug in Prag gehalten und war von den Böhmen mit großem Jubel willkommen geheißen worden. Schon am 4. Novbr. 1619 fand ſeine Krönung Statt. Ehe nun die wichtige Frage, ob ein proteſtantiſches und ſelbſtſtändiges Königreich Böhmen beſtehen ſollte oder nicht, mit den Waffen entſchieden werden konnte, verſuchten beide Parteien ihre Kräfte im Federkriege. Friedrich erließ eine weitläuftige Schrift, um

die Rechtmäßigkeit ſeiner Schritte zu beweiſen, oder ſie doch zu entſchuldigen und in einem milderen Lichte erſcheinen zu laſſen. Ein Recht der Unterthanen, ihren Fürſten abzuſetzen, wenn er früher bewilligte Religions-Freiheiten vernichten zu wollen ſcheine, kann und mag Friedrich nicht beweiſen. Nur ſtillſchweigend nimmt er ein ſolches Recht an und redet in der Schrift mehr von ſich als von den Böhmen: wie er ſich zu der böhmiſchen Krone nicht gedrängt, ſie nicht genommen aus eitler Hoffahrt, ſondern um der Aufrechterhaltung des evangeliſchen Glaubens willen, damit Böhmen nicht dem Reiche der Deutſchen ganz entfremdet, Böhmens und der allgemeine Friede erhalten werde. Man ſiehet, Friedrich will die proteſtantiſchen Mächte, von denen er Hülfe erwartet, darauf leiten, die Staats-Sache über die Religions-Sache zu vergeſſen, nur Eins ins Auge zu faſſen, die Aufrechthaltung und Verbreitung der evangeliſchen Kirche, und über die Revolution, welche die Böhmen gemacht und welche ihn erhoben, hinwegzuſehen. Die böhmiſchen Stände machen zugleich eine ſehr weitläuftige Rechtfertigungsſchrift wegen aller ihrer Schritte bekannt.

Kaiſer Ferdinand II. aber ſetzt eine noch viel weitläuftigere Schrift entgegen. Weitläuftigkeit gehört überhaupt ſchon damals zum deutſchen Character. Der Kaiſer befindet ſich, den Böhmen gegenüber, allerdings zuerſt was die Religions-Privilegien anlangt, im Vortheil. Denn ein ganz klares und ganz unzweideutiges Auftreten gegen dieſelben war ja von ihm noch nicht geſchehen, er hatte ja den Majeſtätsbrief, wie die Böhmen durch den Fenſterſturz die Revolution begonnen, noch nicht für vernichtet erklärt. Die Bewegungen und die Dinge, welche gegen die Evangeliſchen geſchehen, ließen noch eine andere Erklärung zu, es ließ ſich noch behaupten, daß es

auf einen Umſturz der evangeliſchen Kirche nicht abgeſehen geweſen. Es war daher nicht ſchwer für den Kaiſer die Behauptung auszuſprechen, daß er nichts gegen ſie im Sinne geführt und nichts gegen ſie gethan, ja daß er es nicht einmal habe thun können, da bis auf den Ausbruch der böhmiſchen Revolution die Herrſchaft nicht bei ihm, ſondern bei dem Kaiſer Matthias geſtanden. Daß dieſe nur eine Namens-Herrſchaft geweſen, daß die Böhmen nicht ſowohl wegen der wenig bedeutenden Dinge, die wirklich geſchehen, als vielmehr wegen der großen und ſehr begründeten Furcht, die ſie vor ſeinem jeſuitiſchen Geiſte hatten, aufgeſtanden, darauf ging Ferdinand nicht ein und durfte nicht darauf eingehen, da es ihm in dieſer Schrift, beſtimmt die proteſtantiſchen Mächte und Fürſten zu täuſchen, darauf ankam, dieſe auf die Meinung zu bringen, daß es ſich hier, bei dieſer böhmiſchen Revolution, nicht ſowohl um eine Glaubens- und Kirchen-, als vielmehr um eine Staats-Sache handele. Wie richtig indeſſen die Furcht der Böhmen war, bewieß ſich ja nach dem Siege auf das vollſtändigſte. Alle alte und alle neue Verſprechungen wurden von dem Kaiſer ſofort vergeſſen, der Majeſtätsbrief caſſirt, der Proteſtantismus mit den blutigſten und ungeheuerſten Gewaltthaten ausgetilgt. Wenn die böhmiſche Revolution nicht dazwiſchen gekommen wäre, würde Ferdinand einen langſamern Weg gegangen ſein, den Weg, welchen er vor dem Ausbruche derſelben betreten, den langſamen, ſchrittweiſen.

Beſonders aber ſtellte der Kaiſer die Staats-Sache in den Vordergrund und behauptete, daß Böhmen von jeher ein Erbreich geweſen, da doch das ganze kaiſerliche Haus erſt jüngſt bei Ferdinands Wahl das Wahl-Recht der Böhmen ausdrücklich anerkannt. Beſonders die ſogenannte goldene Bulle Kaiſer Karls IV. ſollte das erhärten. In derſelben wird die Kur,

oder das Recht, den deutſchen Kaiſer zu wählen, für erblich und fortgehend auf den ältgeborenen Sohn erklärt. Da nun, ſchließt der Kaiſer, eine Kur auf Böhmen ruhe, ſo verſtehe es ſich von ſelbſt, daß Böhmen ein Erbreich und kein Wahlreich ſei. Indeſſen war Böhmen, obwohl eine deutſche Kur darauf ruhete, doch nie wie die übrigen Kurlande betrachtet worden und konnte nicht ſo betrachtet werden, weil es mit dem deutſchen Reiche ſtets nur in lockerem Zuſammenhange geſtanden. Keines Falles aber hatte Kaiſer Karl IV. das Recht haben können, Böhmen, welches ſein Vater und er erſt durch völlig freie Wahl der böhmiſchen Stände empfangen, durch die goldene Bulle ohne Weiteres und ohne Zuſtimmung dieſer Stände als ein Erbreich zu erklären.

Wenn nun aber auch dieſer Beweis Niemandem bewieß, was er ihm nach den Abſichten des Kaiſers beweiſen ſollte, ſo erreichte Ferdinand II. doch im Ganzen genommen bei den proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands ſeinen Zweck. Sie glaubten ſeinen Verſicherungen, daß er nichts gegen die evangeliſche Kirche Böhmens im Sinne gehabt und habe, und nun mußte ihnen die böhmiſche Revolution als ein frecher Aufſtand gegen die fürſtliche Macht erſcheinen, erſchien ihnen um ſo mehr ſo, je größer die Rechte waren, welche ſich die Stände während dieſer Revolution genommen, je mehr ſie den neuen König eingeſchränkt hatten. Das Ganze kam ihnen wie eine Rechtsverletzung vor, zu der ſie die Hände nicht bieten könnten. Die Proteſtanten in ihrer Mehrzahl ſtehen nicht auf dem Standpuncte, auf den ſich die Katholiſchen geſetzt, daß vor dem Intereſſe der Kirche jedes andere Recht, Verſprechen, Bewilligung, Schwur, Eid, Billigkeit, überhaupt Alles verſchwinde. Der Katholicismus dagegen ſetzt ſich auf der einen Seite über alles Menſchliche hinweg und

benutzt auf der andern alles Menſchliche, um ſeinen Triumph zu ſichern.

Der Schriftwechſel der beiden Parteien war nicht ſo unbedeutend, als er für den erſten Anblick erſcheinen möchte. Die deutſch-proteſtantiſchen Fürſten wurden von Friedrichs Schrift nicht überzeugt, daß die Revolution für die Erhaltung des Proteſtantismus eine unbeweisbare Nothwendigkeit geweſen, weil ein ſolcher Beweis überhaupt nicht gegeben werden konnte, da Ferdinand am Anfange ſeiner, im Uebrigen doch unzweideutigen, Beſtrebungen gegen den Majeſtätsbrief von den Böhmen mit ihrer Revolution gefaßt und unterbrochen worden. Daß das gewöhnliche Recht, beſonders aber die fürſtliche Würde und Macht dabei verletzt worden, ließ die deutſch-proteſtantiſchen Fürſten darüber hinwegſehen, daß Ferdinands Geſinnung doch unzweideutig, daß ein Triumph der Böhmen, auf welchem Grund und Boden er ſich auch immer erheben möge, die glänzendſten Ausſichten für den geſammten Proteſtantismus erſchließe. Sie ſahen um ſo eher darüber hinweg, je mehr ſich bei ihnen auch der Neid gegen den Kurfürſten von der Pfalz regen mochte, der hoch über ſie alle erhöht ward, wenn die böhmiſche Sache glücklich hinausging. Auch der alte Zwieſpalt zwiſchen den Calviniſchen und den Lutheranern griff bedeutend ein. Die Böhmen haben einen calviniſtiſchen Fürſten zum König gewählt und das iſt genug, um die böhmiſche Revolution den ſtrengen Lutheranern zu einer fremden, ja feindlichen Sache zu machen. Die Gelehrten ſingen den Fürſten das alte Lied von dem calviniſchen Widerchriſt, der, beim Lichte beſehen, am Ende noch ſchlimmer ſei als der römiſche, in die Ohren. Den dürfe man nicht unterſtützen, ſagen die Einen, und das höchſte, was die Calviniſten begehren könnten, wäre, daß die Lutheriſchen par-

teilos in dieſem Kampfe blieben. Die Andern aber rathen ihren Fürſten ſogar, für den Kaiſer und das gewöhnliche weltliche Recht zu den Waffen zu greifen. Denn ſchon damals hat ein Theil der lutheriſchen Gelehrten die höchſte Anſicht von der fürſtlichen Gewalt aufgefaßt und vertheidiget ſie. Ein ſchweigender und duldender Gehorſam der Menſchen wird von ihnen gepredigt; in der heiligen Schrift wollen ſie die Lehre von demſelben gefunden haben.

Alſo ſtanden die Sachen der Böhmen in ſo weit ſchlecht als die, welche von ihnen als die erſten und nächſten Bundesgenoſſen betrachtet werden mußten, die zu ſolchen Bundesgenoſſen ſich zu machen, auch alle Aufforderung in ſich ſelbſt hätten fühlen ſollen, wenn ſie den Dingen auf den Grund geſehen, ihr Weſen erfaßt, und das im Auge behalten, was hier allein im Auge behalten werden mußte, wenn man nicht einzelnen vor einem Gegner, der mit allen Mitteln kämpfte, zu Grunde gehen wollte, anderer Geſinnung waren, als ſie den Verhältniſſen und den Geſinnungen der Widerpart gegenüber hätten ſein ſollen. Auf ihre eigene Kraft konnten die Böhmen eben keine große Rechnung ſtellen. Die Revolution hatte die öffentlichen Angelegenheiten in Verwirrung gebracht und die Bande des Gehorſams vielfach aufgelößt. Die Maſſe des Volkes, von der Leibeigenſchaft niedergehalten, war einer Begeiſterung ſelbſt für die höchſten Intereſſen des Lebens kaum fähig, und dem in der Schnelle aus demſelben gebildeten Heere fehlte es beinahe an Allem, wodurch der Krieger tüchtig werden kann. Um Söldner in bedeutender Zahl zu werben, dazu fehlte es an Geld. Dazu waren in allen vier böhmiſchen Landen Katholiſche in nicht zu verachtender Zahl übrig geblieben, ein innerer Feind bei der Noth von Außen her.

Es war aber die böhmiſche Revolution, ihr Gelingen oder ihr Mißlingen, eine allgemeine europäiſche Sache. Gelang ſie, ſo war dem Proteſtantismus ein entſcheidendes Uebergewicht im mittlern Europa geſichert, mißlang ſie, ſo kehrte eben dieſes Uebergewicht zum Katholicismus zurück. Das Gefühl und die Ueberzeugung, daß dem ſo ſei, hatte ſich mit größerer Stärke in der katholiſchen als in der proteſtantiſchen Welt feſtgeſetzt. Und damit war das Schickſal der Böhmen faſt bereits entſchieden, noch ehe es zum Kampfe kam. Nur wenn die Revolution ſchnell eine größere Ausdehnung, über Ungarn, Oeſtreich und die ſteieriſchen Lande gewonnen und unter die Leitung eines energiſchen Kopfes gekommen, hätte ſie noch gelingen mögen.

Als Friedrich zu Prag angelangt, kam es beſonders darauf an, wie ſich die nächſten und benachbarten Proteſtanten, die Deutſchen auf der einen und Ungarn mit Bethlen Gabor auf der anderen Seite, gegen die Böhmen in dem bevorſtehenden Streite erweiſen würden. Denn von den fernern proteſtantiſchen Mächten war wenig zu erwarten, ſchon aus dem Grunde, weil ſie fern waren. Eben ſo kam es für Ferdinand beſonders darauf an, wie ſich die deutſchen Katholiken gegen ihn erweiſen würden. Denn auch er konnte auf die fernern katholiſchen Mächte auch ſchon aus dem Grunde, weil ſie ferner lagen, weniger rechnen. Aber Alles fällt hier, ſowohl was die Fernen als was die Nahen betrifft, zum Nachtheil Friedrichs und der Böhmen aus. Frankreich, Polen und Spanien ſind die katholiſchen Hauptmächte Europa's. Nur von Frankreich her kann Kaiſer Ferdinand II. unmittelbare Hülfe kaum erwarten. Zwar iſt auch die Regierung Ludwigs XIII. ſtreng katholiſch, aber ſie iſt fortwährend von Mißtrauen gegen das Haus Spanien-Habsburg bewegt, von

jenem Mißtrauen, welches durch die Angriffe Karls V. und Philipps II. nur zu wohl begründet war. Unmittelbar etwas thun, um Ferdinand II. aufrecht zu erhalten, das wird Frankreich ſchwerlich. Auch hat Frankreich in der ganzen Sache weiter nichts gethan, als daß es den Herzog von Angoulème und die Grafen Bethune und Chateauneuf an die deutſchen Fürſtenhöfe ſendete und ſie aufforderte, ſich neutral zu verhalten. Beſſer ſchon ſtand es für den Kaiſer in Polen. Siegismund III. hatte einzig den Triumph des Katholicismus im Auge und gern hätte er viel für ihn gethan. Aber zu derſelben Zeit, wo der böhmiſche Krieg ausbricht, geräth Polen mit der Pforte in einen Krieg, der erſt im Jahre 1621 endet. Die Kräfte Polens ſind hierdurch nach einer andern Seite gezogen. Auch iſt der polniſche Adel einem feindlichen Auftreten gegen Böhmen ſehr abgeneigt. Denn was der böhmiſche Adel gegen königliche Gewalt unternommen hat, die Freiheit, welche er ſich zu verſchaffen ſucht, das gefällt den Polen wohl. Alſo ſind Siegismund III. nicht allein durch die Türken, ſondern auch durch ſeinen Adel, der keinen Krieg gegen Böhmen will, die Hände gebunden und er kann wenig thun. Indeſſen ſendet er dem Kaiſer doch nach Ungarn und nach Oeſtreich einige Tauſend Koſaken, wildes Raubgeſindel, zu Hülfe, läßt Schleſien durch eben ſolches Geſindel theils verwüſten, theils bedrohen, ſucht die ſchleſiſchen Proteſtanten bald durch Ueberredung, bald durch Drohen zu beſtimmen, ſich von den böhmiſchen Sachen fern zu halten.

Eine viel beſſere Hülfe verſprach Spanien. Zwiſchen den beiden Linien des Hauſes Spanien-Habsburg, der ſpaniſchen und der deutſchen, war wieder ein inniger Zuſammenhang eingetreten. Verwandtſchaft und gleiche Beſtrebungen für die Autocratie und den römiſchen Katholicismus in jeſuitiſcher

Geſtalt führten Philipp III. und Ferdinand II. nahe zuſammen. In den Niederlanden ſteht unter dem kriegberühmten Spinola ein ſpaniſches Heer und es wird beſtimmt, in Deutſchland für den Kaiſer und für den Katholicismus aufzutreten, wenn ſich die Umſtände darnach geſtalten, das heißt, wenn man die proteſtantiſche Union würde berücken können. Es würden indeſſen dieſe Spanier und die ganze Geneigtheit, die in den katholiſchen Großmächten für die Sache des Kaiſers war, demſelben gar wenig gefrommt haben, wenn es auf der andern Seite beſſer für Friedrich von der Pfalz geſtanden.

Wenn aber Ferdinand II. von den fremden katholiſchen Mächten eben nicht viel ſich zu verſprechen hatte, ſo hat Friedrich von den fernern proteſtantiſchen Mächten gar nichts zu erwarten. Was zuerſt Schweden und Guſtav Adolf anlangte, ſo war er, wie bereits früher bemerkt, außer Stand, ſich jezo um die Angelegenheiten Deutſchlands zu kümmern. Die Verhältniſſe mit Polen halten ihn noch immer in der Heimath gefeſſelt. Der Waffenſtillſtand mit Polen läuft im Jahre 1620 ab und der König muß des Wiederausbruches des Krieges gewärtig ſein. Guſtav Adolf war im Uebrigen gerade in den verhängnißvollſten Zeiten, im Sommer 1620, in Deutſchland, am Hofe George Wilhelms, des Kurfürſten von Brandenburg, um deſſen ſchöne und edle Schweſter Maria Eleonora kennen zu lernen, die er zur Gemahlin ſich erkoren. Nicht allein Neigung des Herzens trieb ihn zu dieſer Verbindung, es war auch eine gewiſſe Vorahnung der Ereigniſſe, die da kommen würden. Der König wollte in Deutſchland Freunde und Bundesgenoſſen gewinnen, wenn er hier dereinſt vielleicht würde handeln müſſen. Seine Vermählung mit Maria Eleonora ward zu Stockholm am

25. Novbr. 1620, kurze Zeit nach dem großen Schlage bei Prag, begangen. In den großen Verhältniſſen dieſer Augenblicke aber zählt Schweden noch nicht mit. Bleibt Schweden gezwungen ruhig, ſo verharrt Chriſtian IV. von Dänemark und ſein Reich bei dieſen Dingen in freiwilliger Ruhe. Zwar fordert Chriſtian IV. den Kurfürſten von Sachſen in einem Briefe, der im Monat März 1620 geſchrieben iſt, auf, die Sache des Proteſtantismus in Böhmen nicht fallen zu laſſen, aber bald lautet es anders. Eine kaiſerliche Botſchaft iſt bei Chriſtian IV. eingetroffen und ſagt, wie allenthalben bei den Proteſtanten ſo auch hier, daß es ſich nicht um den Proteſtantismus im böhmiſchen Reiche handele, den der Kaiſer nicht ſchädigen wolle, ſondern nur um die Staats-Sache. Ein im Monat April von dem König an den Kaiſer geſchriebener Brief bezeichnet nun das Thun der Böhmen als „Unweſen" und wünſcht, daß es gelingen möge, Frieden und Ordnung wieder herzuſtellen.

Die proteſtantiſche Hauptmacht England, deſſen König Jacob I. noch obenein durch die Bande der nächſten Verwandtſchaft mit Friedrich von Böhmen vereinet, verharrt bei den großen Ereigniſſen in faſt völliger Thatenloſigkeit. In England ſelbſt begannen ſchon damals die Bewegungen, welche gegen das Ende des dreißigjährigen Krieges in Deutſchland zu einem Kampfe des größern Theiles der engliſchen Nation auf der einen, dem königlichen Hauſe der Stuarts auf der anderen Seite führten. Der Kampf brach aus, weil die Nation argwöhnte, die Stuarts hätten es auf Autocratie und Katholicismus, die über England kommen ſollten, abgeſehen. Schon Jacob I. regte dieſe Furcht auf, die unter ſeinem Sohne Karl I. ſo ſtieg, daß ein Kampf nicht ausbleiben konnte. Das proteſtantiſche England wünſchte, hoffte, daß

Jacob I. in Deutſchland für ſeinen Tochtermann, für den Proteſtantismus auftreten ſollte. Er aber in ſeiner halben Neigung zum Katholicismus, in ſeiner noch größeren Neigung zum autocratiſchen Königthume, gegen welches die Böhmen ſich ja auch erhoben, that nichts. Leere Worte waren Alles, was Friedrich von England empfing. Nur mit Mühe war ſelbſt die Erlaubniß, Werbungen in England halten zu dürfen, über Jacob I. zu gewinnen.

So ſtanden die Verhältniſſe mit den ausheimiſchen und fernern Mächten für den Kaiſer doch ſchon um ein Bedeutendes beſſer als für Friedrich von der Pfalz und Böhmen. Aber mehr noch als auf jene kam es auf die in der Nähe und Nachbarſchaft ſtehenden Gewalten an. Hier nun ſtellte ſich ein entſchiedenes Uebergewicht auf die Seite des Kaiſers. Ihm wurden treue, ausdauernde, ſich ſelbſt aufopfernde Bundesgenoſſen, während Friedrich nach vergeblichem Hoffen ſich von Allen verlaſſen ſah. Eine erſte Stütze konnte für Friedrich und die Böhmen Bethlen Gabor, der Fürſt von Siebenbürgen, werden. Es ſchien auch, als würde er es werden, aber die Hoffnung lößte ſich alsbald in nichts auf. Bethlen Gabor rückte im Herbſt des Jahres 1619 aus Ungarn in Oeſtreich ein und ſchien den Böhmen die Hände bieten zu wollen. Die Böhmen unter dem Grafen von Thurn brachen ebenfalls aus ihrem Lande nach Oeſtreich hinein und beide Heere, mehr als ſechszig tauſend Streiter ſtark, ſtanden im Angeſichte von Wien. Des Kaiſers Generale, Dampierre und Buquoy, hatten Böhmen räumen und ſich auf Wien zurückziehen müſſen. Kaiſer Ferdinand befand ſich eben damals, von der Frankfurter Kaiſerwahl zurückgekehrt, um die öſtreichiſchen Stände zur Huldigung zu bewegen, auch in der Stadt, und ſah ſich ſo durch das Heer von Böhmen und Siebenbürgen zum zwei-

ten Male in dem Sitze ſeiner Väter bedroht. Der entſcheidende Schlag aber, welchen man nun erwartet, erfolgt nicht, Bethlen Gabor zieht am Anfange des Decembermonats wieder nach Ungarn zurück und die Böhmen unter dem Grafen von Thurn ſuchen ebenfalls wieder ihre Heimath auf. Als gleich darauf der Kaiſer Verbindung mit Bethlen Gabor zu gewinnen ſucht, wird ſie von dieſem keinesweges abgewieſen und friedliche Unterhandlung am Ende des Jahres zwiſchen dem Kaiſer und dem Fürſten von Siebenbürgen angeknüpft. Deutlich ſiehet man, wie ſich Bethlen Gabor für die Böhmen, weil ſie nicht ihn zum König gewählt, weder aufopfern, noch ſelbſt etwas für ſie wagen will.

Während ſich dieſer Bundesgenoſſe ſo unſicher und zweideutig erwieß, hatte Friedrich bei dem andern Bundesgenoſſen, auf den er gezählt, nicht mehr gefunden als eben ſolche Unſicherheit und Zweideutigkeit. Die deutſchen Proteſtanten zeigen weder die Geſinnung noch den Willen, auf den die Böhmen gerechnet. Bald nach der böhmiſchen Königswahl ſind die niederſächſiſchen Stände zuſammengekommen und haben den Beſchluß, ſich zu waffnen, gefaßt. Von den Grafen und Herren des weſtphäliſchen Kreiſes iſt daſſelbe geſchehen. Es ſcheint doch, als begriffen die Proteſtanten die Wichtigkeit des Augenblickes, als wollten ſie Böhmen nicht fallen laſſen. Friedrich hatte nun auch die Einberufung eines Unions-Tages zu Stande gebracht. Das Einberufungs-Schreiben, von Kur-Pfalz, Würtemberg, Heſſen-Caſſel, Baden und Anhalt unterzeichnet, ſtellte der Böhmen Angelegenheit deutlich als die Sache des geſammten Proteſtantismus dar. Nicht allein die eigentlichen Unions-Mitglieder, ſondern überhaupt alle proteſtantiſche Fürſten und Stände waren auf den Tag nach Nürnberg geladen. Ein ſehr großer Theil derſelben fand ſich

nun auch entweder perſönlich oder durch Abgeordnete am Anfange des Monats Decbr. auf demſelben ein. Friedrich war eigens deshalb aus Böhmen gekommen. Es fehlten ihm aber alle Eigenſchaften, welche die Menſchen hinreißen und zu großen Entſchlüſſen beſtimmen konnten.

Unendlich viel aber kam in dieſem Augenblicke auf die Beſchlüſſe der Union an. Klar und unzweideutig war es eben damals für jeden, der überhaupt etwas ſehen konnte und ſehen wollte, daß die katholiſchen Fürſten und Stände, welche in die Liga zuſammengetreten, ſich für den Kaiſer rüſteten, daß ſie gegen die Böhmen auftreten wollten. Der Kaiſer für ſich allein mit ſeiner eigenen Macht war nicht im Stande, Böhmen zu überwältigen. Der größere Theil der Lande, die er einſt ſein genannt, Oeſtreich, Ungarn, Böhmen, befand ſich in mehr oder weniger offen ausgeſprochenem Aufſtande gegen ihn. Es konnten Hülfsmittel von ihm aus allen dieſen Landen nicht gewonnen werden. Sie ſelbſt waren ihm feind, und daß er dieſe Feindſchaft mit ſeinen eigenen Heerhaufen, die Dampierre und Bouquoy befehligten, nicht würde niederwerfen können, hatte ein langer und vergeblicher Kampf bereits ſattſam erwieſen. Wenn aber die Liga für ihn zu den Waffen griff, neigte ſich die Gunſt der Zuſtände, den Böhmen gegenüber, wieder auf ſeine Seite und Böhmen ſtand in großer Gefahr. Es gab nur ein Mittel, das Gleichgewicht wieder herzuſtellen. Die proteſtantiſche Union mußte für Böhmen unter die Waffen treten.

Daß Jenes geſchehen würde, darüber hätte der Tag zu Nürnberg nicht zweifelhaft ſein ſollen. Ferdinand, von dem Gefühle durchdrungen, daß er verloren ſei, wenn die Liga nichts für ihn thue, hatte ſchon lange mit Maximilian I. von Baiern, dem Haupte derſelben, Verbindungen angeknüpft. Wie er

nach Frankfurt a. M. zur Kaiſerwahl zieht, iſt er erſt in München und gleich nach der Wahl iſt er wieder dort zu finden. In Maximilian von Baiern findet der Kaiſer den rechten Mann. Ueber alles Andere ſtehet ihm der Triumph des Katholicismus: Böhmen muß dem Kaiſer erhalten werden, weil der Sieg des Proteſtantismus im mittlern Europa ſicher iſt, wenn er es verliert. Zwiſchen der erſten und der zweiten Zuſammenkunft mit Ferdinand und während der Kaiſerwahl, im Auguſt 1619, hat der Baier-Herzog einen Bundestag zu Eichſtädt gehalten, und die geiſtlichen Herren, welche den größern Theil der Mitglieder der Liga bilden, ſind leicht für des Kaiſers Sache gewonnen und von Maximilian I. beſtimmt worden, ſich zu waffnen und zu rüſten, damit der Nothfall die Liga nicht unvorbereitet finden möge. Sind die geiſtlichen Fürſten doch ſchon um ihrer ſelbſt willen genöthiget, die Sache Ferdinands mit allem Eifer zu ergreifen. Denn geht er unter, bricht auch wohl der Katholicismus in dem Reiche noch ganz zuſammen, und was ſoll denn mit ihnen werden. Indeſſen darf hierbei nie vergeſſen werden, daß es nicht allein irdiſche Intereſſen ſind, welche die Bewegung der ganzen katholiſchen Partei entſcheiden. Der Glaubens-Eifer hat daran ſtets auch einen, nicht unbedeutenden Antheil.

Als nun Ferdinand II., nachdem er zum Kaiſer der Deutſchen gewählt worden, zum zweitenmale mit Maximilian I. zuſammenkam und die Umſtände viel drohender geworden, ſchloſſen beide 8. Octbr. 1619 einen Vertrag mit einander. Der Herzog verſprach, förmlich an die Spitze der Liga zu treten, deren Mittel und Kräfte für die Rettung des Kaiſers zu bereiten, dieſer dagegen ſollte verpflichtet ſein, dem Herzog alle Schäden zu vergüten, die er etwa während des Kampfes erreichen möchte, und ihm alle Kriegskoſten richtig zu

vergüten. Der Kaiſer mußte ſich mit ſeinem ganzen Hab und Gut hierfür verbürgen, auch verſprechen, das dem Feinde von den öſtreichiſchen Landen Entriſſene ſo lange, bis er vollkommen befriediget worden, dem Herzog zur Nutznießung zu überlaſſen. Nicht gerade aufopfern will ſich Maximilian I. von Baiern für den Kaiſer. Es möchte ihm dafür geringer Dank werden, ſo wie man ſeiner nicht weiter bedürfte. Wie nun Friedrich von der Pfalz die böhmiſche Krone wirklich genommen und die Waffen ergriffen werden mußten, wenn der Katholicismus im mittlern Europa nicht ſeine Sache verlieren ſollte, denkt Maximilian I. und die Liga immer ernſtlicher an die Kriegsbereitung. Auch die fremden katholiſchen Mächte werden von dem Baier-Herzog zum Handeln aufgefordert. Pabſt Paul V., ſo heftiger Eiferer für den römiſchen Katholicismus, als es nur von einem römiſchen Biſchof erwartet werden konnte, legt auch etwas ſpäter, 16. Januar 1620, eine allgemeine Schatzung auf die Kirchen Italiens, mit welchem Gelde auch nachmals die katholiſche Sache in Deutſchland unterſtützt worden iſt. Der ſpaniſche Hof giebt Spinola Befehl, ſich bereit zu halten.

So weit waren die Angelegenheiten gediehen, als beinahe zu derſelben Zeit, im Anfange des Decembers 1619, die Union einen Tag zu Nürnberg, die Liga einen zu Würzburg eröffnete. In Zweifel und Ungewißheit, was ſie thun ſollten, ſind die proteſtantiſchen Stände, welche überhaupt kamen, gekommen. Von den bedeutendern Fürſten ſind, außer Friedrich V. ſelbſt, Würtemberg, Baden, Heſſen, Anſpach in Perſon, Brandenburg, Braunſchweig und Baireuth nur durch Abgeordnete erſchienen. Außer Friedrich V., deſſen perſönliche Verhältniſſe hier ſo unmittelbar berührt werden, wiſſen ſie nicht, ob die Aufrechterhaltung der böhmiſchn Revolution

auch wohl für die Aufrechterhaltung des Proteſtantismus in Böhmen unbeweisbar nothwendig ſei. Sie wiſſen es nicht, weil ſie den Sachen nicht auf den Grund ſehen. Ungern ſelbſt wollen ſie ſich davon überzeugen, weil ihnen dann die Verpflichtung, eine Revolution vertheidigen zu müſſen, die offenbar zugleich auch mit gegen die fürſtliche Gewalt gerichtet, entgegentreten würde. Kaiſer Ferdinand II. iſt klug genug geweſen, zu begreifen, daß es bei dieſer Stimmung der Fürſten der Union nichts weiter bedürfe als einiger ſchöner Worte, um die Ruhe der Union zu gewinnen, welche, wie die Umſtände waren, ſchon die günſtige Entſcheidung für ihn enthielt.

Darum erſchien ein kaiſerlicher Botſchafter, Johann Georg, Graf von Hohenzollern, auf dem Unionstage mit einem Schreiben Ferdinands II., welches ſehr wichtig iſt. Er verſichert darin, daß er nie gegen die Religions-Privilegien Böhmens etwas unternommen, noch etwas gegen ſie im Sinne geführt. Zum Beweis beruft er ſich auf die feierliche Beſtätigung der Religions-Privilegien, die er den Böhmen nach dem Ableben des Kaiſers Matthias gethan. Dieſe Beſtätigung war allerdings ertheilt worden, wie bereits angeführt, aber nur in der Noth und weil Ferdinand II. auf dieſe Weiſe am ſchnellſten in den Wiederbeſitz Böhmens zu kommen gedacht, um das alte Spiel gegen den Majeſtätsbrief von neuem beginnen zu können. Da nun, fährt der Kaiſer in ſeinem Schreiben fort, die Religions-Angelegenheit hier ganz außer Betracht bleibt, iſt das Unterfangen der Böhmen nur als eine freche Rebellion zu betrachten, welche in Güte zu beſchwichtigen ſich der Kaiſer alle, jedoch vergebliche Mühe gegeben hat.

Nun aber kommt die Hauptſache. Der Kaiſer und die Katholiſchen des Reiches werden alſo wider die rebelliſchen

Böhmen zu den Waffen greifen müſſen. Die Proteſtanten müſſen in Ruhe gewiegt werden, bis man geſiegt hat und die Reformation in Böhmen vernichtet werden kann. Sie werden ſich ohne eine Bürgſchaft, daß eben gegen die Reformation in Böhmen nichts werde unternommen werden, nicht in Ruhe wiegen laſſen. Alſo giebt man ihnen dieſe Bürgſchaft in Geſtalt eines feierlichen Verſprechens mit dem feſten Vorſatze, es nicht zu halten. Der Kaiſer verſpricht in ſeinem Schreiben der Union „aufrichtig und eygentlich", auch künftig die Religion in Böhmen nicht im Geringſten zu turbiren und dem Majeſtätsbriefe in keiner Weiſe zuwider zu handeln. Das Verſprechen iſt mit gänzlichem Umſturz nicht allein des Majeſtätsbriefes, ſondern auch jeder kirchlich-religiöſen Freiheit überhaupt erfüllt worden. Zum Ueberfluß wird der Union auch noch verſprochen, daß alle Religions-Beſchwerden in dem eigentlichen Reiche abgeſtellt werden ſollten, ſchlüßlich aber die Proteſtanten erſucht, dem kaiſerlichen Worte ja mehr als den treuloſen und rebelliſchen Böhmen zu vertrauen. Friedrich V. iſt nicht der Mann, der dieſen Künſten entgegenarbeiten und die Wahrheit, welche ſich die Union auch gar nicht gern zugänglich machen wollte, aufdecken, eine Begeiſterung für ſich, die Böhmen und die Reformation, hätte herbeiführen können.

Die Zweifel und Ungewißheiten, welche die Fürſten und Stände der Union ſchon früher gehegt, werden durch das Schreiben und die Verſprechungen des Kaiſers und durch die Künſte, welche der kaiſerliche Botſchafter noch außerdem in Bewegung ſetzt, um ein Bedeutendes geſteigert. Hohenzollern verſichert, es ſei dem Kaiſer beſonders um Aufrechterhaltung des guten Friedens, um Austilgung des ſchädlichen Mißtrauens, das zwiſchen Katholiſchen und Proteſtanten obwalte, zu thun. Die Mehrung dieſer Zweifel und Ungewißheiten

erkennt man aus der Antwort, die dem Kaiſer von der Union gegeben wird. Sie nehmen zuerſt mit Dank, aber doch nicht ohne einiges Mißtrauen blicken zu laſſen, ob es damit auch aufrichtig gemeint, das Anerbieten des Kaiſers, die Religions-Beſchwerden abzuſtellen und das eingeriſſene Mißtrauen nach Möglichkeit auszutilgen, an. Sie ſtellen auf, wodurch das etwa erreicht werden könne und gedenken dabei auch Donauwörths, das nun über zehn Jahre, allen Ordnungen und Geſetzen des Reiches zum Hohn, dem Baier-Herzog überlaſſen. Darauf kommen ſie auf die wichtigern Angelegenheiten und hier iſt es beſonders, wo ihre Zweifel und Ungewißheiten hervortreten. Sie verlangen von Ferdinand II., daß er für die Entwaffnung der Katholiſchen ſorgen ſolle, ſonſt müßten ſie zu ihrer Vertheidigung ebenfalls gerüſtet bleiben. Es iſt aber klar, daß Ferdinand II. Böhmen nicht erdrücken kann, wenn die Liga entwaffnet. Die Union wünſcht alſo wohl, daß Böhmen ſtehen bleiben möge, nur will ſie ſelbſt nichts dafür thun. Wegen der böhmiſchen Angelegenheit ſelbſt äußert ſich die Union ſeltſam: die Vorgänge in Böhmen wären ihr unangenehm, unangenehm, daß ſie nicht durch friedliche Unterhandlungen beigelegt worden, unangenehm, daß der Kaiſer Truppen gegen Böhmen zuſammengezogen. Sie, die Union, würde, wenn es zum Kampfe komme und etwa die königliche Würde in Böhmen, ſonderlich in deren Erblanden, angegriffen werden ſollte, einen evangeliſchen Stand nicht ſinken laſſen, ſondern demſelben „mit erlaubter Defenſion und Rettung" beiſpringen. Hiernach ſcheinet es, als wolle die Union doch die Sache der Böhmen im Nothfall ſelbſt mit gewaffneter Hand unterſtützen. Die Widerſprüche, Zweideutigkeiten und Ungewißheiten des Schluſſes aber geben ein deutliches Bild von der unentſchloſſenen Stimmung der Fürſten und Stände.

Nur mit raſcher That konnte den Böhmen geholfen werden. Die Union, wenn ſie gerettet werden ſollten, mußte beſchließen, ſie unter allen Verhältniſſen zu vertheidigen, die Vertheidigungs-Anſtalten mußten auf der Stelle bereitet werden. Vielleicht hätte es nur eines ſolchen energiſchen Auftretens bedurft, um die Liga zurückzuſchrecken. Aber weit ſind die Fürſten und Stände der Union von einem ſolchen energiſchen Auftreten entfernt. Nachdem ſie den nurerwähnten Schluß dem Kaiſer mitgetheilt, wird eine Unions-Botſchaft an Maximilian I. geſendet.

Nicht ſchwankend, zweideutig und unbeſtimmt hat unterdeſſen der Bundestag der Liga zu Würzburg gehandelt und es dabei ſelbſt nicht verhelt, daß es Böhmen ſei, darum man handele. Maximilian I. hat kaum nöthig gehabt, die Bundes-Mitglieder in Eifer und Feuer hineinzutreiben. Schon von ſelbſt ſind ſie darin. Es wird beſchloſſen, auf das Schleunigſte ein Heer von 25,000 Streitern aufzuſtellen und ſelbſt das Gut der heiligen Kirche, wenn es die Noth erfordert, nicht zu ſchonen, alle katholiſche Stände und Gemeinheiten, beſonders aber die reichen Prälaturen in Schwaben, ſei es auch mit Zwang, noch in die Liga hereinzuziehen. Die Leitung des Ganzen wird einmüthig in die Hände Maximilians I. gelegt und ihm nach Möglichkeit in allen Stücken freie Hand gelaſſen, damit die Kräfte der Liga rechtzeitig zuſchlagen könnten.

Dieſe Schlüſſe der Liga, welche allein der Union den Blick in die Zukunft hätten eröffnen können, waren gefaßt, der katholiſche Bundestag auch ſchon auseinander gegangen, als ſich die Botſchafter von Nürnberg bei dem Baiern einſtellten. Dieſe begehrt, daß allen Religions-Beſchwerden der Proteſtanten ein Ende gemacht und die Liga die Waffen niederlege

Binnen zwei Monaten erwarte man hierauf eine völlig befriedigende Antwort. Würde ſie nicht gegeben, ſo werde ſich die Union zu bewahren und die wahre und allein ſeligmachende Religion zu beſchützen wiſſen. Böhmens wird in dieſer Botſchaft nicht ausdrücklich gedacht. Friedrich von der Pfalz aber wird in dem Schreiben ſtets König von Böhmen genannt, und wenn die Liga, wie hier begehrt wird, die Waffen niederlegt, ſo bleibt er es ja wohl auch. Die Union ſchien wieder zu beſſern Entſchlüſſen gekommen zu ſein. Die Botſchaft an Maximilian I. lautete faſt drohend und energiſch. Der Herzog von Baiern aber wußte, daß hinter dieſer faſt drohenden und energiſchen Sprache nur Zweifel, Unentſchloſſenheit und Halbheit ſtanden. Geſchickt benutzte er den Umſtand, daß die Union ſelbſt der Liga zwei Monate Zeit zu einer entſcheidenden Erklärung gelaſſen. Dieſe Zeit konnte zu den Rüſtungen benutzt werden. War man dann gerüſtet, ſo konnte eine kühnere Sprache geführt werden. Alſo antwortete Maximilian I. nur, und immer noch in den mildeſten Tönen, die er finden konnte, daß die Abſtellung der Beſchwerden, deren Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit er wolle dahin geſtellt ſein laſſen, nicht von ihm, ſondern von dem Reiche abhange, daß die Entwaffnung der Liga ebenfalls nicht von ihm, ſondern von dieſer ſelbſt abhange, wobei er aufrichtig genug war, es gleich im Voraus zu ſagen, daß eine ſolche Entwaffnung ſchwerlich von der Liga würde beſchloſſen werden. Im Uebrigen wolle er einen Bundestag berufen und der Union die verlangte Erklärung binnen zwei Monaten zukommen laſſen. Unter dieſen Vorgängen war Friedrich V., der eine faſt trübſelige Rolle in ihnen geſpielt, wieder nach Böhmen zurückgegangen. Alle Hoffnung, daß die Union, oder doch ein Theil derſelben für ihn entſcheiden werde, war noch nicht verloren.

Eine ſolche Unterſtützung war um ſo dringender nothwendig, als in Böhmen ſelbſt die Lage der Dinge übel war und durch die Thorheit Friedrichs immer übler gemacht ward. Der Mangel an Umſicht und Einſicht, welchen die böhmiſchen Herren ſchon durch die Wahl dieſes Königs bewieſen, tritt allenthalben hervor. Sie meinen durch die Aufſtellung eines neuen Königs genug gethan zu haben. Der müſſe ſie nun mit Hülfe der Union beſchirmen, unterdeſſen könnten ſie ruhig ſchlafen, banquetiren und gute Tage haben. Wenn ſie Geld geben ſollten, klagten ſie, daß ſie nichts beſäßen und ſo konnte das Heer nicht ordentlich beſoldet werden. Es fehlte demſelben in der Regel an nichts wenigerm als an Allem. Friedrich that in Beziehung auf den Krieg, was er thun konnte. Auf eigene Koſten verſtärkte er das Heer um 7000 Mann. In anderen Dingen aber verfuhr er ohne Sinn und Verſtand.

Ein Verſuch, den er noch am Ende dieſes Jahres machte, das böhmiſche Lutherthum auf calviniſchen Fuß umzugeſtalten, regte die böhmiſchen und die deutſchen Lutheraner auf das Heftigſte auf. Im Jahr 1620 erlaſſen lutheriſche Prediger Böhmens einen Angſt= und Hülferuf an die Deutſchen. Der Glaube der Calviniſchen iſt darin auf völlig gleiche Linie mit dem türkiſchen geſtellt. Daß der reine, lutheriſche Glaube an den calviniſchen Widerchriſt, ſiebenmal ſchlimmer als der papiſtiſche, verkauft werde, möchten die Deutſchen nicht dulden. Heftig klagen ſie über Ränke, Kniffe und Schwänke der Calviniſchen, die unter dem Vorwande, daß ſie das Pabſtthum vernichten wollten, nur auf den Untergang des allein ſeligmachenden Chriſten=Glaubens, der im Lutherthume wohne, ſännen. Es hat die Lutheriſchen auch heftig verletzt, daß die Calviniſchen bei Herauswerfung der katholiſchen Heiligenbilder

aus den Kirchen das Bild des Heilands auch mit herausgewieſen. Die deutſchen Lutheraner haben aber nicht nöthig von den böhmiſchen aufgeregt zu werden. Ein Schrei des Unwillens iſt ſo überlaut bei ihnen hervorgebrochen. Von allen Seiten rathen die Prediger und Gelehrten den Fürſten, um Gotteswillen nichts beizutragen für den Triumph des calviniſchen Widerchriſts. Die Fürſten und Stände aber waren ſchon an ſich ſelbſt dazu ſehr geneigt. Wie konnte die Sache des geſammten Proteſtantismus gedeihen, wenn die Proteſtanten ſelbſt ſein Weſen ſo hart verkannten. Friedrich V. verwirrte und erbitterte anderwärts und in Böhmen die Gemüther durch ſolche calviniſche Beſtrebungen, während er den böhmiſchen Adel dadurch verletzte, daß er den Oberbefehl über das Heer nicht einem Böhmen, wie dem Grafen von Thurn, der wohl darauf Anſprüche hatte, ſondern einem Deutſchen, dem Fürſten Chriſtian von Anhalt, übertrug. Unterdeſſen ward die Ausſicht auf ausheimiſche Hülfe in demſelben Maße geringer als ſie nothwendiger ward.

Auf der einen Seite ward Bethlen Gabor, der Fürſt von Siebenbürgen, immer unzuverläſſiger, zweideutiger und ſeltſamer. Auf dem Presburger Reichstage war endlich von den Botſchaftern Friedrichs für die böhmiſchen Lande mit Oeſtreich und mit Ungarn 15. Januar 1620 ein Bündniß abgeſchloſſen worden. Kein Theil ſoll fürderhin einen Krieg, es möge derſelbe offenſiver oder defenſiver Natur ſein, ohne den anderen beginnen. Jeder Theil hat dem andern, wenn er angegriffen wird, ſofort beizuſpringen. Keiner darf für ſich allein Waffenſtillſtände oder andere Tractate mit einem Feinde ſchließen. Welcher Fürſt dieſen Bund aufgeben oder verletzen wird, deſſen Stände ſind des Eides der Treue quitt und ledig. Das naheſte und engſte Verhältniß ſoll zwiſchen den confóderirten Landen

eintreten, Streitigkeiten unter ihnen ſtets nur auf friedlichem Wege und auf der alle fünf Jahre abzuhaltenden General-Verſammlung geſchlichtet werden. Offenbar war dieſe Conföderation böhmiſcher Seits mit der Erwartung geſchloſſen, daß nun Bethlen Gabor, der in der Urkunde „Fürſt oder König von Ungarn" genannt wird, offen gegen den Kaiſer auftreten, ſich des ungariſchen Reiches eben ſo bemeiſtern ſollte, wie Friedrich mit dem böhmiſchen gethan. Auch ſcheinet, außer Ungarn wollte Friedrich noch Oeſtreich dem Fürſten ebenfalls überlaſſen. Aber ſchon ſind Geſandte Ferdinands II. mit den beſten und ſchönſten Verſprechungen eingetroffen: Alle politiſche Freiheiten ſollen künftig pünctlich gehalten, die Beſchwerden der ungariſchen Proteſtanten nach dem Sinne des Wiener Religions-Friedens abgeſtellt werden. Für Bethlen Gabor brachten ſie den Titel eines Fürſten mit. Der Siebenbürge hatte, w e es ſcheint, ſeitdem ihm nun einmal die böhmiſche Krone entgangen war, alle ſeine früheren Entwürfe aufgegeben oder war wenigſtens zweifelhaft und ungewiß geworden. Am Tage darauf, nachdem der Bund mit Böhmen geſchloſſen worden, ſchließt Bethlen Gabor einen Tractat mit dem Kaiſer, der als ein Schlag für die böhmiſche Sache betrachtet werden muß.

Bethlen Gabor ſchloß mit Kaiſer Ferdinand II. einen Tractat, der beſonders für den erſten Anblick in jeder Beziehung ſeltſam erſcheint. Es ſoll zwiſchen dem Kaiſer einerſeits und den Ungarn andererſeits ein Waffenſtillſtand eintreten. Während deſſelben ſoll ein ungariſcher Reichstag gehalten und auf demſelben alle Beſchwerden der Ungarn abgeſtellt werden. Dieſer Waffenſtillſtand ſoll auch auf Böhmen und die andern föderirten Provinzen ausgedehnt und der Fürſt wird ſeine beſten Dienſte dazu anwenden, damit allenthalben die Waffen niedergelegt und ein billiger

und gerechter Friede gewonnen wird. Dem Abſchluſſe des Tractates voraus ſind gegenſeitige Verſprechungen gegangen. Ferdinand II. verſpricht dem Fürſten die ſchleſiſchen Herzogthümer Oppeln und Ratibor und vier ungariſche Geſpannſchaften zur Einverleibung mit dem Fürſtenthum Siebenbürgen für ewige Zeiten, acht andere zu lebenslänglichem Beſitz. Dagegen hat Bethlen Gabor gelobt, alle andere Theile Ungarns wieder zu räumen und erklärt, daß er nur zu den Waffen gegriffen, um die Rechte, Freiheiten und Privilegien der Reiche von Ungarn und Böhmen zu ſchützen. Dieſes wolle er auch fernerhin, aber ohne ſelbſtſüchtige Entwürfe, weshalb er auch die ihm feierlich angebotene Krone Ungarns abgelehnt und geſonnen ſei, ſeinen Zweck, der nur die Aufrechthaltung der Freiheiten obengenannter Reiche ſei, lieber durch friedliche Unterhandlungen zu erreichen. Deshalb habe er die von dem Kaiſer ihm gemachten Anerbietungen bereitwillig angenommen, werde und wolle nicht Fleiß und Anſtrengung ſcheuen, um die in Ungarn, Oeſtreich und Böhmen zwiſchen Kaiſer und Ständen entſtandenen Zwiſtigkeiten durch heilſame Unterhandlungen in Gutem beizulegen.

Seltſam in aller Beziehung erſcheint dieſer Tractat, wenn man ſich fragt, was Bethlen Gabor mit demſelben beabſichtigte, da er doch etwas überhaupt damit beabſichtigen mußte. Es ſcheinet, er meinte, durch ſeine Dazwiſchenkunft werde es noch möglich ſein, den Ausbruch des Krieges zwiſchen Böhmen und dem Kaiſer abzuwehren. Es war ihm, da er ſelbſt einmal nicht König in Böhmen geworden, ziemlich gleichgültig, wer es dort nun überhaupt ſei, ob Ferdinand, ob Friedrich, wenn nur der proteſtantiſche Glaube in dieſem Reiche erhalten ward. Auch Ungarn hatte nun keinen Werth mehr für ihn. Ein uns aufbehaltenes, dem König Friedrich von

Böhmen eingereichtes Gutachten über die damalige Lage der Dinge iſt eben derſelben Anſicht über Bethlen Gabor und ſeine Entwürfe. Eigentlich, wird in demſelben geſagt, habe er König von Böhmen und Ungarn werden wollen. Daß er König von Böhmen nicht geworden, ſei nicht allein der Grund ſeines zweideutigen Benehmens gegen Böhmen, ſondern auch der Grund ſeines zweideutigen Benehmens in Ungarn. Denn er habe gemeint, und wohl mit Recht, daß er gegen Türken, Polen und den Kaiſer ſelbſt Ungarn nicht werde vertheidigen können, wenn er nicht zugleich auch König von Böhmen ſei. Die Anſicht, welche in dieſer Schrift Bethlen Gabor zugeſchrieben wird und welche er ſicher auch hatte, muß nun ſein zweideutiges und beſonders für den erſten Anblick auch ſeltſames Benehmen uns erklären. Er iſt nun perſönlich bei der ganzen Sache nicht weiter intereſſirt. Es kann ihm nur noch auf die Aufrechterhaltung des Proteſtantismus in Ungarn und Böhmen ankommen. Bethlen Gabor ſelbſt iſt Calviniſt. Der Kaiſer hat die Geſinnungen und die Gedanken des Fürſten wohl durchſchaut und ſie eben ſo wohl ſchnell benutzt. Er verſpricht, alle Freiheiten und Privilegien Ungarns von neuem ſicher zu ſtellen, verſprach gewiß auch, wie es ja bei den deutſchen Proteſtanten bereits geſchehen, die kirchlich-religiöſen Freiheiten Böhmens nicht zu ſchädigen. Hierdurch wollte er nicht allein Waffenruhe von dem Fürſten gewinnen, ſondern auch erreichen, daß neue Zweifel und Ungewißheiten in die Seelen aller derer kommen möchten, die etwa noch geneigt, ſich für der Böhmen Sache zu erheben. Denn wer ſoll ſich noch für ſie erheben, wenn von einer friedlichen Ausgleichung zwiſchen dem Kaiſer und den Böhmen die Rede iſt. Ja es beabſichtigt der Kaiſer ſicher damit auch, ſogar nach Böhmen ſelbſt, zwiſchen die Stände und Friedrich Mißtrauen und Spannung zu werfen.

Denn eine friedliche Ausgleichung zwiſchen dem Kaiſer und Böhmen iſt ja wohl in keiner anderen Weiſe als dadurch zu erreichen, daß die Böhmen den neugewählten König Friedrich wieder fallen laſſen. Daß eine gütliche Vereinigung wirklich erreicht werden könnte, glaubt Ferdinand II. ſelbſt ſicher nicht. Aber durch die Ausſicht darauf will er unter alle ſeine Gegner Ungewißheit, Zweideutigkeit und Mißtrauen werfen, bis die Liga mit ihren Rüſtungen fertig und er Böhmen mit denſelben niederwerfen kann. Als Sieger wird und will er aller gethanen Verſprechungen vergeſſen.

Die ungariſchen Stände ſcheinen gleich vom Anfange herein die auch nur vorübergehende Meinung des Fürſten, daß in friedlicher Weiſe von Ferdinand etwas zu erreichen ſei, nicht getheilt zu haben. Sie erklären den Waffenſtillſtand und Tractat, den Bethlen Gabor mit dem Kaiſer geſchloſſen, für unvereinbar mit der Föderation, in welche man eben erſt mit den Böhmen getreten. Und als der Fürſt doch mit dem Kaiſer abgeſchloſſen, beſchließen ſie ihrerſeits, daß man auf alle Fälle gerüſtet bleiben, für Freiheit, Religion und Vaterland leben und ſterben wolle, mit den deutſchen Fürſten, mit Böhmen, ſelbſt mit der Pforte Verbindungen angeknüpft werden müßten. Für das Innere Ungarns wollen ſie, daß die katholiſche, calviniſche und lutheriſche Kirche in voller Freiheit und Gleichheit neben einander beſtehen, nur Jeſuiten in keiner Weiſe in dem Lande geduldet werden ſollten. Die Ausführung und Handhabung dieſer Schlüſſe ward dem Fürſten überwieſen. Damit ging im Februar der ungariſche Reichstag auseinander, jedoch nur um bald wieder zu Neuſohl zuſammenzukommen.

Die Wendung der Angelegenheiten in Ungarn war aber für Friedrich von Böhmen ein nicht geringer Nachtheil. Denn

an die Stelle eines offenen Feindes, welchen der Kaiſer in dem Fürſten von Siebenbürgen bis jetzt gehabt, durch welchen er von einer Seite her beſchäftiget und bedrängt worden, war nun ein ſeltſamer Vermittler getreten, der die Waffen ruhen ließ, den Kaiſer von dieſer Seite vor der Hand nicht weiter bedrängte. Bethlen Gabor begann nun in der That ſein Friedens-Vermittelungs-Geſchäft, welches zu keinem Ende führen konnte, nach Kaiſer Ferdinands II. Abſicht auch zu einem ſolchen Ende nicht führen ſollte. Denn er wollte immer nur mit den Böhmen unterhandeln, nicht mit ihrem neuen König Friedrich, den er nie anerkannte. Böhmen wollte er wieder haben, Friedrich ſollte weichen. Darauf wollten die Böhmen nicht eingehen und ſo mußten ſich alle friedliche Unterhandlungen zerſchlagen. Indeſſen verlief eine geraume Zeit unter dem fruchtloſen Hin- und Herverhandeln und Kaiſer Ferdinand erreichte damit wenigſtens, daß unter alle denen, die ihm entgegenſtanden, die Halbheit, die Unentſchloſſenheit, der Zweifel und die Ungewißheit größer ward.

Trübe und finſter war das Jahr 1620 für Friedrich V. heraufgezogen. Des Kaiſers Sachen aber nahmen eine immer günſtigere Geſtaltung an. So günſtig war die Wendung der Dinge für ihn geworden, daß er, beinahe zu derſelben Zeit, wo Bethlen Gabor ſein fruchtloſes Vermittelungsgeſchäft begann, ſchon ziemlich offen mit ſeinen Gedanken hervortrat. Am 29. Januar 1620 machte er eine weitläuftige Schrift gegen die Böhmen bekannt. Noch einmal ſpricht der Kaiſer in derſelben aus, daß die Böhmen ſonder allen Grund, indem ihre Privilegien und Freiheiten, namentlich der Majeſtätsbrief, nie von ihm verletzt worden, eine freche Revolution gegen ihn begonnen. Da ſie nun alle friedliche Anträge, die er entweder ſelbſt gethan oder durch andere thun laſſen, alle Einigungs-

und Verſöhnungs-Verſuche zurückgewieſen, zu einer neuen Königswahl vorgeſchritten, die null und nichtig an ſich ſelbſt ſei, ſo werde er ſeiner Rechte mit Zwang und Gewalt wahren, die unter dem Deckmantel der Religion gemachte Revolution zu ſtrafen wiſſen. Noch einmal wird das Verſprechen ausgeſprochen, daß nichts deſto weniger die Religions-Privilegien, und beſonders der Majeſtätsbrief, unverkürzt würden von ihm erhalten werden. Am Schluſſe der Schrift wendet ſich der Kaiſer an die deutſchen Fürſten: ſie möchten das von den Böhmen gegebene ärgerliche Beiſpiel frechen Aufſtandes der Unterthanen gegen die fürſtliche Gewalt wohl bedenken und daſſelbe zu eigenem Schaden nicht etwa unterſtützen. Nichts liege dem Kaiſer mehr am Herzen als die Aufrechterhaltung des hochtheuren Religions-Friedens und der allgemeinen Ruhe. Dieſe täuſchungsvollen Reden waren ſichtbar darauf berechnet, die Beſorgniſſe der deutſchen Proteſtanten, als handle es ſich in Böhmen auch um den Proteſtantismus, immer mehr zu zerſtreuen und ſie auf ſo lange Zeit, bis Kaiſer und Liga mit den Waffen würden ſprechen können, in Ruhe zu wiegen.

Nur zu gut gelangen auch dieſe Künſte bei den deutſchen Fürſten. Es ward aber auch dafür Alles in Bewegung geſetzt. Durch den Landgrafen Ludwig von Heſſen-Darmſtadt, den er ganz für ſich gewonnen, hatte der Kaiſer Verbindungen mit Johann Georg I., Kurfürſten von Sachſen, noch ehe jene Schrift erſchien, anknüpfen laſſen. Die wiederholte Verſicherung, daß es ſich in Böhmen nicht um Kirche und Glauben handele, ſondern nur um eine Staats-Sache, wirkte bei dem Kurfürſten um ſo mehr, als die Erhebung Friedrichs auf den böhmiſchen Thron ſeinen Neid erregt, der Triumph des Calvinismus, auf den dieſer zu denken ſchien, ihn erbitterte, endlich in ſeinem Herzen eine ſtrenge Achtung vor dem

gewöhnlichen Rechte wohnte. Auch mag wohl ſein, daß jetzo ſchon die Lauſitz dem Sachſen verſprochen worden, wenn er nicht allein neutral bleiben, ſondern ſelbſt für den Kaiſer und gegen Böhmen zu den Waffen greifen wolle. Hierüber muß indeſſen erſt ſpätere nähere Verſtändigung getroffen werden. Vor der Hand gewinnt der Kaiſer die Sicherheit, daß der Kurfürſt, den eine Streitmacht, die faſt allein die Liga in Schach hätte halten können, bedeutend macht, neutral in dem bevorſtehenden Kampf bleiben wird. Das Beiſpiel Sachſens wird wohl den ganzen ober- und niederſächſiſchen Kreis beſtimmen. Die proteſtantiſche Union iſt dann in ſich ſelbſt gebrochen und kaum weiter zu fürchten. Dieſe Umſtände haben den Kaiſer ermuthiget, mit der harten Erklärung gegen die Böhmen, deren eben gedacht worden, hervorzutreten.

Der Kurfürſt von Sachſen hatte zu einer näheren Vereinigung mit dem Kaiſer und damit die ober- und niederſächſiſchen Stände wenigſtens zur Neutralität in dem bevorſtehenden Kampfe bewogen würden, noch eine Bedingung geſetzt. Der Kaiſer und die Katholiken müßten dieſen Ständen den ruhigen und ſichern Beſitz der geiſtlichen Güter, welche zum Theil trotz des geiſtlichen Vorbehalts in proteſtantiſche Hände gekommen, garantiren und gewährleiſten. Auch hierüber wurden dem Kurfürſten befriedigende Erklärungen gegeben. Es ſollte eine Verſammlung der angeſehenſten Reichsfürſten zu Mühlhauſen gehalten, auf derſelben die geforderte Gewährleiſtung in beſtimmter Form gegeben werden. Weder dem Kaiſer noch den Häuptern der katholiſchen Partei kam es auf einige Verſprechungen mehr oder weniger an. Erlangte man dadurch nur, daß man in eine Lage und Verfaſſung hineinkam, welche die Macht ſchaffte, ſich über dieſe Verſprechungen hinwegſetzen zu können, ſo wie man das nur ſelbſt wollte.

Um Sachſen, die Union, beinahe Alle, die etwa noch eine halbe Luſt hatten, für Böhmen und Friedrich V. aufzutreten, in Ruhe zu bringen, brauchte man nur noch einige recht feierliche Angelöbniſſe zu geben. Sie waren ja ſo ehrlich zu meinen, daß es damit ehrlich gemeint ſei. Zuerſt antwortete nun die Liga, nachdem die zweimonatliche Friſt bereits verlaufen, am Anfange des März-Monats, auf die Anforderungen der Union. In dieſer Antwort wird zunächſt die Waffenrüſtung der Katholiſchen dargeſtellt als nur beſtimmt zur Vertheidigung, auch nicht von ihnen, ſondern von proteſtantiſcher Seite begonnen. Beweglich ſtellen ſie die Noth dar, welche beſonders die Lande der geiſtlichen Herren vom Durchzuge der Truppen proteſtantiſcher Fürſten erlitten. Um des lieben Friedens ſelbſt willen und ſo lange die Widerpart daſſelbe thue, ſo lange die Unruhen in Böhmen, Ungarn und Oeſtreich fortdauerten, von denen ja das ganze Reich bedroht ſei, müßten ſie unter den Waffen bleiben. Damit iſt die erſte Forderung der Union, daß die Liga entwaffnen ſolle, umgangen und abgewieſen. Was die zweite betrifft, ſofortige Abſtellung aller Religions-Beſchwerden, ſo wundert ſich die Liga in ihrer Antwort gewaltig darüber, daß von ihr die Entſcheidung ſo verworrener Angelegenheiten begehrt werde, die doch nur von der geſammten Reichs-Verſammlung entſchieden werden könnten. Doch verſprach ſie mittelbar ihre guten Dienſte, denn es iſt ihr auf der ganzen Welt nichts lieber und theurer als die Aufrechterhaltung des Friedens im Reiche und die Vertilgung alles böſen Mißtrauens.

Die Union mußte damals ſo ſchon als innerlich aufgelößt betrachtet werden. Die Einen fürchteten in der böhmiſchen Sache nur den calviniſchen Widerchriſt zu unterſtützen und meinten ſo, daß ſie ſich aller Theilnahme fern halten müßten,

die Andern glaubten, daß der Proteſtantismus bei dieſer Angelegenheit ganz ungefährdet ſei. Ja nicht Neutralität allein, Hülfe ſogar konnte man von einem der mächtigſten proteſtantiſchen Fürſten des Reiches erwarten. Johann Georg I. von Sachſen war dazu geneigt, nur mußte man ihn noch durch beſondere Verſprechungen beſtimmen und gewinnen. In demſelben Monat März ward eine Zuſammenkunft zu Mühlhauſen zwiſchen Baiern, Köln und Mainz einer=, Kur=Sachſen und Heſſen=Darmſtadt andererſeits gehalten. Erſtere, die Katholiſchen, ſtellten hier dem Kurfürſten für ſich und den ganzen ober= und niederſächſiſchen Kreis eine Verſicherungs=Urkunde zugleich für ſich und im Namen aller katholiſchen Stände überhaupt aus, daß ſie in gemeldeten Kreiſen die Proteſtanten, dafern ſie es nur in der böhmiſchen Sache und künftigen ähnlichen Fällen mit Kaiſer und Reich halten würden, in den Beſitz der eingezogenen geiſtlich=katholiſchen Stifter und Güter nicht allein nicht ſchädigen, ſondern darin ſogar beſchützen wollten, wobei ſie jedoch für die Zukunft den geiſtlichen Vorbehalt für fortbeſtehend und bindend erklären. Dieſelben katholiſchen Stände, welche, der Union gegenüber, ſo eben erklärt, daß ſie ja in Reichs=Sachen nichts für ſich entſcheiden könnten, geben ſogleich darauf, dem Sachſen gegenüber, doch eine ſolche Entſcheidung, ſattſam hierdurch ſchon ihre Liſt und Zweideutigkeit zu erkennen gebend. Die proteſtantiſchen Fürſten und Stände aber wollen dieſe nicht ſehen und der Kurfürſt von Sachſen, deſſen Entſchluß wohl ganz Ober= und Nieder=Sachſen folgen wird, iſt mit der gegebenen Entſcheidung vollkommen zufrieden. Seit dieſer Zeit mag Johann Georg I., beruhiget wegen der katholiſchen Stifter, die Sachſen eingezogen, durch dieſe Erklärung, beruhiget wegen der Sache des ganzen Proteſtantismus durch viele

andere und feierliche Erklärungen, gelockt von der Ausſicht, einen Theil des böhmiſchen Reiches zu gewinnen, auch beunruhiget durch eine nahe Verbindung, die ſich zwiſchen Friedrich von Böhmen und Sachſen-Weimar geſtaltet, ſich entſchloſſen haben, für den Kaiſer die Waffen zu ergreifen.

Die Mühlhauſer Verſammlung erläßt ein drohendes Schreiben an den neuen König von Böhmen: er ſoll dem Reiche Böhmen, das dem Kaiſer wider Gott und Recht genommen, entſagen und es ſofort wieder räumen. Sie, die zu Mühlhauſen verſammelten Fürſten, werden nicht dulden, daß das Recht gekränkt werde, daß von Böhmen aus ein Brand entſtehe, der vielleicht ſogar dem türkiſchen Erzfeind Thor und Thür zum Reiche erſchließen könne. So redete nun die Liga jetzo eine ganz andere Sprache als noch vor kurzer Zeit. Nicht zur Vertheidigung iſt ſie unter die Waffen getreten, ſondern um dem Kaiſer Böhmen wieder zu gewinnen. Sie kann den früher aufgeſtellten Vorwand fallen laſſen und offen mit ihren Entwürfen hervortreten. Die proteſtantiſchen Fürſten ſind ja durch viele Verſprechungen und Angelöbniſſe in Ruhe gewiegt, und einer von ihnen will ſelbſt für den Kaiſer zu den Waffen greifen. Sie meinen ja, es handele ſich in Böhmen gar nicht um den Proteſtantismus. Maximilian I. von Baiern aber entwickelte unter dieſen Verhältniſſen eine große Thätigkeit, damit der Erfolg geſichert werde. In Madrid und in Rom trieben ſeine Botſchafter um Hülfe an Geld und Truppen. In die Liga herein wurden noch alle katholiſche Stände gezogen und ihre Rüſtungen mit großem Eifer betrieben. In Baiern ſelbſt hatte der Kurfürſt eine vortreffliche National-Miliz ſchon ſeit langer Zeit aufgerichtet, die beſtimmt war, das Land ſelbſt zu vertheidigen, wenn das eigentliche Heer in fernen Landen ſein würde.

Zum Ueberfluß ſchrieb die Mühlhauſer Verſammlung auch noch an die böhmiſchen, ungariſchen und öſtreichiſchen Stände, ernſtlich und drohend ſie auffordernd, ſich wieder in Gehorſam dem Kaiſer, ihrem Herrn, zu fügen. Die Union wird ermahnt, die böhmiſche Rebellen-Sache nicht zu unterſtützen und Kaiſer Ferdinand II. erläßt bald darauf ſogar einen offenen Befehl an Friedrich V. von der Pfalz, das mit höchſtem Unrecht genommene Böhmen zu räumen. Trefflich verſteht es die katholiſche Partei, dem neuen König von Böhmen alle ausheimiſche Hülfe, auf die er gezählt, zu entwinden. Friedrich war im Februar 1620 zuerſt nach Mähren, dann nach Schleſien gegangen, um die Huldigung zu empfangen. Die katholiſchen Stände Schleſiens, die Herzöge von Troppau und Teſchen und der Fürſtbiſchof, Erzherzog Karl, der nach Polen entwichen, weigerten ſie. Den ſchleſiſchen Calviniſten bewilligte Friedrich 5. März 1620 einen Majeſtätsbrief, worüber wieder die Lutheraner höchſt unzufrieden waren. Friedrich kehrte nach Böhmen zurück und ein Landtag ward zu Prag 25. März 1620 eröffnet. Wie zweifelhaft und unſicher die Sachen in Böhmen ſelbſt ſtanden, geht deutlich aus einer ſchon oben erwähnten Schrift hervor. Sie enthält die Rathſchläge eines Zeitgenoſſen an Friedrich, wie er ſich unter dieſen ſchweren Zeitläuften zu betragen habe. Die Böhmen, beſonders die Landherrn und der Adel mit ihrer Zügelloſigkeit, Frechheit, unabhängigen Sinne können kaum als Freunde, geſchweige denn als Unterthanen Friedrichs angeſehen werden. Sie haben ſich ſchon verlauten laſſen, auch dieſen König könnten ſie wieder vertreiben und ſich noch einen andern erkieſen. Der Rathgeber meinet, Friedrich ſolle ſich noch gar nicht als König betrachten, ſondern gleichſam nur als einen eingeſetzten Baum, der, bis er eingewurzelt, ſich durch Nebenſtangen erſt befeſti-

gen müſſe. Es meint derſelbe ferner, Friedrich könne die übergroßen Freiheiten der böhmiſchen Stände nicht dulden. Bedingungen hätten ſie ihm geſtellt, die Friedrich zum Leibeigenen machten. Der König ſolle ſich der vornehmſten Böhmen mit guter Manier entledigen, dem Adel und den Städten ſchlau und allmälig ihre Freiheiten entwinden. Friedrich hatte nun wohl keine Zeit, an ſo große Dinge zu denken, aber beinahe ſcheint es, der böhmiſche Adel argwohnte, daß am Hofe Entwürfe gegen die ſelbſtgemachten Freiheiten der Stände aufkommen möchten, wenn Friedrich nur erſt durch einen glücklichen Kampf gegen den Kaiſer recht feſten Fuß in Böhmen gewonnen. Darum waren ſie ſo laß und ſo lau in der Vertheidigung ſeiner Sache, von welcher ſie thöricht verkannten, daß ſie zuletzt mehr ihre eigene als die Sache Friedrichs ſei.

So müſſen ſich allenthalben die Dinge günſtig für Kaiſer Ferdinand II. ſtellen und von vielen Seiten darauf hingewirkt werden, daß der große Triumph des Proteſtantismus, der durch die böhmiſche Revolution Anfangs herbeigeführt zu werden ſcheinet, in das Gegentheil, in Rückſchreiten des Proteſtantismus, überſchlägt. Die böhmiſchen zu Prag verſammelten Stände ſcheinen indeſſen doch zu fühlen, daß auch von ihnen etwas geſchehen müſſe. Es wurden Steuern für den Krieg angeordnet, die Stände übernahmen ſogleich ſelbſt die Zahlung nicht unbedeutender Summen, und bei feindlichen Einbrüchen in das Land ſollte alles Volk zu den Waffen greifen. Dem König ward aufgegeben, die Föderation mit Ungarn und Oeſtreich feſtzuhalten und eine Botſchaft an den Groß-Türken zu ſenden. Zwei böhmiſche Botſchafter, Johann von Köln und Samuel Gſchin von Bezdiczy, finden ſich auch bald darauf in Konſtantinopel, ja auch ein Bote des Groß-Türken,

Mehemed Baſſa, kommt in Prag an. Indeſſen gewinnt man durch die Verbindung mit dem Erbfeinde der Chriſtenheit, der eben damals mit Polen beſchäftiget, weiter nichts als daß Alles, und beſonders die deutſchen Proteſtanten, denen Vereinigung mit den Türken ein Gräuel der Verwüſtung iſt, die Herzen noch mehr von der Böhmen Sache abwendet. Im Uebrigen erfüllen die böhmiſchen Stände noch einen Lieblingswunſch ihres neuen Königs. Sie wählen deſſen älteſten Sohn, Friedrich Heinrich, zum künftigen König.

Noch andere Dinge, die nicht ohne Bedeutung waren, gingen auf dem Prager Landtage, der die Abgeordneten aller vier böhmiſchen Lande umſchloß, vor ſich. Bethlen Gabor hatte ſich geraume Zeit gemühet, auch zwiſchen Böhmen und dem Kaiſer einen Waffenſtillſtand zu Wege zu bringen, der zu Friedens-Unterhandlungen benutzt werden ſollte. Aber er hatte, obwohl eine Art von thatſächlichem Waffenſtillſtand zwiſchen Böhmen und dem Kaiſer eingetreten, doch für den Frieden weder auf der einen, noch auf der andern Seite Bereitwilligkeit gefunden. Friedrich mußte fürchten, daß er ſelbſt das Opfer eines ſolchen Friedens werden könne und hatte daher keine Bereitwilligkeit für die Unterhandlungen gezeigt. Ferdinand II., dem Kaiſer, ward es mit dem Frieden um ſo geringerer Ernſt, je günſtiger ſich die Ausſichten ſonſt für ihn geſtalteten. Er wollte mit den Verhandlungen höchſtens Zeit gewinnen. Darum hatte er zwar einen freien Geleitsbrief für böhmiſche Bevollmächtigte ausgeſtellt, Friedrichs aber in demſelben gar keine Erwähnung gethan. Deshalb hatten die Böhmen wieder Alles von der Hand gewieſen. Bethlen Gabor hatte nun den Gedanken, auf dieſem Wege zum Ende zu kommen, ſelbſt faſt wieder aufgegeben. Fühlend, daß er ſich doch ſelbſt, und ſogar in ſeinem eigentlichen Fürſtenthume

Siebenbürgen, Preis gebe, wenn er das Uebergewicht ganz in die Hände des Kaiſers gerathen und die Böhmen fallen laſſe, nähert er ſich dieſen wieder, ſendet einen Theil ſeines Heeres an die Grenzen von Mähren, um den Böhmen beiſpringen zu können. Seine Botſchafter, Emerich Thurzo, Michael Boſſanyi und Joachim Magdeburger, waren vor den böhmiſchen Ständen zu Prag erſchienen. Zwar ermahnten ſie allerdings noch die Böhmen zu Waffenſtillſtand und Friedensverhandlungen, aber es ſcheinet das beinahe nur um der öffentlichen Meinung willen geſchehen zu ſein. Es ſollte ſcheinen, als habe man alles Mögliche für den Frieden gethan; die Blutſchuld falle nun beſonders auf Kaiſer Ferdinand II. Weit mehr redeten die ungariſchen Boten von Bündniſſen und Anſtalten, die für den nahen und unvermeidlichen Krieg nothwendig. Auch luden ſie die Böhmen ein, in ihren Abgeordneten auf dem Landtage zu Neuſohl zu erſcheinen, welcher für ihr Reich ausgeſchrieben worden. Demgemäß nun ward die Urkunde des Bundes zwiſchen dem böhmiſchen und dem ungariſchen Reiche, ſchon früher aufgeſetzt, aber nicht vollzogen, feierlich unterzeichnet und die Diplome am 26. April 1620 ausgewechſelt. Damit ſchien Bethlen Gabor ſichern Schrittes in eine Bahn einzuſchreiten, auf der er bis jetzt nur zögernd, zweideutig und ungewiß gegangen. Seine Feindſchaft gegen Kaiſer Ferdinand II. war nun beinahe eben ſo offen und unzweideutig ausgeſprochen als die Feindſchaft der Böhmen. Der Krieg, welcher dieſen bevorſtand, ſchien nun auch der Krieg Bethlen Gabors werden zu müſſen. Und in der nächſten Zeit war es, als wollte dieſe neue Hoffnung für die böhmiſche Sache ſich bedeutend ſtärken. Die Ungarn eröffneten am 31. Mai 1620 ihren Landtag zu Neuſohl. Die Abgeordneten aller böhmiſchen Lande waren zugegen und der

Ungarn Stimmung gegen Ferdinand II. eben ungemein bitter. Denn es waren wieder polniſche Krieger mit Brand, Verheerung und Mord in Ungarn eingebrochen. In dieſen Augenblicken ſtand der Ausbruch des Krieges gegen die Böhmen ſchon ganz nahe bevor, denn ſchon im Monat Juli beginnen die Operationen.

Alles mußte daher dem Kaiſer darauf ankommen, wenn er, wie unwahrſcheinlich, eine Ausſöhnung mit Bethlen Gabor und den Ungarn nicht gewinnen könne, doch den offenen Abfall Ungarns und den Ausbruch des Krieges auch mit den Ungarn ſo lange als möglich aufzuhalten. Dieſes gelang ihm, weil am Anfange des Neuſohler Landtages die Verhältniſſe zwiſchen ihm und den Ungarn noch ſehr ſeltſam ſtanden, ſie und Bethlen Gabor zu raſcher und kühner That immer noch nicht feſt entſchloſſen waren. Kaiſerliche Botſchafter waren auch auf dem Neuſohler Landtage erſchienen und brachten die beſten und ſchönſten Worte mit: alle Rechte, Vorzüge und Freiheiten Ungarns ſollten ungefährdet erhalten, alle Beſchwerden abgeſtellt werden. Dagegen ſollte Ungarn aber auch in Ferdinands Gehorſam zurückkommen und der Sache der böhmiſchen Rebellen ſich fern halten. Lange nun zogen und ſpannen ſich die Verhandlungen, eben weil Bethlen Gabor und die Ungarn noch nicht feſt und ſicher waren, hin. Nach der Mitte des Auguſtmonats erſt zogen des Kaiſers Boten ganz unverrichteter Sache wieder ab, nachdem ſie Proteſtation gegen Alles, was die Stände gethan und noch thun würden, eingelegt. Nicht lange darauf, am 27. Aug. 1620, ward Bethlen Gabor zum König Ungarns gewählt. Die Wahl geſchah keinesweges von lutheriſchen und calviniſchen Ständen allein, auch nicht wenig katholiſche hatten ſich ihnen zugeſellt. Eine Wahlcapitulation ward Bethlen Gabor vorgelegt und

von ihm angenommen. Sie trug einen Geiſt der Toleranz und Milde in kirchlich-religiöſer Beziehung in ſich, der damals eine höchſt ſeltene Erſcheinung war. Allen Prieſtern und Predigern der drei geſetzlich in Ungarn beſtehenden Kirchen war das gegenſeitige Schimpfen und Schmähen auf das nachdrücklichſte verboten. Bethlen Gabor nahm nun zwar den Königstitel an, zeigte aber darin, daß er ſtandhaft weigerte ſich krönen zu laſſen, immer noch etwas von der alten Unbeſtimmtheit und Ungewißheit. Und es begleiteten ihn dieſe fort und fort. Er eilte nicht mit ſeiner Heeresmacht im September, wie es nothwendig geweſen, wenn noch die ganze Sache gerettet werden ſollte, nach Böhmen, ſondern begnügte ſich in Ungarn ſelbſt die Magnaten zu bekämpfen, die noch zu Ferdinand II. ſtanden, und gegen den kleinen Heerhaufen zu ſtreiten, mit dem Graf Dampierre hier noch des Kaiſers Sache verſtritt. So war am Ende doch Bethlen Gabor nicht bei dem Entſcheidungskampfe, die Hoffnungen der Böhmen auf ihn verloren. Die Böhmen ſelbſt waren es geweſen, die ſich darum betrogen. Wie ganz anders würden die Dinge gegangen ſein, wenn ſie Bethlen Gabor zum König gewählt.

Und nicht minder als in Ungarn hatte ſich die Gunſt des Schickſals, nachdem ſie ſelbſt mit Thorheit begonnen, auch anderwärts allenthalben gegen die Böhmen gewendet. Gewahrend, wie für ihn je länger je mehr die Sachen ſich günſtig geſtalteten, war Kaiſer Ferdinand II. offener hervorgetreten und ſchon konnte man an Allem, was geſchah, erkennen, was der von Jeſuiten geleitete, mit dem Geiſte der Jeſuiten erfüllte Kaiſer thun würde, wenn der Sieg in ſeine Hand gekommen. Die Fürſten Deutſchlands, die ſich und ihre Lande zur Reformation gewendet, wollten es nicht ſehen und darum ſahen ſie es nicht. Sie geben denen Treu und Glauben, welche Treu und Glau-

ben in ſich ſelbſt aufgelöſt und zerſtört, die mit Worten, Verſprechungen und Eiden, den Ketzern, wie ſie es nannten, gegenüber, ein freches Spiel zu treiben gelernt. Es waren vier Dinge und vier Kräfte, auf welche Kaiſer Ferdinand II., nachdem ſeine Täuſchungskünſte ihm einmal gelungen, zählen konnte. Zuerſt ſein eigenes, auch nicht unbedeutendes Heer, das von Bouquoy und Dampierre befehligt ward. Zweitens die Macht Johann Georgs I. von Sachſen, der ſich nun unter dem Laufe der letzten Ereigniſſe ganz für den Kaiſer entſchieden und für ihn die Waffen rüſtete, um in der Lauſitz einzufallen. Am 6. Juni 1620 hatte ihm Ferdinand für die Kriegskoſten, die er aufwenden würde, die beiden Markgrafthümer Ober- und Nieder-Lauſitz als Pfandſchaft ausgeſetzt, unter der Bedingung, daß er die katholiſche Geiſtlichkeit bei ihrem damaligen Stand ſchütze und den Augsburgiſchen Confeſſions-Verwandten keine weiteren Neuerungen geſtatte. Es wäre ungerecht zu klagen, daß Johann Georg I. für den Preis der Lauſitz die Sache des Proteſtantismus aufgegeben. Er war ja auch getäuſcht worden, wie alle andere, und meinte, daß es ſich hier um den Glauben gar nicht handele, ſetzte Treu und Glauben in die, die Treu und Glauben in ſich ſelbſt vernichtet hatten. Darum ſtellte ſich Johann Georg I. langſam und zögernd zwar, weil er auch nicht ohne Mißtrauen war, aber endlich doch zu dem Kaiſer und harrte bei demſelben aus, obwohl die Ritterſchaft ſeines Landes keine Theilnahme am böhmiſchen Kriege wollte und mißtrauiſcher als der Kurfürſt davon ernſtlich abmahnete. Drittens hatte der ſpaniſche Hof fünf und zwanzigtauſend Streiter unter Spinola für den Krieg gegen Friedrich von Böhmen beſtimmt.

Als dieſe Fremden bald nach dem wirklichen Ausbruche des Krieges auf dem heiligen Boden des alten Reiches erſchie-

nen, erſchien von einem calviniſchen Deutſchen eine kleine Schrift, „der ſpaniſche Schlaftrunk" betitelt, in der er Ach und Wehe über die Verräther ruft, die den grauſamen, ſelbſtſüchtigen, tyranniſchen Fremden in das Vaterland hereingerufen. Es erfreuet, wenigſtens eine Stimme aus dieſer entſetzlichen Zeit zu hören, die an Deutſchland und deutſche Intereſſen mahnete. Aber was frugen die Jeſuiten und die Jeſuitenjünger nach Deutſchland und nach deutſchen Intereſſen. Viertens und ſchlüßlich boten ſich dem Kaiſer die Mittel dar, welche die Liga für ihn gerüſtet, deren Heer dem Tilly, dem Freiherrn von Tſcherclas, einem im Kriege wohlerfahrenen Manne, anvertraut worden. Mit dieſen vier Kräften konnte der Kaiſer den Kampf wohl mit Ausſicht auf glücklichen Erfolg eröffnen. Schon an ſich ſelbſt waren ſie bedeutend, bedeutender wurden ſie noch, wenn man auf den Gegner, ſeine Bundesgenoſſen und ſeine Macht, ſah. Die Bundesgenoſſen waren ihm theils durch den Mißbrauch mit Treu und Glauben, theils durch ungünſtige Verhältniſſe ſchon entwunden.

Wie es mit Ungarn ſtand, davon iſt bereits geſprochen worden; wie es mit der Union kam, davon iſt noch zu berichten. Noch war es bis kurz vor dem wirklichen Ausbruch des Krieges nicht völlig entſchieden, ob ſie Friedrich und die Böhmen würde fallen laſſen. Dieſer Bundesgenoſſe war noch hinwegzuräumen, und es gelang durch dieſelben Künſte, welche ſchon früher angewendet worden. Die Truppen der Union waren bei Ulm, die Truppen der Liga bei Dillingen verſammelt. In Ulm ſelbſt rathſchlagten die proteſtantiſchen Fürſten, was ſie zu thun hätten, noch immer zweifelhaft und ungewiß, ob die gethanen Verſprechungen aufrichtig und treu, doch der böhmiſchen Sache bereits innerlich mehr abgeneigt als zugeneigt. Franzöſiſche Botſchafter waren auf dem Bundes-

tage; ſie riethen, ſich um die Böhmen nicht zu kümmern und ſo dem Reiche Ruhe und Frieden zu erhalten.

Da meldete ſich auch Maximilian I. von Baiern. Es war kurz vor dem Schlage, welcher geſchehen ſollte, keine gute Zeit, noch einmal Verſprechungen, die man nicht zu halten gedachte, zu wiederholen. Daher frug der Baier-Herzog dieſes Mal nur an, ob die Union gewillet, den Frieden mit der Liga und im Reiche zu halten. Und ſie, die Fürſten der Union, fußend auf die früheren, oft wiederholten Verſprechungen, daß der Glaube in Böhmen nicht gefährdet ſein ſollte, meinend, daß Deutſchland um der politiſchen Revolution der Böhmen willen nicht gefährdet, zerrüttet, mit Bürgerblut erfüllt, dem Fremden Preis gegeben werden dürfe, ließen ſich bereit zu einem Tractate finden. Am 3. Juli 1620 ward er zu Ulm abgeſchloſſen. Beide Theile gelobten, ſich nicht zu bekriegen und zu ſchädigen, ſich den Truppendurchzug gegenſeitig zu geſtatten, alle obwaltende Streitigkeiten in Fried' und Ruhe auszugleichen. In dieſen Tractat ſollte das Königreich Böhmen nicht eingeſchloſſen ſein. Die Union verſpricht, hier den Sachen ihren Lauf zu laſſen und die böhmiſche Revolution iſt damit vollſtändig aufgegeben. Die Kurpfalz aber ſoll in dieſen Frieden eben ſo gut wie, Böhmen ausgenommen, alle andere Lande des Reiches eingeſchloſſen ſein. In ſeiner Pfalz alſo ſoll Friedrich V. aufrecht erhalten werden. Die Liga verſpricht's, ihn dort nicht zu ſchädigen, verſpricht's wie alles Andere mit dem Entſchluſſe, es nicht zu halten; nur bis der Sieg gewonnen, müſſen ſchöne Worte und täuſchende Verſprechungen gegeben werden. Die Union hält indeſſen ihr Heer noch beiſammen und ſcheinet den Spaniern unter Spinola wehren zu wollen, wenn etwa durch dieſe die Kurpfalz ſollte überſchwemmt werden.

Daß Vielköpfigkeit, Kraftloſigkeit und Schwäche an dem Frieden von Ulm auch ihren Antheil gehabt, läßt ſich wohl nicht läugnen. Die Hauptſache aber war, daß die Union mit vielen und feierlichen Verſprechungen getäuſcht und betrogen worden.

Nun hatten Maximilian I. und Ferdinand II. alle Hinderniſſe hinweggeräumt und es kam darauf an, mit entſchloſſener Schnelle zu handeln und zu vollenden, ehe die proteſtantiſchen Fürſten zur Beſinnung kämen. Noch im Julimonat brach Maximilian I. mit dem Heere der Liga zuerſt in das Erzherzogthum Oeſtreich ein, als Vollſtrecker kaiſerlicher Gebote ſich ankündend. Erzherzog Albrecht hatte ſich ſchon am Anfange des Jahres 1620 aller ſeiner Rechte auf Oeſtreich zu Gunſten Ferdinand II. begeben. Während der größeren Ereigniſſe war auch Oeſtreich von den heftigſten Unruhen erſchüttert worden. In offener Parteiung ſtanden ſich katholiſche und evangeliſche Stände, jene für den Kaiſer, dieſe für Böhmen entgegen. Die letzteren hatten, weil Friedrich von Böhmen ſelbſt ſich gar wenig um ſie kümmerte, das Uebergewicht nicht gewinnen können. In Nieder-Oeſtreich hatte der Kaiſer, kurz vor dem Ausbruch des böhmiſchen Krieges, durch eine Beſtätigung der Privilegien und Freiheiten, unter denen auch die kirchlich-religiöſen wenigſtens mit verſtanden werden konnten, obwohl ſie nicht ausdrücklich mit genannt worden, die Erbhuldigung gewonnen. In Ober-Oeſtreich hatte er ſie noch nicht gewinnen können und das Land ſtand noch wie im Aufſtande gegen ihn da, als Maximilian I. die Grenze mit Heeresmacht überſchritt und ſo den Kampf eröffnete.

Friedrich von Böhmen und ſein Feldherr, der Fürſt von Anhalt, hätten den Krieg mit viel größerer Umſicht, als es geſchehen, führen ſollen. Nur durch kecke, ja durch halbver-

zweifelte Maßregeln, zu denen ſie beide die Männer nicht waren, konnte eine günſtige Entſcheidung herbeigeführt werden. Vorrücken nach Oeſtreich wäre wohl das Beſte geweſen. Friedrich aber war nicht gekommen und ſo mußte ſich zuerſt Ober-Oeſtreich fügen. Die zu Linz verſammelten Stände, gebieteriſch aufgefordert, die Interims-Huldigung zu leiſten, verſuchten vergebens, vorher von dem Baierherzog eine neue Beſtätigung ihrer kirchlich-religiöſen Freiheiten zu gewinnen. Es war nun ſchon nicht mehr Noth, täuſchende Verſprechungen zu geben. Darum wieß ſie Maximilian I. mit Allem, was ſie begehrten, an den fernen Kaiſer und verlangte, daß ſie die Huldigung ſofort leiſteten. Von den Böhmen verlaſſen, konnten die Stände Ober-Oeſtreichs nicht anders. Aus Nieder-Oeſtreich zogen die wenigen böhmiſchen Beſatzungen ab und ſo ward Maximilian I. in wenigen Wochen Meiſter des ganzen Landes, konnte auch ſeine Vereinigung mit einem Theile des kaiſerlichen Heeres unter Bouquoy bewirken. Der andere unter Dampierre kämpfte gegen Bethlen Gabor.

Jetzo ſchon wollte Ferdinand II. mit ſeinen eigentlichen Geſinnungen und Entwürfen, die gegen den Proteſtantismus an ſich ſelbſt gerichtet, hervortreten. Er begehrte von dem Baiern, daß er ſogleich ein Strafgericht über Oeſtreich ergehen und den proteſtantiſchen Gottesdienſt abſtellen laſſe. Aber Maximilian I. ſah klug, daß es dazu noch viel zu früh ſei. Erſt mußte ja der Hauptſchlag in Böhmen geſchehen ſein, ehe die proteſtantiſchen Fürſten aus ihren Täuſchungen geweckt werden durften. Alſo weigerte er ſich beſtimmt und Ferdinand II. fügte ſich, die höhere Klugheit und Schlauheit des Freundes anerkennend. Es war das Ende des Monats Auguſt und der Anfang des Septembers, darin die eben berichteten Sachen geſchahen.

Unterdeſſen hatte ſich auch Spinola aus den ſpaniſchen Niederlanden in Bewegung geſetzt und mit fünfundzwanzigtauſend Streitern den Boden des heiligen Reiches betreten. Eine gleich ſtarke Zahl war unter Velasco in den Niederlanden zurückgeblieben, um die nord-niederländiſche Republik zu bewachen, da der 1609 geſchloſſene zwölfjährige Waffenſtillſtand bald abgelaufen. Nun hatte ſich die Union in dem Tractate von Ulm ausbedungen, daß Friedrichs V. altes Erbe, die Kurpfalz, ungeſchädiget bleiben ſollte. Sie hatte auch die ſtillſchweigende Verpflichtung, die Kurpfalz zu vertheidigen, übernommen. Als nun aber Spinola heranrückt und von der Union freien Einzug begehrt, dabei verſichernd, daß er keine Commiſſion habe, dem Reiche oder einigen Fürſten zuwiderzuhandeln, proteſtirt die Union zwar gegen den Einzug, enthält ſich aber aller Feindſeligkeiten gegen die Spanier. So kann ſich Spinola bis gegen Ende des Jahres in den Beſitz der Pfalz ſetzen. Furcht und Schrecken vor Spaniens Macht ſcheint ſich der Fürſten der Union bemeiſtert und ihnen ſogar das Bewußtſein der Kraft, über welche ſie zu verfügen hatten, genommen zu haben.

Johann Georg I. von Sachſen war beinahe zu derſelben Zeit in den beiden Lauſitzen eingebrochen und unterwarf ſie ſich nach einem kurzen Streite. Unterdeſſen war Maximilian I. von Baiern gleich am Anfange des Septembers, nachdem er etwa 6000 Mann in Oeſtreich zurückgelaſſen, in Böhmen eingedrungen. Bouquoy hatte zwar verlangt, daß der Krieg nach Mähren geſpielt werde, damit Bethlen Gabor und König Friedrich auseinander gehalten würden. Aber Maximilian hatte mit ſcharfem Blicke erkannt, daß der Fürſt von Siebenbürgen ſo nicht zu fürchten ſei, daß ein entſcheidender Schlag nur in Böhmen ſelbſt geführt werden könne, daß

daſelbſt Verwirrung und Auflöſung herrſche, durch welche jener Schlag ſehr würde erleichtert werden. Etwa dreißigtauſend Streiter ſtark ſcheinet das Heer, das in Böhmen einbrach, geweſen zu ſein. Außer Tilly und Bouquoy erſcheinen unter den Feldhauptleuten deſſelben Verdugo, Tieffenbach, Maradas, Pappenheim und der nachmals ſo genannte und bekannte Wallenſtein, deſſen Rolle in dieſem Kriege aber wiederum eine ſehr unbedeutende iſt. Das Heer hauſt in Böhmen mit Raub, Mord und Brand, mit Unmenſchlichkeiten aller Art, wie Maximilian I. von Baiern ſelbſt klagt, gegen Katholiſche eben ſo gut wie gegen Nicht-Katholiſche. Es ſind alle Mittel und Wege hier vollkommen gleichgültig, wenn nur ein Zweck erreicht wird. Jetzo bezwecken die Grauſamkeiten, die Gemüther der Menſchen in Böhmen durch Angſt und Schrecken niederzubeugen.

Der Fürſt Chriſtian von Anhalt, der für König Friedrich befehligte, beging den ſchweren Fehler, einen großen Theil des Landes in die Hände der Feinde fallen zu laſſen, ehe er eine Schlacht lieferte. Nicht vor Prag, ſondern gleich an den Grenzen Böhmens hätte die Schlacht geſchlagen werden ſollen. Das katholiſche Heer war bis in die Nähe der Stadt Pilſen gekommen, welche vom Grafen von Mannsfeld beſetzt war. Geraume Zeit ſtanden ſich dort die Heere entgegen. Der Fürſt von Anhalt konnte ſich noch immer nicht zur Schlacht entſchließen, welche der Graf von Thurn ungeſtüm, aber einſichtsvoll begehrte. Mehrere Schriften und Berichte von Zeitgenoſſen laſſen deutlich erkennen, daß ein großer Theil der Böhmen, beſonders des Adels, ſelbſt in ſein Unglück rannte und es ſelbſt verſchuldete. Es iſt eine Geſinnung in ihnen beinahe wie in dem polniſchen Adel ſpäterer Zeit. Wie derſelbe nichts ſo ſehr fürchtet, nichts für ſo gefährlich hält als

gute Vertheidigungsanſtalten, ein gutes Heer, weil ein ſolches von dem König benutzt werden könnte, den übertriebenen und unverſtändigen Freiheiten ein Ende zu machen, und dabei ganz vergißt, daß es doch nothwendig ſei, um ſie ſelbſt und das Vaterland gegen einen fremden Feind zu verfechten, alſo auch der Adel Böhmens.

Beide, Brüder, Stammvettern und Geiſtesverwandte, ſind durch ſolche namenloſe Thorheit untergegangen. Beinahe gern, geben Zeitgenoſſen zu verſtehen, hätte es der böhmiſche Adel geſehen, wenn ſich das Heer geradehin aufgelößt. Mittelbar thaten ſie für die Auflöſung deſſelben, was ſie konnten, brachten ſo viel Verwirrung und Unordnung als möglich hinein, gaben kein Geld her, daß die Soldaten weder bezahlt noch verproviantirt werden konnten, weshalb Unmuth und Unluſt an dem Ganzen ſich beim Ausbruche des Krieges im ſtärkſten Maße unter den Truppen verbreitet. Selbſt die Bürger von Prag wollen im gefährlichſten Augenblicke, wie der Feind ſchon in das Land gedrungen, dem König Friedrich nicht ein armſeliges Anlehn, um die Truppen bezahlen zu können, bewilligen. Friedrich fühlet ſchon, daß er auf einem ſehr hohlen und zweideutigen Boden ſteht, daß die Böhmen ihn und ſich ſelbſt ſchon vor der Entſcheidung halb verrathen und verlaſſen haben. Bereits bei Pilſen will er daher Unterhandlungen mit Maximilian I. von Baiern beginnen, um, wo möglich, noch eine andere Auskunft als durch die Waffen zu gewinnen. Der Baier aber weißt alle Unterhandlungen ab, die nicht gleich mit der Thronentſagung Friedrichs anheben würden. Dazu will Friedrich ſich nicht verſtehen. Nun iſt das Heer ſeine einzige Stütze, das auch aus etwa dreißigtauſend Streitern beſtanden zu haben ſcheinet, größtentheils geworbenes, fremdes Volk, unter dem beſonders viele Ungarn.

Denn die allgemeine Landesbewaffnung iſt nicht zu Stande gekommen. Die Herren und der Adel Böhmens mochten ſich wohl noch der freien Gedanken erinnern, welche zu den huſſitiſchen Zeiten unter die Bauern gekommen, als man ihnen die Waffen zu nehmen geſtattet. So war Böhmen darauf gebracht, ſich mit dem fremden Volke vertheidigen zu müſſen, das noch obenein unmuthig durch Mangel und Vernachläſſigung gemacht, an dieſer Sache und an dieſem Boden nicht mit dem Gefühle des Sohnes deſſelben hing.

Bei Pilſen mußte nun die Schlacht von den Böhmen geliefert werden. Preisgegeben konnte dieſe feſte Stadt nicht werden, der Feind ſetzte ſich ſonſt in derſelben. Sie blieb daher auch von zwölftauſend Streitern unter Mannsfeld beſetzt. Lieferte man die Schlacht ſo nahe als möglich bei der Stadt, ſo konnten die Mannsfeldiſchen Truppen noch mit für den Kampf benutzt werden. Zog man ſich weit von derſelben hinweg, ſo waren ſie für die Entſcheidung des Krieges, einem verwegenen und entſchloſſenen Feinde gegenüber, faſt verloren. Schwer war daher der Fehler des Fürſten von Anhalt, daß er nicht unter den Mauern von Pilſen die Schlacht erzwang.

Der kluge und gewandte Maximilian I. von Baiern benutzte bald der Feinde Fehler. Am 22. Octbr. 1620 brach er aus den Umgebungen Pilſens auf mit dem Vorſatze, nach Prag zu ziehen. Dieſe Bewegung war ihm um ſo nothwendiger, je mehr um Pilſen herum der Proviant ausgegangen war. Er kam bis Rakonitz. Die Böhmen, welche Mannsfeld in Pilſen zurückließen, ſtellten ſich nun ebenfalls in einem wohlverſchanzten Lager bei Rakonitz auf. Neue Zweifel und neue Ungewißheiten, ob hier die Schlacht geſchlagen werden ſollte. Dieſen machte Maximilian I. dadurch ein Ende, daß er am 5. Novbr. gegen Mittag, nachdem er die Hoffnung

aufgegeben, die Böhmen aus ihrem verſchanzten Lager heraus auf freien Kampfplatz zu locken, abzog, um ſich gegen Prag zu bewegen. Prags Gefahr ſollte den Feind zu einer Schlacht nöthigen. Wie der Fürſt von Anhalt dieſe Bewegung gewahrte, brach auch er auf, um dem Gegner einen Vorſprung abzugewinnen. Bei Unhoſcht, zwei Meilen von Prag, verließ König Friedrich ſein Heer und begab ſich in die Stadt, als komme es beſonders darauf an, ſeine theure Perſon zu retten. Abends ſehr ſpät am 7. Novbr. nahm der Fürſt von Anhalt ſeine Stellung auf dem weißen Berge bei Prag. Der Standpunct war für die Böhmen ſehr gut. Hinter ſich hatten ſie die befreundete Stadt Prag. Zur Rechten war der ſtark mit Truppen beſetzte königliche Park, zur Linken ein ſteiler Abhang. Nur von vorn, wo der Berg ſehr rauh und hügelicht war, konnten ſie angegriffen werden. An Zahl waren die Böhmen freilich viel geringer als das katholiſche Heer. Etwas über zwanzigtauſend waren ihrer, während das katholiſche etwa dreißigtauſend zählte. Denn Maximilian I. von Baiern hatte, ohne ſich vor der Hand weiter um Pilſen zu kümmern, faſt alle ſeine Streitkräfte hier für den Entſcheidungsſchlag vereinigt. Bei Pilſen hätten die Böhmen mit gleichen Kräften dem Feinde entgegentreten können.

Indeſſen waren die Vortheile der Stellung auf dem Berge ſo groß, daß ein gutes Heer hier den Angriff des Feindes wenigſtens abgewieſen hätte. Bei den Böhmen aber war ungeheure Verwirrung und Thorheit. So wenig kannten ſie ihren Gegner, daß ſie nicht an einen Angriff glaubten. Viele Hauptleute waren in die Stadt gegangen und auf viertauſend Soldaten waren ebenfalls weggelaufen. König Friedrich wollte ein mächtiges Banquet halten. Er ſaß noch an der Tafel,

wie draußen ſchon die Kanonen donnerten. So ſchlecht war das böhmiſche Heer verſehen, daß nicht einmal hinlängliche Munition für das Geſchütz vorhanden. Gegen Mittag ſah der Fürſt von Anhalt, daß der Feind ſich zu einem allgemeinen Angriff vorbereite. Nun mußte erſt in die Stadt nach den Hauptleuten, den Soldaten, der Munition geſendet werden. Das katholiſche Heer rückte mit dem Feldgeſchrei „zur heiligen Jungfrau Maria" heran. Vor der Schlacht, wird erzählt, trat Pater Dominikus unter die Feldherrn, welche rathſchlagten, ob der Angriff geſchehen ſolle, mit einem Marienbilde in der Hand, der heiligen Jungfrau Hülfe ihnen mit Sicherheit verheißend.

Das katholiſche Heer rückte mit Entſchloſſenheit die Höhen hinan, 8. Novbr. 1620. Das böhmiſche Heer brach zum Theil aus den eilends aufgeworfenen Schanzen hervor. Auf mehrern Puncten ward der Feind nicht allein aufgehalten, ſondern auch augenblicklich zurückgeworfen. Die Schlacht hätte gewonnen werden können, wenn nicht die Verwirrung und die Feigheit der Truppen ſo groß. Viele Haufen und Regimenter ſtoben beim bloßen Anblick des Feindes auseinander. Der Fürſt von Anhalt in ſeinem Schlachtbegriff findet den Grund des ſchmählichen Verluſtes der Schlacht beſonders in dieſer grenzenloſen Feigheit, erklärt ſie aber aus dem Benehmen der böhmiſchen Stände gegen das Heer. Es wäre ja geweſen, als wollten ſie das Heer abſichtlich in Auflöſung und Verwirrung ſtürzen. Bald kann das katholiſche Heer die Verſchanzungen ſelbſt angreifen. Nur die Mähren fechten als brave Männer und laſſen ſich in ihren Schanzen lieber niederhauen. Böhmen, Schleſier und Ungarn ſtürzen ſich, die Feldhauptleute mit fortreißend, in wilder Flucht hier und dorthin, zum Theil in die Stadt

König Friedrich, von der üppigen Tafel aufgeſchreckt, kommt nur herbei, um die allgemeine und ſchmachvolle Flucht zu ſehen und die Thore zur Aufnahme der Flüchtigen aufſchließen zu laſſen. Nur etwas über eine Stunde hatte die Entſcheidungs-Schlacht auf dem weißen Berge gedauert. Heldenthaten hatte das katholiſche Heer nicht gethan, auch ſie nicht nöthig gehabt, da die böhmiſchen Haufen und Regimenter faſt insgeſammt beim erſten Anprall auseinandergeſtoben. Die Thorheit der böhmiſchen Stände, beſonders der vornehmen Herren, hatte den erſten Nagel in den Sarg der Sache Böhmens geſchlagen. Der zweite war geſchlagen worden von den vielen Fehlern des Fürſten Chriſtian von Anhalt, über welche er freilich in ſeinem Schlachtbericht mit Stillſchweigen hinübergeht.

Drittes Buch.

Vom böhmiſchen Kriege bis zur Ankunft Guſtav Adolfs in Deutſchland.

Erſtes Kapitel.

Wie groß auch immer der Schlag auf dem weißen Berge war, Alles ſchien durch denſelben noch nicht verloren zu ſein. Wenn die Böhmen andere geweſen als ſie waren, hätte allerdings ein Verzweiflungskampf, deſſen Ausgang ſich nicht vorausſehen ließ, eröffnet werden können. Ein Theil des Heeres hatte ſich flüchtend in die Stadt geworfen, Mannsfeld ſtand in Pilſen noch völlig unbeſiegt, ein neues ungariſches Heer befand ſich auf dem Heranzuge und Bethlen Gabor ſetzte den Krieg gegen den Kaiſer fort. In demſelben hatte Dampierre am 8. Octbr. 1620 bei Presburg den Tod gefunden. Auch ſtand Simon Pecsi noch mit dreitauſend Reitern in Mähren. In der That dachte Friedrich einen Augenblick noch daran, ſich ſogar in Prag zu behaupten und jenen Verzweiflungskampf in Böhmen ſelbſt, wo er allein mit einiger Ausſicht auf Erfolg eröffnet werden konnte, zu beginnen. Dieſer Gedanke währte indeſſen nur eine kurze

Zeit. Nicht allein der Fürſt von Anhalt, ſondern auch der engliſche Geſandte riethen zur Flucht und zum Aufgeben der Stadt Prag. Viele Umſtände ließen auch in der That den Verſuch zur Vertheidigung der Stadt als eine Handlung der Verzweifelung erſcheinen, welche eben ſo wohl gelingen als mißlingen konnte. Dem Mißlingen glaubte man die Perſon des Königs, der ja dabei Untergang oder doch ſchmachvolle Gefangenſchaft finden konnte, nicht ausſetzen zu dürfen.

Ein gleichzeitiger Bericht ſchildert dieſe Umſtände folgendergeſtalt. Unter den Truppen habe ſich dieſelbe Feigheit gezeigt, welche ſie in der Schlacht erwieſen. Es habe für mehr als zweifelhaft angeſehen werden müſſen, ob ſie fechten würden, wenn ſie angegriffen würden. Zwiſchen den Bürgern und den Soldaten habe der äußerſte Grad der Mißſtimmung und Erbitterung geherrſcht. Die Bürger, welche von Böhmens eigenen Truppen geplündert zu werden gefürchtet, hätten ihre Häuſer verſchloſſen gehalten, die Soldaten auf den Plätzen und Gaſſen lagern müſſen. Auch auf die Bürger habe man ſich für die Vertheidigung der Stadt gar nicht ſtützen können. Die Klein-Seite habe geradehin erklärt, daß ſie ſich nicht vertheidigen werde, wenn ſie angegriffen würde. Auch habe ſie ſchon mit dem katholiſchen Heere für ſich ſelbſt zu unterhandeln begonnen. Ueberhaupt ſei in der ganzen Stadt ſo ungeheure Verwirrung geweſen, daß man derſelben Meiſter zu werden gar nicht habe hoffen dürfen. Beſonders aber wird hervorgehoben, daß man allenthalben bei Großen und Kleinen nichts als Untreue und Verrätherei geſehen, alſo daß man ſelbſt habe fürchten müſſen, die Böhmen würden ſich des Königs Friedrich bemeiſtern und ihn, um für ſich beſſere Bedingungen zu erhalten, an das katholiſche Heer ausliefern. Der Berichterſtatter fügt ſogar hinzu, daß Friedrich,

wenn die Fluchtreiſe auch nur noch um eine Stunde verzögert worden, wirklich von den Prager Bürgern würde feſtgehalten worden ſein. Wenn das nun auch wohl jedesfalls Uebertreibung genannt werden muß, ſo iſt doch ſicher und gewiß, daß zwiſchen dem König und den Böhmen tiefes und bitteres Mißtrauen waltete. Dieſes Mißtrauen hatte die ganze böhmiſche Sache ſchon lange vor der Schlacht auf dem weißen Berge in ihrem Innern aufgelößt und zerſtört.

Unter dieſen Umſtänden ließ König Friedrich bei Maximilian I. um einen eintägigen Waffenſtillſtand unterhandeln. Die Antwort, welche kam, ließ einen baldigen Angriff auf die Stadt erwarten. Nur einen achtſtündigen Waffenſtillſtand wollte Maximilian bewilligen und auch den nur unter der Bedingung, daß König Friedrich ſofort auf Böhmen und ſeine einverleibten Lande Verzicht leiſte. Nun ließ der König ſelbſt den Bürgern von Prag andeuten, daß ſie einen Accord mit dem Feinde ſchließen möchten, und in ſtürmiſcher Haſt wurden die Anſtalten zur Fluchtreiſe getroffen. Mit ſolcher Uebereilung geſchah die Abreiſe aus Prag früh Morgens am 9. Novbr. 1620, daß die Reichskrone zurückblieb und der Fürſt von Anhalt, zum Unglück für Viele, ſeine geheimſten Papiere vergaß. Außer ſeiner Gemahlin, Anhalt und Hohenlohe, war der König noch von den böhmiſchen Großen Thurn, Berka, Bubna und Reupowa begleitet. Sie ſchlugen den Weg nach Schleſien ein, da es doch jedenfalls beſſer geweſen, ſich nach Mähren zu wenden, wo man leicht von Bethlen Gabor unterſtützt werden konnte.

Indem Friedrich nun Böhmen aufgiebt, Böhmen aufzugeben genöthiget wird, iſt dieſe ganze Sache verloren. Zwar ſtreitet er noch einige Zeit fort, um ſich und Böhmen wieder herzuſtellen, aber vergeblich, hoffnungslos. Die allergünſtig-

ſten Umſtände hätten ſich zuſammenfinden müſſen, ſollte das Verlorene wieder gewonnen werden. Und ſie kamen nicht. Bitter klagt noch in ſpätern Tagen ein böhmiſcher Geſchichtsſchreiber über dieſe Dinge: ſeit dieſer Zeit ſei der Name Böhmens, einſt ſo hoch in der Welt, nicht mehr mit Ehre und mit Ruhm genannt, ſeitdem ſei er verſchwunden, ausgeſtrichen aus der Reihe der ſelbſtſtändigen Völker Europa's. Ob auch ſehr viele andere Umſtände mitarbeiteten an dieſem Verſchwinden, ſo iſt es doch klar und unverkennbar, daß auch die Böhmen ſelbſt einen großen Theil der Schuld tragen. Sie ſind gefallen, wie ihre Brüder in Polen gefallen ſind.

Noch an demſelben Tage, da Friedrich entwich, zog Maximilian I. mit dem katholiſchen Heere in Prag ein. Vergebens hatte die Stadt um dreitägigen Aufſchub gebeten, damit die Bedingungen der Uebergabe erſt feſtgeſetzt würden. Ihr ſowohl als mehreren Herren vom Adel, die ſich ſelbſt bis zu Thränen vor dem Baier-Herzog erniedrigt, hatte derſelbe jegliche Bedingung rund abgeſchlagen. Wegen ihrer Vorrechte müßten ſie nur an die Gnade des Kaiſers ſich wenden. Im Uebrigen ward ziemlich gute Mannszucht gehalten und die Plünderung der Stadt gewehrt. Wie Maximilian im ſichern Beſitz der Stadt war, ſorgte er dafür, daß das böhmiſche Heer, welches ſich in die Stadt geflüchtet, unſchädlich gemacht werde. Die Truppen begehrten noch ihre Bezahlung, konnten aber wenig erhalten, wurden genöthiget, die Stadt zu räumen und zerſtreuten ſich hier und dorthin. Nun ließ Maximilian die eben in Prag verſammelten Stände berufen. Am 11. Novbr. mußten ſie ein demüthiges Bekenntniß großen Unrechtes, das ſie begangen, ausſprechen, Alles, was von ihnen geſchehen, namentlich die aufgerichteten Bünde, für null und nichtig erkennen, Ferdinand als ihren alleinigen

König anerkennen und demſelben von neuem Treue geloben. Die Böhmen haben ſich in den Tagen des Glückes mit Uebermuth und Unverſtand, in den Tagen des Unglücks in feigem Verzagen erwieſen. Hiergegen verſichert nun Maximilian von Baiern in allgemeinen Ausdrücken den Böhmen die Vergebung des Kaiſers zu. Das Verſprechen ſollte eben ſo wenig als die früheren alle gehalten werden. Es war nur gegeben, um eine ſchnellere Unterwerfung Böhmens herbeizuführen, da mit der Schlacht auf dem weißen Berge keineswegs ſchon Alles in dem böhmiſchen Reiche abgethan war. Im Uebrigen verweilte Maximilian I. nicht lange zu Prag. Triumphirend kehrte er bald, von mehreren reich beladenen Wagen begleitet, nach München zurück. Tilly, der Freiherr von Tſcherclas, blieb.

Kaiſer Ferdinand II. aber ſendete den Fürſten Karl von Lichtenſtein als ſeinen Statthalter nach Prag. Alsbald kehrten nun auch die vertriebenen Jeſuiten zurück, freudig und ſtolz nicht allein ob des gewonnenen Sieges, ſondern auch ſchon gierige Blicke nach dem Hab und Gut derer werfend, welche ſie Empörer gegen den Kaiſer und die heilige Kirche nannten. Als ſpäter das Strafgericht über die Böhmen hereinbricht und die Güter von hunderten der angeſehenen Familien Böhmens confiscirt werden, iſt die Gier der Jeſuiten mit reichen Gaben und Schenkungen beinahe geſättiget worden. Indeſſen iſt für Ferdinand II. noch nicht die Zeit, dieſes Strafgericht ergehen zu laſſen und alle Verſprechungen, die er gegeben, daß es ſich in Böhmen gar nicht um Glaubens- und Kirchen-Sachen handele, daß er nichts gegen den Glauben der Böhmen thun werde, zu täuſchen. Noch ſind die Umſtände dazu viel zu gefährlich und Ferdinand II. iſt entſchloſſen, langſam und vorſichtig aufzutreten, wie ſehr auch die

Jeſuiten, und beſonders Lämmermann, der Beichtvater, ihn reizen und treiben mochten. Es kam daher eine nicht kurze Zeit von Ruhe, wenn auch von düſterer Ruhe über Böhmen. Schon meinten viele Geflüchtete, der Sturm ſei bereits vorübergezogen, der Kaiſer zufrieden, daß er nur die königliche Macht über Böhmen wiedergewonnen, weder eine Beſtrafung der Revolution noch eine Vernichtung der kirchlich-religiöſen Freiheiten werde eintreten. Daher kehrten ſie zur Freude der Gegner nach Böhmen zurück. Die Erndte mußte nun um ſo reichlicher ausfallen.

Welche nun unter den folgenden Ereigniſſen alle Entwürfe und Gedanken Ferdinands II. geweſen, läßt ſich freilich mit voller Unzweideutigkeit und mathematiſcher Genauigkeit nicht nachweiſen, da er in einem Theile derſelben durch eintretende Verhältniſſe unterbrochen, ſie der Nachwelt nicht als ein ganzes und fertiges Ergebniß ſeines Willens und ſeiner Beſtrebungen hinterlaſſen konnte. Am wenigſten indeſſen kann man darüber zweifelhaft ſein, was er in kirchlich-religiöſer Beziehung gewollt. Er wollte Vernichtung der Reformation und des Proteſtantismus um jeden Preis. Die Mittel, wodurch das erreicht würde, waren ihm dabei völlig gleichgültig. Sie mochten ſo hart, grauſam und blutig ſein, wie ſie wollten, immer glaubte er auf dem Wege Gottes zu gehen und die Sache Gottes zu fördern, wenn nur die Reformation vernichtet und der Katholicismus, der jeſuitiſche Katholicismus wieder hergeſtellt werde. Er wollte aber, wie natürlich, die Reformation nicht allein in ſeinen Erblanden, wo er ſie zum größten Theil auch wirklich unterdrückte, vernichten, ſondern auch anderwärts, allenthalben, wohin nur ſeine Kraft und ſeine Mittel reichen würden. Es ſchien ihm zuweilen, daß ſie über ganz Deutſchland reichen würden, wenn das

rieſenmäßige Werk nur in rechter und vorſichtiger Weiſe unternommen werde. Plan und Entwurf, die Reformation in ganz Deutſchland zu vernichten, kann mit Sicherheit angenommen werden.

Aber auch politiſche Entwürfe hat Kaiſer Ferdinand II. damit höchſt wahrſcheinlicher Weiſe in Verbindung geſetzt, ja man kann ſagen, daß er ſie damit in Verbindung ſetzen mußte. Die gänzliche Vernichtung der Reformation in Deutſchland konnte damals ſchwerlich anders als dadurch herbeigeführt werden, daß zugleich die angeſehenſten proteſtantiſchen Fürſten-Geſchlechter vernichtet und ihre Lande und Gebiete in andere, gutkatholiſche Hände gebracht würden. Seine Hände aber mochten dem Kaiſer um ſo eher als die beſten erſcheinen, als, wenn er ſie ſich ſo erſcheinen ließ, Erweiterung ſeiner politiſchen Macht ſich wie von ſelbſt und natürlich mit der Sache des Glaubens und der Kirche vereinigte. Ferdinand II. war viel zu klug, um ſolche politiſche Entwürfe zur Unzeit deutlich hervortreten zu laſſen. Sie waren ein noch langſameres und ſchweres Werk als ſelbſt die Vernichtung der Reformation. Der Kaiſer hat unter dem Drange der Ereigniſſe keine Zeit gefunden, wo er dieſen Theil ſeiner Entwürfe durch die That recht klar und offenbar habe machen können. Indeſſen geſchiehet doch nicht wenig, was auf das Daſein ſolcher Entwürfe, die ſich auch wie von ſelbſt mit den religiös-kirchlichen verbinden, ſchließen läßt.

Wie es nun aber auch immer mit den politiſchen Entwürfen des Kaiſers beſtellt war, das iſt ſicher und gewiß, daß die Welt, ſelbſt die katholiſche Welt, unter dem Gange der folgenden Ereigniſſe hochfliegende und länderſüchtige Gedanken in ihm vermuthet und vorausgeſetzt, wie denn das ganze Haus Spanien-Habsburg ob ſolcher ihm Schuld gegebener

Gedanken bei aller Welt in einem ſehr übeln Geruche ſtand; ſicher iſt ferner, daß dieſe Vermuthung, es ſei Ferdinand II. keinesweges allein um Kirche und Glauben, es ſei ihm auch um Erweiterung ſeiner politiſchen Macht und Größe zu thun, viel zur Rettung des Proteſtantismus in dem deutſchen Reiche beigetragen hat. Wie in den Tagen Kaiſer Karls V. durch ſeine Schuld der Katholicismus in ſich ſelbſt zerfällt, ſo geſchiehet es auch in den Tagen Kaiſer Ferdinands II., daß der Katholicismus einig in dem Wunſche, die Reformation wieder vernichtet zu ſehen, in ſich ſelbſt zerfällt, weil die eine katholiſche Macht nicht will, daß der andern die Vernichtung der Reformation Mehrung der Gewalt und des Beſitzes werde, und den Proteſtanten lieber wieder ſelbſt die Hand reicht, damit ſie aufrecht ſtehen blieben. So müſſen die Menſchen ihre verkehrten Werke immer wieder in ſich ſelbſt vernichten.

Aber nur langſam und vorſichtig durfte der Kaiſer mit Allem, was er beabſichtigte, hervortreten. Die Schlacht auf dem weißen Berge hatte ja keinesweges ſchon allem Widerſtande ein Ende gemacht. Ein vollſtändiger Sieg muß erſt gewonnen ſein, ehe er ganz hervorgehen kann. Und jetzo ſtehet auf der einen Seite noch Bethlen Gabor unter den Waffen, auf der anderen hat ſich Mähren, obwohl verzagend, doch noch nicht unterworfen, wiederum auf der dritten ſtehet der Graf von Mannsfeld noch da, der Pilſen, Tabor und Ellbogen inne hat, zu dem ein Theil des zerſprengten Heeres der Böhmen ſich geſellt, auf der vierten iſt König Friedrich nach Schleſien geeilt, neue Kräfte zum Widerſtande zu ſammeln. Aber es dauert das Glück des Kaiſers fort und bald verſchwinden dieſe Hinderniſſe und Hemmungen zum großen Theil.

Zuerſt verſchwanden die Hoffnungen, welche König Fried-

rich noch auf Schleſien geſetzt. Johann Georg I., Kurfürſt von Sachſen, war im guten Vertrauen, daß es dem Kaiſer und der Liga Ernſt ſei mit den gethanen Verſprechungen, in der Lauſitz eingebrochen und hatte dadurch die Schleſier, angeführt von Johann Georg von Brandenburg-Jägerndorf, abgehalten, daß ſie nicht auf dem weißen Berge bei der Entſcheidungs-Schlacht ſein konnten. Bautzen war am 3. Octbr. 1620 in die Gewalt des Sachſen gefallen, aber der Kampf in der Lauſitz dauerte noch fort, als die Nachricht von der Schlacht auf dem weißen Berge kam. Darauf zogen die ſchleſiſchen Truppen allmählig ab und die Lauſitz blieb, vorläufig als Pfandſchaft, in der Hand des Sachſen. Die Sachſen bedroheten Schleſien von der einen, die Polen von der anderen Seite. Hatten die Polen kein ordentliches Heer, ſo ſendeten ſie doch oft Koſaken und Geſindel raubend und plündernd nach Schleſien hinein. So trübe waren die Verhältniſſe, als König Friedrich in dieſem Lande als armer Flüchtling ankam und ſogleich einen ſchleſiſchen Landtag am Anfange des Monats December berief. Noch zeigte derſelbe eine gute Faſſung: man wollte mehr Truppen werben, die Mähren zu gleichen Anſtrengungen auffordern, die Verbindung mit Bethlen Gabor ſtärken, ſich um andere ausheimiſche Hülfe bemühen. Einen Augenblick hoffte Friedrich, daß er nicht ohne einige Ausſicht den Kampf auf einem Boden, den er noch ſein nannte, würde fortſetzen können.

Aber mehrere Nachrichten kamen, welche dieſe Erwartungen in dem König bis auf nichts herunterſtimmten. Die mähriſchen Stände hatten auch wie die Böhmen ihren früheren Stolz aufgegeben. Sie hatten einen ſtarken Heerhaufen unter Bouquoy ohne Widerſtand in das Land gelaſſen, ſendeten eine Botſchaft nach Wien, um demüthig und weinerlich

des Kaiſers Gnade anzuflehen. Auf der andern Seite meldete ſich der Kurfürſt von Sachſen mit einem freundlichen, aber ernſten Schreiben bei den ſchleſiſchen Ständen. Er verſprach für ſie bei Ferdinand II. zu vermitteln, verſicherte ihnen in deſſen Namen und Auftrag Aufrechterhaltung ihrer Privilegien und Freiheit ihres Glaubens, dafern ſie ſich nur dem Kaiſer wieder in Gehorſam fügten. Andernfalls aber wieß er deutlich auf die Waffen hin, welche er in den Händen hatte. Der Kurfürſt handelte hierbei immer im Vertrauen auf die gegebenen Zuſicherungen, in der Meinung, daß es ſich allenthalben in den böhmiſchen Landen nur um Niederdrückung der politiſchen Revolution handele. Die ſchleſiſchen Stände fingen an einem Frieden geneigt zu werden, der ihnen Sicherheit des Glaubens bot. Wozu ſollten ſie nun einen Verzweiflungskampf für Friedrich eröffnen! Friedrich, die Geſinnung bemerkend, welche über die ſchleſiſchen Stände kommen wollte, entſchloß ſich, auch Breslau zu verlaſſen. Am 3. Januar 1621 verließ der unglückliche Fürſt auch dieſe Stadt, begab ſich zuerſt in die Kur-Mark und flüchtete bald, bei ſich immer ungünſtiger geſtaltenden Verhältniſſen, weiter in die Niederlande. Nun arbeiteten die ſchleſiſchen Stände eifrig unter Vermittelung des Kurfürſten von Sachſen an ihrer Ausſöhnung mit dem Kaiſer. Sie ward durch den Dresdner Accord, den die ſchleſiſchen Stände 18. Febr. 1621 mit Kurſachſen ſchloſſen, vorbereitet. Die Stände erkannten den Kaiſer wieder als ihren rechten Herrn an, entſagten allen Bündniſſen und verſprachen, ihre Truppen bis auf viertauſend Mann zu entlaſſen. Der Kurfürſt ſicherte ihnen dagegen eine allgemeine Verzeihung, die Beſtätigung aller Freiheiten, den Majeſtätsbrief eingeſchloſſen, zu und gelobte noch außerdem, die ſchleſiſchen Stände zu ſchützen, wenn ſie in der

Ausübung der Augsburgiſchen Confeſſion ſollten angefochten werden.

So waren am Anfange des Jahres 1621 die beiden Provinzen, Mähren und Schleſien, dem Kaiſer wieder unterworfen. Indeſſen hielt ſich in Ober-Schleſien noch Johann Georg von Brandenburg-Jägerndorf an der Spitze eines nicht unbedeutenden Heeres. Hatte Friedrich unter den Böhmen zweideutige Freunde genug gefunden, ſo fand er an mehreren deutſchen Fürſten treue und entſchloſſene Anhänger, die aushielten bis zuletzt, bis jegliche Spur von Hoffnung verſchwunden. Für den Kaiſer aber lag in der Art und Weiſe, wie Schleſien wieder gewonnen ward, eine Unbequemlichkeit, eine Störung. Der Kurfürſt von Sachſen hatte ſein Wort eingeſetzt, daß das Wort werde erfüllt werden, und man durfte ihn da, wo ſeine fürſtliche Ehre unmittelbar ins Spiel kam, nicht verletzen. Der Kaiſer beſtätigte daher, was der Kurfürſt in ſeinem Namen gewährleiſtet. Nicht allein um des Sachſen willen, ſondern auch weil Ferdinand II. in einem Theile Schleſiens, der noch von eigenen Fürſten beherrſcht, nur mittelbarer Herr war, mußte hier der Proteſtantismus milder als anderwärts behandelt werden.

Auch in Ungarn geſtalteten ſich die Verhältniſſe wieder viel günſtiger für den Kaiſer, und wenigſtens die Hoffnung, daß das Land wieder gewonnen werden könnte, eröffnete ſich. Bethlen Gabor, gegen den Dampierre bei Presburg gefallen, erntete nun die Früchte ſeines zweideutigen und ſchwankenden Betragens. Nach der Schlacht auf dem weißen Berge konnte ein Theil des kaiſerlichen Heeres unter Bouquoy nach Ungarn geſendet werden, um den Krieg mit größerer Kraft fortzuſetzen. Der Kaiſer ermahnte die Ungarn zum Abfall von Bethlen Gabor und ſicherte ihnen Gnade und Verzeihung zu. Dadurch

kamen Zweifel und Ungewißheit in die Gemüther. Schon fühlte Bethlen Gabor den Boden unter ſich ſchwanken und leitete daher am Anfange des Jahres 1621 Friedensunterhandlungen mit Ferdinand II. ein. Noch führten ſie zu keinem Ergebniß. Der Fürſt brach die friedlichen Verhandlungen wieder ab, als die Pforte ihm bewaffnete Hülfe verſprach. Aber dieſes Verſprechen täuſchte; die Türken kümmerten ſich jetzo um die ungariſchen und die deutſchen Angelegenheiten nicht, und Sultan Osman brach im Sommer dieſes Jahres lieber gegen die Polen auf. Bethlen Gabor wendete ſich nun ſogar um Hülfe an den Tartarchan, ſchon an ſeiner Sache verzweifelnd und in dieſer Verzweiflung den Erbfeind der Chriſtenheit aufrufend. Der Tartarchan wollte auch Bethlen Gabor mit zwölftauſend Reitern unterſtützen. Die Polen hieben ſie aber auf dem Durchzuge nieder, und ſo ging auch dieſe Hoffnung für Bethlen Gabor verloren. Schon wendeten ſich mit dem Wechſel des Glückes die angeſehenſten Magnaten-Familien Ungarns, die Belaſſa, Szecſy, Boſnya, Sereny und Palfy zu Ferdinand II. zurück. Bethlen Gabor ſetzte zwar den Krieg zur Behauptung Ungarns fort, aber die Ausſichten für ihn wurden immer trüber. Auch hier war in den erſten Monaten des Jahres 1621 bereits eine für Ferdinand II. ſehr günſtige Wendung der Dinge eingetreten.

Zur Zeit der Schlacht auf dem weißen Berge wäre nun etwa noch die Union für den Kaiſer und die katholiſche Sache zu fürchten geweſen, in ſo fern ſie doch noch immer möglicherweiſe die Waffen für Friedrich und die böhmiſche Sache hätte ergreifen können. Das zeitherige Benehmen der Union machte freilich dieſe Furcht zu einer ſehr ſchwachen und unbedeutenden, aber als ganz und gar verſchwunden konnte ſie doch damals noch nicht angeſehen werden. Es fehlte nun weiter nichts,

als daß nun auch ein ſolch völliges Verſchwinden eintrete, und auch dieſes ließ nicht lange auf ſich warten. Friedrich hatte von Breslau aus einen ſehr beweglichen Brief an die Union geſchrieben: ſie möchten wenigſtens Spinola wieder aus Pfalz treiben, und durch den Ulmer Tractat ſich nicht daran hindern laſſen. Denn es ſtehe jetzo Alles auf dem Spiele; die Fremden würden ſich in dem Reiche feſtſetzen, das Evangelium ganz unter tyranniſche Gewalt fallen. Sie ſollten ſich das Beiſpiel des Kurfürſten Moritz von Sachſen vorhalten, der auch in einer halbverzweifelten Lage durch einen männlichen und kräftigen Entſchluß noch Rettung gebracht.

Damals ſind die Spanier freilich ſchon in die Unter-Pfalz, am Rhein gelegen, eingedrungen, aber Heidelberg und mehrere andere Städte noch nicht in ihre Gewalt gefallen. Die ſogenannte obere Pfalz, zwiſchen Böhmen und dem Herzogthum Baiern gelegen, iſt jetzo noch durch die Stellung, welche Mannsfeld in Pilſen hat, gedeckt. In Heidelberg ſitzt als Friedrichs Statthalter der Pfalzgraf Johannes. Derſelbe ſchreibt einen Unions-Tag nach Heilbrunn aus. Das Ausſchreiben zeigt davon, daß wenigſtens Johannes die geheimen Entwürfe der katholiſchen Partei bereits vollſtändig durchſchaut. Mit Trug und Täuſchung, ſagt er, ſind ſie gegen die Evangeliſchen verfahren, nur um ihnen die Waffen für die böhmiſche Sache zu entwinden. Kein Verſprechen wird gehalten und in Zukunft gehalten werden. In geheimen Einverſtändniß mit den katholiſchen Fürſten und Ständen ſind die Spanier hereingekommen, die ſich ſchon frech und übermüthig faſt den ganzen Rheinſtrom entlang ausdehnen, alles Recht und Herkommen des Reiches höhnend, mit Füßen tretend. Die Spanier werden ſich weiter ausdehnen; wenn ſie mit Pfalz fertig ſind, werden die andern evangeliſchen Fürſten

und Stände nicht minder vergewaltiget werden. Es iſt daher die höchſte Zeit, Berathungen über kräftige Gegenwehr zu thun und darum wird dieſer Unions-Tag nach Heilbrunn ausgeſchrieben. Es kommt nun wohl dieſer Unions-Tag zuſammen, aber von der Einſicht und von dem Muthe, welche der Pfalzgraf Johannes in ſeinem Schreiben noch erweißt, findet ſich auf demſelben nicht die mindeſte Spur. Es wird hin und her geredet und geſprochen, aber an dem Entſchluſſe fehlt es und noch mehr an der That.

So hatten ſich bis zu dem Anfange des Jahres 1621 faſt alle Verhältniſſe zu Gunſten des Kaiſers gewendet. Die Werke der Täuſchung ſchienen alle einen günſtigen Ausgang zu nehmen. Nun ließ aber Ferdinand II. allmälig die Entwürfe ſeines Stolzes und ſeiner Rache, ſeines jeſuitiſchen Glaubenseifers, der mit dem ungeheuerſten Irrthum wähnet, daß mit Blut und Gewalt das Werk des Himmels ſich auf Erden bauen ließe, hervortreten. Zuerſt galt es Stolz und Rache zu befriedigen. Im Ritterſaale der Burg zu Wien ſprach Kaiſer Ferdinand II. am 21. Januar 1621 die Reichsacht über Friedrich von der Pfalz, ſeine Freunde und Feldhauptleute, Chriſtian von Anhalt, Johann Georg von Brandenburg-Jägerndorf, Georg Friedrich von Hohenlohe, aus. Nicht allein ſie ſelbſt, ſondern auch alle, die ihnen dienen, die ihnen Hülfe und Vorſchub in irgend einer Art erweiſen würden, ſollten in die Acht des Reiches und außer den Frieden deſſelben geſtellt ſein. Die Vollziehung der Acht in Betracht Friedrichs von der Pfalz ward dem Herzog von Baiern, in Betracht der Fürſten von Anhalt und Jägerndorf dem Kurfürſten von Sachſen, endlich dem Biſchof von Bamberg gegen den Grafen von Hohenlohe aufgetragen. Dieſe Acht ward mit Verachtung aller geſetzlichen Formen überhaupt und

der Rechte der Fürſten und Kurfürſten inſonderheit ausgeſprochen. Aus ſelbſteigener Macht, nur nachdem er ſeinen Reichshofrath angehört, ſprach ſie der Kaiſer aus, als ſei es nicht alten Rechtes und alten Herkommens in dem Reiche, daß jeder, und beſonders ein Fürſt, nur geladen, gehört und vom Gerichte ſeiner Standesgleichen beurtheilt, verurtheilt werden dürfe. Ein ungeheures Aufſehn machte die ſo widergeſetzliche Acht durch das alte Reich. Eine Menge von Stimmen und von Schriften erhuben ſich dagegen, die Ungeſetzmäßigkeit nachweiſend. Das alte Recht und Herkommen des deutſchen Reichs, vieldeutig und ungewiß, wie jedes auf Sitte und Gewohnheit mehr als auf Schrift beruhendes Recht und Herkommen, erlaubte indeſſen noch Ausflüchte und Vorwände, welche der Kaiſer und ſeine Partei getreulich benutzen. Friedrich ſollte, behaupteten ſie, indem er ſich an die Spitze der böhmiſchen Revolution geſtellt, einen Landfriedensbruch begangen haben, der Kaiſer das Recht haben, einen Landfriedensbrecher ohne Weiteres zu ächten. Als Landfriedensbruch aber war Friedrichs Benehmen gar nicht anzuſehen. Es war ſelbſt zweifelhaft, ob die ganze böhmiſche Angelegenheit als eine Reichsſache, ob ſie nicht als eine beſondere Sache des Hauſes Spanien-Habsburg angeſehen werden mußte.

Indeſſen frug der Kaiſer nicht viel nach dieſen Reden und Schriften, die ihm Ungeſetzlichkeit und Gewaltthätigkeit vorwarfen, denn er fühlte ſchon die Kraft, Ungeſetzlichkeit und Gewaltthätigkeit durchzuſetzen. Und etwas Anderes kümmerte ihn nicht. Sittliche Gründe ſeines Handelns erkannte er nicht mehr an, begehrte er nicht mehr. Der Strom ſchien ja für ihn fortzugehen. Maximilian I., der mit dem Blute ſeiner Baiern Oeſtreichs ſinkende Größe gegen Friedrich von der Pfalz gerettet, war bereit, auch das Schwert zur Ver-

nichtung des ihm ſtammverwandten pfälziſchen Hauſes zu ziehen. Denn von ſeinem Lieblingsgedanken, Deutſchland in den Gehorſam der römiſchen, ſeit der Reformation anti-national gewordenen Kirche Roms zurückzuzwingen, hingeriſſen, wollte er nicht bemerken, wie er zum bloßen Werkzeug fremder Gewalt und fremder Herrſchſucht herunterſank. Johann Georg I. von Sachſen war freilich höchſt unzufrieden beſonders mit der ſo ungeſetzlichen Form der Acht. Aber auch von dieſer Seite war kein Widerſtand gegen die Acht, eher Hülfe und Unterſtützung des ganzen Werkes zu erwarten. Denn der Kurfürſt war gekirrt durch die Ausſicht auf die Lauſitz und befand ſich in einem Zuge, aus dem er nicht ſofort heraus in das Gegentheil umſchlagen konnte.

Am jammervollſten aber benahm ſich die zu Heilbrunn verſammelte Union. An Maximilian von Baiern ſchrieben ſie faſt demüthig: ſie wollten ſich nicht erlauben, wie ſie es wohl könnten, die Art und Weiſe der Acht in Zweifel zu ziehen, ſie wollten nur in Erwägung geben, wie durch Vollziehung derſelben das Reich in Unruhe, Verwirrung und allgemeinen Krieg leichtlich geſtürzt werden möge. An den Kaiſer ſenden ſie auch: er möge doch die böſen Händel lieber friedlich ausgleichen. Niemand ſei bereitwilliger als ſie zu einer ſolchen Ausgleichung zu allgemeinen Nutz und Frommen die Hände zu reichen. Maximilian und der Kaiſer gehen auf ſolche Dinge auch nicht im entfernteſten ein. Wohl aber braucht Ferdinand II. ſein ganzes kaiſerliches Anſehn, um die ganze Union aufzulöſen. An die Reichsſtädte, welche noch zu dieſer ſtehen, wird geſchrieben, ihnen Verzeihung alles Geſchehenen bewilliget, ihre Rechte und Freiheiten neu beſtätiget, dafern ſie nur die Union verlaſſen würden. Und die Städte verlaſſen ſie. Auch Moritz von Heſſen verläßt ſie

und ſchließt darüber ſogar einen eigenen Tractat am 5. April 1621. Er will, verſpricht er darin, ſich Friedrichs von der Pfalz in keiner Weiſe annehmen, keinen Truppen widerſtehen, die im Namen des Kaiſers handeln werden, keinen neuen Bund mit irgend wen ſchließen, ſeine Truppen abdanken. Beſſer kann es der Kaiſer ſelbſt nicht wünſchen, als wenn die Proteſtanten entwaffnen, ihn damit in volle Freiheit ſetzen, daß er ſich dereinſt an kein früher gegebenes Verſprechen zu binden nöthig haben wird. Denen, welche bis zuletzt in der Union ausgehalten, Würtemberg, Baden, Brandenburg-Anſpach und Pfalz-Zweibrücken blieb nun kaum etwas Anderes übrig, als im Mai 1621, wo ſo die Zeit, für welche die Union geſchloſſen, abgelaufen, ſie völlig aufzulöſen.

Dieſe ſchmachvolle Auflöſung der Union war das Ergebniß einer bangen Furcht, eines paniſchen Schreckens, das ſich unter den proteſtantiſchen Fürſten verbreitet. Und daß ſie von einem ſolchen Schrecken jetzo überwältiget werden konnten, war die Frucht des Zwieſpalts, in dem ſie gelebt, der Erbärmlichkeit, mit welcher ſie armſeligen Täuſchungen ſich hingegeben, um nicht kräftig zu ſein, um nicht handeln zu müſſen. Mittelmäßige Köpfe, ſchlaffer und unentſchloſſener Sinn giebt ſich immer gern trügeriſchen Hoffnungen und täuſchenden Erwartungen hin, nur damit die Nothwendigkeit des kräftigen Handelns entfernt werde. Eine trübe, eine düſtere Zeit kommt nunmehr über Deutſchland. Auf der einen Seite die proteſtantiſche Partei, niedergedrückt von Furcht und Feigheit oder doch halb und zweideutig durch ſie gemacht, an den theuerſten und wehrteſten Dingen des Lebens beinahe verzagend, beinahe ſie aufgebend. Auf der andern Seite die katholiſche Partei mit Täuſchung, mit Trug, mit roher Gewalt, mit Blut und mit Gräueln aller Art für anti-nationale Entwürfe, für

Rom, für das fremde Glaubensjoch, für die geiſtige und irdiſche Dienſtbarkeit des Vaterlands deſſen heiligen Eingeweide zerreißend. Der Proteſtantismus ſcheint untergehen zu müſſen in Folge dieſes Sturmes. Einem verwegenen und entſchloſſenen Feinde gegenüber, einem Feinde gegenüber, mit dem ſich nur durch die Waffen ſprechen ließ, weil er andere Stimme als die Waffen-Stimme nicht kannte, legte der bei weitem größere Theil des proteſtantiſchen Deutſchlands, ſeine mächtigſten Fürſten und Stände, doch die Waffen hin. Wurden ſie allgemein, wurden ſie von Allen niedergelegt, wurden ſie denen etwa noch entwunden, welche ſie nach den letztberichteten Ereigniſſen noch hatten oder ſie ſpäter nahmen, ſtand dann der Katholicismus allein mit den Waffen, mit der Gewalt in dem Reiche da, ſo konnte nicht zweifelhaft ſein, was geſchehen würde. Es würde dann an die Vernichtung des nationalen Glaubens der Deutſchen, an die Reformation, an den evangeliſchen Katholicismus gegangen ſein.

Darauf ging die innerſte Geſinnung Kaiſer Ferdinands II., daß es ſo kommen, daß es ſo gedrehet und gewendet werden könne, daß man ſonder Gefahr an die allgemeine Vernichtung des Proteſtantismus in dem Reiche ſchreiten könne. Und nicht allein in dem Kaiſer waren ſolche Gedanken, Entwürfe, Wünſche und Hoffnungen. Am 28. Januar 1621 war Pabſt Paul V., feuriger Eiferer für den Katholicismus, geſtorben. Pabſt Gregor XV. beſtieg an ſeiner Statt den apoſtoliſchen Stuhl, an Eifer ſeinen Vorgänger noch übermeiſternd. Seine Meinung war, daß von dem glücklichen Umſchwunge der Dinge, welcher nach der Schlacht auf dem weißen Berge eingetreten, aller mögliche Vortheil auf allem und jedem Wege gezogen werden müſſe. Der Nuntius Karl Karaffa, welchen er alsbald an Kaiſer Ferdinand II. ſendete, lag

denſelben unaufhörlich an, zu den kräftigſten und entſcheidendſten Maßregeln gegen die Proteſtanten zu greifen, keine Rückſicht zu nehmen, keine Mittel zu ſcheuen. Es war dieſelbe Sprache, die immer von dem apoſtoliſchen Stuhle herunter geſprochen worden, Gewalt und wieder Gewalt, zufahrende, rückſichtsloſe Gewalt. Nicht lange wird Kaiſer Ferdinand II. dem Verlangen des Pabſtes durch klare und offene That nicht entſprechen. Und anderwärts allenthalben reden die apoſtoliſchen Boten dieſe Sprache. Vieler Orten finden ſie Beifall und im Allgemeinen ſcheint ſich der Katholicismus gegen den Proteſtantismus erheben zu wollen.

Das Glück, welches die katholiſche Sache auf dem weißen Berge gehabt, ermunterte Philipp III. von Spanien, der mit Ferdinand II., ſeinem Stammvetter, in genauem Zuſammenhange ſtand, ebenfalls aufzutreten. Schon früher waren die Vorbereitungen zu einem neuen Kampfe gegen die nord-niederländiſche Republik getroffen worden. Als alle Sachen für den Katholicismus ſich ſo günſtig wendeten, entſchloß ſich Spanien zur Erneuerung des Krieges gegen die Republik, um ihr Gebiet wieder zu gewinnen, den Proteſtantismus auch hier zu vernichten. Am 25. März 1621 war Peter Pekkius, Kanzler von Brabant, wie eben der zwölfjährige Waffenſtillſtand abgelaufen, im Haag erſchienen vor den Generalſtaaten und hatte von ihnen Rückkehr unter die Hoheit Spaniens gebieteriſch begehrt. Mit Unwillen ward geantwortet, und alsbald brach der Krieg zwiſchen Spanien und Nord-Niederland aus. Es machte in dem Stande der Dinge keine Aenderung, daß ſchon am 31. März 1621 König Philipp III. ſtarb. Sein Sohn Philipp IV. blieb bei denſelben Geſinnungen.

Alſo ward es ſchon klar, daß es ſich nicht um den Proteſtantismus in Deutſchland allein handele, daß es eine allge-

meine Gefahr ſei, in welcher er ſchwebe. Aber die übermüthigen Gedanken der Menſchen müſſen ſich oftmals in ſich ſelbſt zerſtören. Frankreich, jetzo unter der Herrſchaft Ludwigs XIII ſtehend, iſt ſelbſt eine eifrig katholiſche Macht, aber bedenklich muß dem franzöſiſchen Kabinet die Wendung werden, welche die Sachen erhalten. Der Proteſtantismus ſoll vernichtet werden, aber die beiden Linien des Hauſes Spanien-Habsburg wollen zugleich ihre politiſche Macht erweitern, Spanien über Nord-Niederland, Ferdinand II. über das deutſche Reich. Dieſes kann Frankreich um keinen Preis dulden. Es glaubt ſchon aufmerkſam alle Bewegungen jener beiden Mächte beobachten zu müſſen. Dieſes um ſo mehr, als man ſchon einen klaren Beweis hatte, daß ſie nicht allein den Proteſtantismus unterdrücken, auch ſich politiſch mehren und ausdehnen wollten. In den italieniſchen, von Katholiken bewohnten Thälern, die dem proteſtantiſchen, mit der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft verbündeten Graubündten unterwürfig waren, war das Volk, von Mailand her durch die Spanier aufgeſtachelt, blutig aufgeſtanden und am 19. Juli 1620 hatten bei ſechshundert Proteſtanten einen grauſamen Untergang durch verruchte Mörderfäuſte gefunden, die, wie die Mörder der Bartholomäusnacht, das Werk Gottes im Morde zu treiben wähnten.

Dieſe Revolution, wenn ſie auch durch manchen Druck der proteſtantiſchen Graubündter, der indeſſen nie blutig geweſen, hervorgerufen worden, war doch entſetzlich und giebt ſchweres Zeugniß über die Weiſe und Geſinnung, welche in einen Theil der katholiſchen Welt hineingekommen. Es waren Wehrloſe, Greiſe zumeiſt, Frauen und Kinder, die barbariſch hingewürgt, oft ſogar lebendig verbrannt worden. Jacob Robuſtelli hatte den blutigen Aufſtand geleitet, erſchien fortan

als Haupt und Führer der Empörer. Dieſe katholiſche Revolution der italieniſchen Unterthanen gegen Graubündten iſt das genaue Seitenſtück der proteſtantiſchen Revolution Böhmens gegen Ferdinand II., nur daß jene viel blutiger und barbariſcher iſt als dieſe. Derſelbe Kaiſer, der ſo viel vom Rechte ſpricht, wie er Böhmen verlieren ſoll, achtet das Recht nicht im Mindeſten, wenn es andere haben, wenn er durch deſſen Verletzung etwas zu gewinnen hofft. Oeſtreichiſche und ſpaniſche Truppen rückten alsbald in die Thäler ein, um die Revolution zu ſchirmen und ſich noch obenein bei Gelegenheit des ganzen Landes von Graubündten zu bemeiſtern, wo auf Anhang bei den übrig gebliebenen Katholiken gerechnet werden konnte. Dieſes Landes Beſitz wünſchte der ſpaniſche und der kaiſerliche Hof, um zwiſchen Mailand und Tirol einen richtigen geographiſchen Zuſammenhang zu gewinnen. Nun rief Graubündten die Hülfe von Bern und Zürich und beinahe in denſelben Wochen und Tagen, wo in Böhmen geſtritten ward, war auch in den hohen Alpen ein blutiger Kampf. Aber hier wie dort waren die Waffen der Proteſtanten ſieglos. Nun erhuben ſich auch die Katholiken in Graubündten ſelbſt. Sie waren noch immer zahlreich in einem Theile deſſelben „der graue Bund" genannt. Selbſt das eigentliche graubündtiſche Gebiet ward nun zum Theil von ſpaniſchen und öſtreichiſchen Truppen beſetzt. Gomez Alvarez, Herzog von Feria, ſpaniſcher Statthalter von Mailand, leitete beſonders dieſe Dinge.

Indeſſen war nun nicht allein Venedig, ſondern auch der franzöſiſche Hof aufmerkſam darauf geworden, wie Spanien-Habsburg hier um ſich zu greifen drohe. Frankreich mußte geſchont werden und darum ward 25. April 1621 zu Madrid ein Tractat geſchloſſen: die ſpaniſchen und öſtreichiſchen Trup-

pen ſollten die italieniſchen Thäler räumen, dieſe unter die Herrſchaft Graubündtens zurückkehren, jedoch Verzeihung alles Geſchehenen Statt finden, in den italieniſchen Landſchaften fürderhin nur noch katholiſcher Gottesdienſt ſein. Aber weder Spanien noch der Kaiſer war geſonnen, auch hier ein gethanes Verſprechen zu erfüllen. Sie hatten jetzo die Macht, Frankreich mit leeren Worten hinzuhalten und es ließ ſich um ſo mehr hinhalten, als am Hofe jetzt noch die rein = katholiſchen Intereſſen vorherrſchten, weil man Spanien = Habsburg noch nicht völlig durchſchaut und weil man ſelbſt eben anderwärts beſchäftiget war.

Beinahe zu derſelben Zeit, wo Spanier und Oeſtreicher ſich in Graubündten ſelbſt zu ſetzen ſuchten und wo jener trügeriſche Tractat zu Madrid geſchloſſen ward, am Anfange des Jahres 1621, überzog König Ludwig XIII. die franzöſiſchen Calviniſten wieder mit Krieg. Vielfache Verletzungen des Toleranzedictes von Nantes, Druck und Gewaltthaten aller Art hatten die franzöſiſchen Calviniſten allerdings zu Feinden ihres Königs gemacht und ihnen die Waffen aufgenöthiget. Dieſer Krieg, in dem ſich auch der allgemeine Character des Katholicismus dieſer Zeit offenbarte, währte bis tief in das Jahr 1622 hinein. Er ward durch den Frieden von Montpellier 19. Octbr. 1622 beendet. Es war nicht gelungen, die Calviniſten zu vernichten. Man mußte ihnen das Toleranzedict beſtätigen. Indeſſen ſchieden die franzöſiſchen Calviniſten aus dieſem Kampfe abermals ſehr geſchwächt. Ihre meiſten feſten Schlöſſer und Städte hatten ſie in dieſem Kriege verloren. Sie werden in Zukunft nur ſchwachen Widerſtand der rohen Gewalt noch entgegenſetzen können.

Von dem Kaiſer aber und von Spanien wollte die Zeit benutzt ſein, da Frankreich noch anderwärts beſchäftiget, da es

nicht allen länderſüchtigen Entwürfen mit Aufmerkſamkeit folgen und ihnen kräftig wehren konnte. Keinesweges galt es ihnen, die böhmiſchen und ungariſchen Lande, die durch eine Revolution verloren gegangen, allein wieder zu gewinnen, größere Gedanken auf neue Macht und Herrſchaft waren aufgewacht. Sie ſollten erfüllt werden um jeden Preis. Ohne Kriegserklärung, mit Verachtung alles deſſen, was unter Völkern und Staaten ſeit uralter Zeit für Recht gilt, drangen zunächſt ſpaniſche und öſtreichiſche Schlachthaufen, letztere angeführt von dem wilden Baldiron, in Graubündten ein, das ganze Land überſchwemmend. Baldiron, aller Orten mit grober und trotziger Willkühr ſchaltend, drohete mit dem Tode, wer nicht die Waffen ausliefern, nicht den alten Bündniſſen entſagen, nicht dem Hauſe Habsburg Gehorſam und Unterthänigkeit ſchwören wollte. So ſuchte man ſich feſtzuſetzen in einem Lande, über das man nicht das mindeſte Recht beſaß, welches ſelbſt befreundet geweſen. Vergebens erhub die ſchweizeriſche Eidgenoſſenſchaft die bitterſten Klagen über die ungeheure Gewaltthat. Man achtete nichts, weil man glaubte, keine Gewalt ſcheuen zu dürfen. Die Gewalt war der angebetete Götze. Bald begannen nun auch in Graubündten die heftigſten Maßregeln gegen den evangeliſchen Glauben. Die Menſchen ſollten gezwungen werden, wieder katholiſch zu werden. Katholicismus und ſpaniſch-habsburgiſche Gewalt gingen Hand in Hand.

Eben ſo arg hauſten um dieſelbe Zeit Spanien und der Kaiſer auf dem Boden des heiligen Reiches, beſonders aber da, wo Ferdinand unmittelbarer Herr war, in Böhmen. Die heiligen Fürſten-Pflichten wurden auf das ungeheuerſte verkannt. Freiheit und Raum, alſo zu verfahren, gewährte des Krieges glücklicher Fortgang. Zunächſt gewann der Kaiſer

alle ſeine eigenthümlichen Lande wieder. Der arme Friedrich hatte am 23. Mai 1621 den Markgrafen Johann Georg von Brandenburg-Jägerndorf zu ſeinem Ober-Commiſſair und Feldhauptmann ernannt. Er ſollte Wiederoberung alles Verlorenen verſuchen. Kaiſer Ferdinand II. erläßt darauf wiederum ein fulminirendes Patent gegen Friedrich und ſeine Anhänger. Es ſei nun bei ſo großem Frevel und Trotz mit Vollziehung der Acht nicht länger zu zögern. Keiner der Fürſten ſolle ſich mehr erlauben, für den Geächteten vorzubitten und von friedlicher Ausgleichung zu ſprechen. Wenige Tage vor ſeinem Patente hatte Friedrich indeſſen aus Gravenhagen in den Niederlanden an die Kurfürſten des Reiches geſchrieben, ihre Vermittelung aufgerufen für einen allgemeinen Frieden und ſeine Wiedereinſetzung in die Pfalz. Stillſchweigend wenigſtens giebt er in dieſem Schreiben alle Anſprüche auf die böhmiſchen Lande auf. Wenn er daher den Krieg in Schleſien doch will fortgeſetzt wiſſen, ſo ſcheint es weniger mit der wahren Hoffnung, die böhmiſchen Lande wieder zu gewinnen, geſchehen zu ſein, ſondern vielmehr um den Kaiſer eher zu einem günſtigen Abkommen wegen der Pfalz zu bewegen. Ferdinand II. aber weißt Alles ab; vernichtet will er ſeinen politiſchen Gegner wiſſen, vernichtet einen der größten proteſtantiſchen Fürſten des Reiches.

Vergebens verſucht nun der Jägerndorfer durch Aufrufe einen neuen Aufſtand in Schleſien und Böhmen zu erzeugen. Die Gemüther der Menſchen ſind gebrochen. Der Kurfürſt von Sachſen, um nicht die Ausſicht auf die Lauſitzen zu verlieren, vollzieht die Acht gegen Jägerndorf und es kommt derſelbe in hartes Gedränge. Jedoch ſetzt er den Kampf fort, ſo lange noch Ausſicht iſt, ſo lange ein Freund und Bundesgenoſſe ihm in der Nähe ſteht. Dieſer iſt Bethlen Gabor,

Fürſt von Siebenbürgen, König von Ungarn, wie er ſich nannte. Aber auch dieſer Bundesgenoſſe verſchwand. Wohl hatte ſich Bethlen Gabor, nachdem Bouquoy gegen ihn gefallen, im Sommer 1621 wieder erhoben und ganz Ungarn, Presburg ausgenommen, wieder in ſeine Hand gebracht, ſo daß er Streif-Partieen bis nach Oeſtreich und Mähren ſenden konnte. Dennoch hatte er unter den letzten trüben Ereigniſſen und ob des zweideutigen und verrätheriſchen Sinnes der ungariſchen Magnaten die früheren Hoffnungen aufgegeben. Schon im Herbſte knüpfte er Friedens-Unterhandlungen mit dem Kaiſer an, auf welche dieſer natürlich auf das bereitwilligſte einging. Wieder einige Verſprechungen koſteten ja nichts, wenn dadurch Ungarn wiedergewonnen und ein Feind, wenn auch nur auf einige Zeit, entwaffnet ward. Am 31. Decbr. 1621 ward der Friede zwiſchen Ferdinand II. und Bethlen Gabor geſchloſſen und im Januar 1622 ratificirt. Ferdinand II. verſprach den Ungarn eine allgemeine Verzeihung und genaue Beobachtung aller Geſetze und Religions-Freiheiten, namentlich des Wiener Friedens. Bethlen Gabor legte den königlichen Titel ab, empfing dagegen das Verſprechen der Erhebung in den deutſchen Reichsfürſtenſtand, der Uebergabe der beiden ſchleſiſchen Herzogthümer Oppeln und Ratibor, endlich auf ſeine Lebenszeit ſieben Geſpannſchaften Ungarns. So kehrte Ungarn unter die Herrſchaft des Kaiſers zurück, der daſelbſt im Mai-Monat 1622 einen friedlichen Reichstag halten konnte. Bethlen Gabor erfüllte die gethanen Verſprechungen und ſo endet vor der Hand der Krieg auf dieſer Seite völlig. Da verzagte auch der Jägerndorfer und löſte im Januar 1622 das Heer, mit dem er noch einen Theil von Ober-Schleſien beſetzt hielt, auf. Nur der junge Graf Bernhard von Thurn vertheidigte die Stadt Glatz bis zum

22. Octbr. 1622, wo auch er ſie gegen freien Abzug übergeben mußte. Das Fürſtenthum Jägerndorf ward von dem Kaiſer eingezogen.

Gleichergeſtalt war Ferdinand II. auch eines andern Feindes, der ihn in ſeinen eigentlichen Landen noch bedrohete, ledig geworden. In einem Winkel Böhmens, über Pilſen, Tabor, Ellbogen und mehrere andere feſte Schlöſſer und Orte, überdauerte Ernſt von Mannsfeld noch geraume Zeit die Schlacht auf dem weißen Berge. Viele der aufgelößten und zerſtreuten Schaaren des böhmiſchen Heeres und andere Heimathloſe hatte der Graf an ſich gezogen und war dadurch an die Spitze einer nicht zu verachtenden Macht gekommen. Die Unfälle des böhmiſchen Krieges ſchrieb der Graf beſonders dem Umſtande zu, daß die Söldnertruppen nicht richtig bezahlt, überhaupt armſelig und dürftig gehalten worden. Darum glaubte er das Gegentheil thun zu müſſen. Aber die Weiſe, in welcher er nun für die Soldaten ſorgte, war entſetzlich und inhaltſchwer. Raub und Ausſchweifungen aller Art geſtattete er ihnen. Andere haben die Gedanken Mannsfelds erweitert und ſie in dem breiteſten Maßſtabe ausgeführt. Der Krieg ſelbſt müſſe den Krieg nähren und wilde Luſt dürfe dem Soldaten, damit er ſtets gut und willig für den Kampf ſei, nicht gewehrt werden. Solche Gedanken mehrerer Feldherrn haben herbeigeführt, daß der dreißigjährige Krieg eine furchtbare Geißel für Deutſchland geworden, daß er ſo reich iſt an unmenſchlichen Scenen, an Raub, Mord, Brand, Nothzucht und allen Gräueln, wie ſie immer Namen haben mögen. Doch allein ſind die Feldherrn nicht Schuld an dieſen Dingen, deren einzelne Erwähnung immer nur Ekel erregen kann. Noch ein anderer Umſtand iſt hinzugetreten. Die Söldnerbanden des dreißigjährigen Krieges beſtehen doch größtentheils aus ehe-

maligen Landbewohnern. Die Landbewohner Deutſchlands ſind nach den großen Bauernaufſtänden von den Fürſten und der vornehmen Welt unter einen entſetzlichen Druck genommen worden. In demſelben verwildern und entmenſchen ſie. Und als ſie nun im dreißigjährigen Kriege die Waffen in die Hände erhalten, rächen ſie mit Frevel und Gräuel an dem menſchlichen Geſchlecht, was gegen ſie gefrevelt worden iſt. Denn aus dem Böſen muß ſich immer das Böſe gebären. Mannsfeld konnte ſich indeſſen nur bis zum Frühling des Jahres 1621 noch in einem Winkel Böhmens behaupten.

Maximilian von Baiern trieb ihn aus, und mit etwa zwanzigtauſend Streitern warf ſich der Graf in die benachbarte Ober-Pfalz. Auch ſie iſt er nicht im Stande gegen Maximilian und Tilly, der ihm hier ebenfalls entgegentritt, zu behaupten, und fährt mit ſeinem wilden Heerhaufen weiter nach dem Rheine, in die untere Pfalz. Maximilian von Baiern ließ in der Ober-Pfalz ſich und dem Kaiſer Treue und Gehorſam ſchwören. Der Acht gegen Friedrich ſollte die breiteſte Anwendung gegeben werden, nicht allein Friedrich V., ſondern auch ſein ganzes Geſchlecht die Kur-Pfalz verlieren. Darauf, ſchreibt der Baier an den Kaiſer, kommt es jetzo vorzüglich an, den Proteſtanten eine Kurſtimme zu entwinden und ſie an Katholiſche zu bringen. Dann können auf den Reichstagen alle Dinge im Geiſte des Katholicismus durchgeſetzt werden. Der Kaiſer erhielt nun auch Böhmen endlich frei. Indeſſen ſchien doch auch wieder eine für Friedrich V. nicht ganz ungünſtige Wendung der Dinge einzutreten. Vielleicht wird er doch die untere Pfalz behaupten und den Kaiſer zu einem billigen Abkommen nöthigen. Mannsfeld, welchem Tilly nachgefolgt, hält ſich rüſtig in der untern Pfalz. Dazu kam in einige kleinere Fürſten des Reiches das Gefühl, daß

bei den Geſinnungen und den Entwürfen der Gegner nothwendigerweiſe Alles untergehen müſſe, wenn die Proteſtanten nicht zu den Waffen griffen. Daher wollten ſie das Zeichen geben, daß die Union ſich wieder erheben müſſe. Georg Friedrich, Markgraf von Baden-Durlach, ſammelte eine Schaar wilder und verwegener Söldner um ſich und vereinigte ſich mit dem Grafen von Mannsfeld. Vorſichtig hatte er vorher die Regierung ſeines kleinen Landes dem Sohne überantwortet, damit das Geſchlecht nicht untergehe, wenn er unterginge. Desgleichen hatte in Niederſachſen Chriſtian von Braunſchweig, Biſchof von Halberſtadt, gethan, ein Mann, der ſeinen Grimm und Haß gegen die katholiſche Partei in wilden und entſetzlichen Thaten ausſprach. Denn nachdem die Leidenſchaften einmal aufgeregt und der Zorn entbrannt, nachdem ſie gereizt durch rohe Gewalt, ließ auch die proteſtantiſche Partei, wo ſie es vermochte, nicht ſelten ihren Grimm in blutiger That aus.

Friedrich V. hatte unter dieſen Ereigniſſen die Niederlande verlaſſen und war zu Mannsfeld's Heere gekommen, das unter ſeinen Augen am 14. April 1622 den Feind beſiegte. Indeſſen währte das Glück nicht lange. Die mit den Waffen aufgeſtandenen Fürſten blieben vereinzelt ſtehen und waren allein der Macht der Liga und Spaniens, auch Tilly's Feldherrntalent nicht gewachſen. Tilly faßte den Markgrafen von Baden bei Wimpfen 26. April 1622 und ſchlug ihn aufs Haupt. Damals geſchah die große That der Bürger von Pforzheim. Um ihren Fürſten vor Gefangenſchaft zu bewahren, ließen ſich dreihundert Männer vom Feinde niederhauen, fechtend, bis der Fürſt gerettet war. Mit den Trümmern nur ſeines Heeres vereinigte ſich Baden wieder mit Mannsfeld, von dem er ſich unvorſichtig getrennt. Chriſtian von Braun-

ſchweig kam auch aus Niederſachſen herangezogen, um ſich mit Mannsfeld zu vereinigen. Tilly kam der Vereinigung zuvor, faßte Chriſtian 6. Juni 1622 bei Höchſt und ſchlug ihn, daß auch er nur mit den Reſten ſeines Schlachthaufens ſich mit Mannsfeld vereinigen konnte.

Unterdeſſen hatte Jacob I. zwar nicht gehandelt, aber doch für ſeinen Tochtermann geſprochen und geſchrieben, bald bei Spanien, bald bei dem Kaiſer, gegen die Beſetzung der Pfalzen proteſtirt, eine Vermittelung vorgeſchlagen, die für Friedrich V. demüthig genug würde geweſen ſein. Gegen Entſagung aller Anſprüche auf Böhmen, Fußfall und Abbitte ſollte die Pfalz zurückgeſtellt werden. Eben ſo begehrt Chriſtian IV. von Dänemark, daß eine ſolche Ausgleichung getroffen werde und Friedrich V. ſeine Pfalz wieder erhalte. In demſelben Sinne hat ſich Johann Georg I. von Sachſen ausgeſprochen. Kaiſer Ferdinand II. iſt zu großer Vorſicht oder vielmehr zu großer Schlauheit genöthiget. Nur Schritt vor Schritt darf weiter gegangen werden; man muß ſich hüten, die Proteſtanten, ehe man in der Faſſung iſt, ihnen tüchtig begegnen zu können, allzuſehr aufzuregen. Faſt alle proteſtantiſche Fürſten von Bedeutung haben noch Kriegshaufen um ſich, die ſich leicht an Mannsfeld anſchließen könnten. Der Kaiſer beſchließt, das Drängen Englands, Dänemarks, Sachſens ſelbſt nach einer friedlichen Ausgleichung zu benutzen, um Mannsfeld hinwegzubringen. Darum giebt er der Infantin-Regentin der Niederlande, Clara Eugenia Iſabella von Spanien, den Auftrag, die Vermittelung vorzunehmen, wovon alle, England, Dänemark, Sachſen in Kenntniß geſetzt werden. Dadurch wird ihnen zwar nicht das förmliche und feierliche Verſprechen gegeben, daß die Pfalz zurückgegeben werden ſollte, was ja erſt den Gegenſtand der Unterhandlung ſelbſt

bildet, aber die ſtarke Hoffnung gemacht, daß es geſchehen werde. Freilich muß ſich aber Friedrich V. von der Pfalz vorher demüthigen und darf den Krieg nicht fortſetzen. Deshalb hat der Kaiſer ſtets alle Vorbitten zurückgewieſen, weil der Kurfürſt ſich nicht demüthige, frechen Trotz gegen die kaiſerlichen Sprüche beweiſe, noch immer ſich mit den Waffen wehre. Alſo getäuſcht entläßt Friedrich den Grafen von Mannsfeld und den Herzog Chriſtian ſeiner Dienſte, und der Markgraf von Baden-Durlach dankt ebenfalls ſein Kriegsvolk ab. Friedrich ſelbſt kehrt im Monat Juli 1622 in Erwartung der guten Dinge, die da kommen ſollen, in die Niederlande zurück, nachdem er die unmittelbar unter ihm ſelbſt ſtehenden Truppen, mit Ausnahme der Beſatzungen von Heidelberg, Mannheim und Frankenthal, ebenfalls entlaſſen hatte.

Als der Zweck erreicht war, erklärte die Infantin, daß aus dem Vermittelungsgeſchäft nichts werden könne, denn der Kaiſer glaube in Friedrichs Sache nicht ohne Zuziehung des ganzen Reiches handeln zu dürfen. Nun werden die Menſchen vertröſtet auf einen Reichstag, welcher zu Regensburg gehalten werden ſoll. Das Ganze iſt klar und offenbar weiter nichts als eine im Voraus berechnete Täuſchung. Man freut ſich, daß man noch Treu und Glauben finde, nicht weil man ſich derer würdig machen wollte, nur weil man aus dem Mißbrauch noch viele Vortheile ziehen konnte. Mannsfeld und Chriſtian ſind unterdeſſen abgezogen nach den Niederlanden, wo ſie kurze Zeit im Dienſt der Republik ſich befanden. Nicht lange von derſelben feſtgehalten, ziehen ſie ſich nach Friesland, eine beſſere Zeit erwartend. Nun haben die Baiern und die Spanier freie Hand in der untern Pfalz gewonnen. Tilly erobert am 17. Septbr. 1622 Heidelberg und etwa fünf Wochen darauf auch Mannheim. Herzog Maximilian I. von Baiern hatte ſich in

dem Maße aller deutſch=nationalen Gefühle entkleidet, daß er ſchon vor der Eroberung von Heidelberg dem Pabſte Gregor XV. die ſchöne heidelberger Bibliothek, reich beſonders an Handſchriften von unſchätzbarem Werthe, zum Geſchenk verſprochen. Und nach der Eroberung ſäumte er nicht das fremde Eigenthum als ſein Geſchenk nach Rom fortſchleppen zu laſſen.

Die Zeit aber bis auf die Eröffnung des Regensburger Tages, der ebenfalls nur eine täuſchende Vertröſtung war, gedachte man wohl zu benutzen und ſich in die Verfaſſung zu ſetzen, daß man die größten Dinge gewaltſam durchſetzen könnte. Stillſchweigend einig war die ganze katholiſche Partei Deutſchlands darin, daß die Reformation wieder vernichtet werden müſſe. Wenige Proteſtanten der damaligen Zeit, aber doch einige durchſchauen dieſen ſtillſchweigenden Gedanken. Eine gleichzeitige Schrift ſchreibt den Katholiken und beſonders dem Kaiſer deshalb die düſterſten Entwürfe zu. Der Kaiſer hat dabei immer noch ſeine beſondern Entwürfe, die auf Macht und Größe ſeines Hauſes liefen. Es müſſen dieſe aber nach Möglichkeit verborgen werden; ſelbſt den katholiſchen Ständen möchten ſie wenig angenehm ſein. Die ſpaniſchen, ligiſtiſchen und kaiſerlichen Truppen ſuchen ſich nun nach Mannsfelds Abzuge immer weiter in den Reichsſtädten, in den Fürſtenlanden auszudehnen. Keine Klage über die immer wilder und wilder verletzte Ordnung des Reiches wird beachtet. An ſchönen Worten aber, wie man zu Allem, was geſchehe, genöthiget ſei durch die Macht der Verhältniſſe, an ſchönen Verſprechungen, wie es dem Kaiſer um weiter nichts zu thun ſei, als um die Wiederherſtellung der Ordnung, des Friedens im Reiche, um die Aufrechterhaltung der alten Friedens=Tractate über die Kirche, iſt kein Mangel. Das Höchſte, was man den Proteſtanten zu verſtehen giebt, iſt, daß ſie nun

freilich wohl die erſt nach dem Paſſauer Tractate eingezogenen Güter der römiſchen Kirche würden herausgeben müſſen. Die ſchönen Worte und Verſprechungen waren indeſſen auf weiter nichts als auf abermalige Täuſchung und auf einigen Zeitgewinn berechnet.

Welcher Art ſie waren, darüber konnten freilich die Thatſachen klar und unzweideutig jeden belehren, der nur überhaupt etwas ſehen konnte und wollte. Maximilian I. von Baiern, der ſich vom Kaiſer ſchon das Verſprechen hatte geben laſſen, daß die Lande Friedrichs V. von der Pfalz ſein Eigenthum werden ſollten, theilte die Oberpfalz gleich nach der Eroberung in Diſtricte, Jeſuiten wurden in ſie vertheilt, der proteſtantiſche Gottesdienſt abgeſtellt, die Menſchen gezwungen, wieder katholiſch zu werden. Gleicherweiſe verfährt Kurfürſt Schweikert von Mainz in der untern Pfalz, auf der Bergſtraße, die er in Beſitz genommen. Allenthalben ward nach Möglichkeit viel Gewalt und Druck gegen die Proteſtanten ausgeübt. Die Jeſuiten waren zu neuen Hoffnungen und zu neuer Thätigkeit erwacht. Ordnung, Recht und Tractate galten bei ihnen natürlich nichts.

Kaiſer Ferdinand II., getrieben von ihnen und von apoſtoliſchen Legaten, blieb nicht zurück. Auf zwei Puncten, auf einem kleinen und einem großen, zeigte ſich ſeine Geſinnung und ſeine Thätigkeit um dieſe Zeit. In Graubündten hatte das Volk im Frühling 1622, durch den äußerſten Druck und die äußerſte Gewalt erbittert, ſich erhoben, um ſeine politiſche und religiöſe Freiheit wieder zu erobern. Nicht ohne Glück war im Anfange dieſer Streit gegangen. Der alte Bund hatte wieder aufgerichtet werden können. Aber der für den Kaiſer glückliche Krieg in Deutſchland erlaubte ſchon im Sommer 1622 neue Schaaren nach Graubündten zu werfen.

Der unmenſchliche Baldiron faßte wieder feſten Fuß und ſättigte mit dem Blute von Weibern und Kindern ſeine Wuth. Graubündten ward 30. Septbr. 1622 zu einem Tractate gezwungen, in dem es etwa den dritten Theil ſeines Gebietes, zwiſchen Mailand und Tyrol gelegen, an Oeſtreich abtreten mußte, ohne daß dadurch für das übrige Graubündten Ruhe und Sicherheit gewonnen worden. Gewaltſamkeit und Druck aller Art dauerten fort. In dem abgetretenen Landestheile aber wurden die Menſchen in gewöhnlicher Weiſe vom evangeliſchen Glauben hinweggezwungen. Der apoſtoliſche Legat Alexander Scapi ſtand bei allen Gewaltthaten vorauf. Der Geiſt war allenthalben derſelbe; nur die Verſchiedenheit des Raumes bildet den Unterſchied. So erſcheinet freilich, was in Graubündten geſchah, nur als klein und unbedeutend gegen das, was die böhmiſchen Lande erfuhren. Denn hier galt es die Zurücknahme und die Vernichtung einer ſehr bedeutungsvollen, inhaltſchweren Thatſache.

In Böhmen, gerade im Herzen Europa's, an den Markungen der deutſchen Welt auf der einen Seite und der ſlaviſch-magyariſchen auf der andern, hatte ſich der evangeliſche Katholicismus ſo feſtgeſetzt, daß mehr als drei Viertheile der Menſchen überhaupt zu ihm getreten, kaum noch ein Viertheil für den römiſchen Katholicismus übrig geblieben. Blieb die Reformation hier beſtehen, ſo konnte ſie immer noch hoffen, in Zukunft dem römiſchen Katholicismus das Uebergewicht in Europa abzukämpfen. Der römiſche Stuhl und die Jeſuiten begriffen das wohl. Darum ruheten und raſteten ſie nicht, bis die Reformation hier ganz vernichtet. Freilich konnte man, da der Glaube ein frei Ding iſt, das durch Gewalt nicht in der Menſchenbruſt umgeändert werden kann, bei der herangewachſenen Generation weiter nichts als ein äußerliches

Bekenntniß des Katholicismus erzwingen; aber man ſorgte für die heranwachſende Jugend, daß ſie keinen Laut vom Proteſtantismus mehr erfahren ſollte.

In dem Verfahren Kaiſer Ferdinands II. gegen Böhmen iſt wieder eine ſehr genaue und ſchlaue Berechnung zu gewahren, die indeſſen wohl weniger von ihm ſelbſt als von ſeinen jeſuitiſchen Umgebungen ausgegangen. Die Jeſuiten wollen nichts übereilen, damit der Erfolg ſicher und unzweifelhaft ſei. Erſt wenn man die Gewalt hat, zu thun und zu laſſen, was man will, darf man den Gegnern durch die That alle ſeine Gedanken offenbaren. Darum wird im Anfange an des Kaiſers Hofe nicht geachtet auf den apoſtoliſchen Nuntius Karaffa, der ſchnelle und ſchneidende Maßregeln begehrt. So lange noch Friedrich V. in Schleſien war, wird mit Vorſicht und Milde verfahren. Jetzo darf man noch keine Verzweifelung aufregen, die Verzweifelten möchten ſich wieder für Friedrich erheben. So verfährt Karl, Fürſt von Lichtenſtein, Gubernator in Böhmen, der Kardinal von Dietrichſtein, Gubernator in Mähren. Nur müſſen ſchon am Ende des Jahres 1620 in Böhmen und Mähren den Jeſuiten und der römiſchen Kirche überhaupt die entriſſenen Güter erſtattet werden. Wie aber König Friedrich aus Schleſien hatte entweichen müſſen, begann die Strenge. Jedoch zuerſt gab man ſich das Anſehn, als ſollte nur die politiſche Revolution beſtraft werden. Beſonders der Kurfürſt von Sachſen machte dieſe Vorſicht nothwendig. Man brauchte ſeine Unterſtützung zu dieſer Beſtrafung, durch welche der böhmiſchen Adelsmacht das Herz genommen werden ſollte. War dieſes geſchehen, ſo brauchte man den Kurfürſten nicht mehr und konnte dann mit der Täuſchung der ihm wegen der Kirche und des Glaubens gegebenen Verſprechungen auch noch hervortreten. Fer-

dinand II. ließ nun im Febr. 1621 eine Commiſſion zur Unterſuchung und Beſtrafung der Revolution niederſetzen, welche zahlreiche Verhaftungen vornahm. Der Kurfürſt von Sachſen bot dazu ſehr willig die Hand. Graf Andreas Schlick, der nach Sachſen entwichen, ward ausgeliefert, ja ſächſiſche Truppen rückten in Böhmen ein, um die Straf-Vollziehung zu ſichern. Die Commiſſion konnte mit ſo größerer Schärfe auftreten, als Mannsfeld unterdeſſen aus Böhmen ſich in die Ober-Pfalz ziehen mußte. Eine Maſſe von Todesurtheilen kam gegen die, deren man hatte habhaft werden können. Der Kaiſer ſoll Gewiſſensſcrupel gehabt haben, ob er dieſe Todesurtheile unterſchreiben könne. Die Jeſuiten redeten ihm ſeine Bedenklichkeiten glücklich hinweg. Indeſſen ſcheinet Ferdinand die urſprünglichen Urtheile gemildert und bei vielen doch die grauſame Verſchärfung der Todesſtrafe hinweggenommen zu haben. Am 21. Juni, nachdem die Stadt Prag durch das Einrücken ſächſiſcher Reiterei gebändigt, ward ein großes Blutfeſt gehalten. Neun und zwanzig Männer, theils aus dem hohen böhmiſchen Adel, theils aus dem vornehmen Bürgerſtande, nahmen an dieſem Tage den Tod. Bei einigen war die verſchärfte Todesſtrafe geblieben. Dem Grafen Schlick ward erſt die Hand, dem Doctor Jeſſenius die Zunge abgeſchnitten.

Alle waren mit der größten Freudigkeit, und trotz der Beſtrebungen der Jeſuiten alle im proteſtantiſchen Glauben geſtorben. Im Angeſichte des Todes folgt der Menſch nur ſeiner Ueberzeugung und der Wahrheit. Am Himmel ſpannte ſich als ein Gruß der Engel an die Scheidenden ein prachtvoller Regenbogen aus, mild das Blutgerüſt umleuchtend.

Zugleich aber hatte die Commiſſion zahlreiche Confiscationsurtheile ausgeſprochen. Mehr als 600 Güter waren

bereits confiscirt. Die Confiscation war das Hauptmittel, dem alten böhmiſchen Adel das Herz zu brechen. Beſonders mit den Confiscationen arbeiteten die Commiſſaire mit ungeheurem Eifer fort. Noch 728 böhmiſche Edle und Herren wurden von der Commiſſion ſpäter abgeurtheilt und ihnen ihre Güter entweder ganz oder zur Hälfte oder zum Drittheil genommen. Mit dem alten, böhmiſchen Adel und ſeiner Unabhängigkeit war es nun zu Ende. Von den ungeheuren für den Fiscus eingezogenen Summen und Gütern kam indeſſen dem Kaiſer wenig zu Gute. Die Jeſuiten und Capuziner wußten ſich trefflich zu bedenken und in ihre Hand fiel ein ſehr großer Theil der Güter. Ein anderer kam an Günſtlinge, wieder ein anderer ward um Spottpreiſe verſchleudert.

Ganz Böhmen empfing eine andere Geſtalt; es waren neue Menſchen, neue Beſitzer da. Die alten Stände waren nicht mehr, die Kraft des Widerſtandes gebrochen, mit dem armen und kleinen Volke konnte man leicht fertig zu werden hoffen. Nun brauchte man auch den Kurfürſten von Sachſen nicht mehr, nun konnten die ihm wegen der Religion gegebenen Verſprechungen umgangen und der Anfang mit der kirchlichen Reformation Böhmens und Mährens gemacht werden. Zuerſt, am 13. Decbr. 1621, wurden ſämmtliche calviniſche Prediger aus Böhmen verbannt, die calviniſchen Kirchen den Katholiken übergeben. Den Calviniſten ward in der Regierungsverordnung Schuld gegeben, daß ſie die Hauptanſtifter der Revolution geweſen. Man hielt wieder einige Zeit inne. Am 24. Octbr. 1622 erfolgte der zweite Schlag, auch die lutheriſchen Prediger wurden verbannt, die lutheriſchen und nunmehr alle proteſtantiſchen Kirchen geſchloſſen. Vergebens erhub nun Sachſen ſeine Stimme und mahnte an die gethanen Verſprechungen und Gelöbniſſe. Der Kurfürſt ſchrieb

bewegliche Briefe an Karl von Lichtenſtein, an den Kaiſer ſelbſt, der den Majeſtätsbrief zerriſſen hatte. Niemals iſt die Jeſuiten-Partei um Ausflüchte verlegen, mit denen ſich ein früher gegebenes Verſprechen umgehen läßt. Dem Kurfürſten wird geantwortet, die Prediger wären es geweſen, welche die Revolution verſchuldet, darum hätten ſie wohl müſſen vertrieben werden. Und da hebt ſich ja nun auch die Haltung des Majeſtätsbriefes, die erſt förmlich angelobt worden. Indeſſen iſt in Böhmen durch die Vernichtung des äußern proteſtantiſchen Kirchenthums doch immer nur erſt ein Anfang gemacht.

Um die Zeit, da etwa zwei Jahre ſeit der Schlacht auf dem weißen Berge vergangen, hatte der Katholicismus im Allgemeinen ſich wieder mächtig emporgearbeitet. Mit den Waffen war er faſt auf allen Puncten ſiegvoll aus Kämpfen herausgeſchritten. Nur der Krieg, den Spanien gegen die Republik von Nord-Niederland unternommen, hatte zu keinem günſtigen Ergebniß geführt, Moritz von Oranien war im Stande geweſen, den Spaniern Stich zu halten. Indeſſen hatte ſich Spinola der Feſtung Jülich 22. Januar 1622 bemeiſtert und auch Berg-op-Zoom würde in ſeine Hände gefallen ſein, wenn nicht Mannsfeld nach Räumung der untern Pfalz für einen Augenblick mit faſt zwanzigtauſend Streitern der Republik beigeſtanden. Wie glücklich aber war der Katholicismus auf allen andern Puncten geweſen. Die Böhmen waren beſiegt, dem Fürſten von Siebenbürgen die Waffen entwunden, der Zuſammenhalt der proteſtantiſchen Fürſten und Stände geſprengt, Graubündten faſt wieder niedergeworfen, in Frankreich von der katholiſchen Regierung die Calviniſten durch glücklichen Krieg abermals gebeugt. Darum durchwehte jetzo die katholiſche Welt ein kräftiges Gefühl. Faſt allgemein war der Drang, die Reformation wieder zu

unterdrücken und alle Mittel werden hierfür in Bewegung geſetzt. Wenn Ferdinand II. ſich beſonders auf Gewalt ſtützt, ſo kennt man anderwärts auch noch andere Mittel. Der franzöſiſche Hof verſchwendet Geld und Gunſtbezeugungen an die vornehmen Familien des Calvinismus, um ſie wieder zum Katholicismus herüberzuziehen. Und bei nicht wenigen gelang es. Immer mehr und mehr lichteten ſich die Reihen des franzöſiſchen Calvinismus. Wohin das Glück ging, dahin wendeten ſich auch die Gemüther vieler Menſchen wieder. Man bemerkte, daß auch da, wo nicht mit Gewalt oder andern künſtlichen Mitteln für den Katholicismus gearbeitet ward, er ſich doch wieder erhob. Auch die leichte Art, in welcher das Chriſtenthum im jeſuitiſchen Katholicismus aufgefaßt ward, hatte nicht geringen Antheil an dem Wieder-Emporkommen deſſelben. Unter den vornehmen Ständen beſonders mußte man dieſe Art ungemein bequem und behaglich finden. In Ungarn kehrten die bedeutenden Familien der Zrinyi, Forgacz, Erdödy, Balaſſa, Jakuſith, Homonay und Thurzo allmälig zum Katholicismus zurück. Daran hatte der Jeſuit und Erzbiſchof Pazmany den bedeutendſten Antheil. Daher lautete es auch auf den folgenden ungariſchen Reichstagen anders als auf den frühern. Das Uebergewicht kehrte wieder zum Katholicismus zurück. In England, in den Niederlanden, anderwärts, bemerkte man ein Vorſchreiten des Katholicismus unter den Menſchen.

Unter ſolchen Verhältniſſen, unter ſolchen Eindrücken eröffnete ſich der Tag, den Kaiſer Ferdinand II. nach Regensburg berufen. Es war kein eigentlicher Reichstag, nur ein Kurfürſtentag, zu dem die Angeſehenſten des Reiches geladen waren. Johann Georg I. von Sachſen und Georg Wilhelm von Brandenburg waren trotz der Mahnungen des Kaiſers

nicht in Perſon erſchienen, bitter über die Dinge, welche gegen Friedrich V. von der Pfalz geſchehen und noch geſchehen ſollten. Am 1. Januar 1623 hub dieſe Verſammlung an. Es war von Seiten des Kaiſers keine Rede von Unterhandlungen wegen der Pfalz, wie ſie erſt, ob auch nicht gerade förmlich und ausdrücklich, verſprochen worden. Die kaiſerlichen Anträge gingen nur dahin, daß es bei der Acht, deren volle Geſetzmäßigkeit behauptet ward, verbleiben müſſe und daß mit der Pfalz Maximilian I. von Baiern belohnt werden ſolle, weil er ſich ritterlich und treu erwieſen.

Im Anfange finden doch ſelbſt die katholiſch-geiſtlichen Kurfürſten und Stände die Sache ſehr bedenklich. Das geſammte Kurfürſten-Collegium entgegnet: daß den Kindern von der Pfalz, die ſicher nichts dabei verbrochen, ihr Recht nicht genommen werden könne. Sachſen und Brandenburg, durch Abgeordnete vertreten, begehren noch, daß die böhmiſche Gegen-Reformation eingeſtellt werde, da der Kaiſer es alſo verſprochen, da nur die Herren vom Adel, nicht deren arme lutheriſche Unterthanen die Revolution gemacht. In der kaiſerlichen Antwort wird die Art des Ausſpruches der Acht damit entſchuldiget, daß wegen der böſen Zeitläufte die Fürſten nicht erſt vom Kaiſer hätten befragt werden können. Stillſchweigend ward die Ungeſetzmäßigkeit der Acht damit zugegeben. Was die böhmiſche Gegen-Reformation anlange, ſo hätten die Böhmen durch die Revolution den Majeſtätsbrief verwirkt und übrigens gehöre die ganze Sache nicht hierher. Was Friedrich von der Pfalz anlange, ſo müſſe es beim Alten bleiben.

Unterdeſſen wird durch Karaffa den apoſtoliſchen Legaten zuerſt der Kurfürſt von Mainz und durch dieſen wieder Köln und Trier beſtimmt, den Widerſtand gegen den Kaiſer und Baiern aufzugeben. Die Sache iſt ja für den Katholicismus

von ſo großer Wichtigkeit, daß eine Kur den Proteſtanten entnommen wird. Es muß nur eine Auskunft getroffen werden, daß das fürſtliche Wort und die fürſtliche Ehre gerettet erſcheint. Sie ſelbſt haben es eben für unerhört erklärt, daß die Kurlande den ganz unſchuldigen Kindern von der Pfalz und überhaupt den Verwandten genommen werden ſolle. Die Auskunft nun iſt, daß man ſetzt, es ſollten den Kindern und den Anverwandten ihre Rechte trotz der Uebergabe der Kur an Baiern vorbehalten bleiben. Dieſe Auskunft ließ ſich der Kaiſer und Baiern wohl gefallen, weil es auf einige Worte nicht ankam. Die Folge zeigte es, daß man damit weiter nichts als leere Worte gegeben. So erfolgte die Belehnung mit der Kur an Maximilian I. von Baiern am 6. März 1623 mit der Einſchränkung, daß den Kindern und Verwandten ihre Rechte vorbehalten blieben, wie überhaupt jedes andere Recht. Es waren leere Worte und weiter nichts. Herausgeben wird man nichts, hat man einmal den Beſitz. Indem das Recht auf das härteſte verletzt wird, erklärt man, daß das Recht vorbehalten bleibe.

Sachſen und Brandenburg hatten ſich zuletzt von Allem zurückgezogen. Die Abgeordneten behaupteten immerfort, daß die Acht, auf welcher alle dieſe Maßregeln beruheten, gleich vom Anfange an ungeſetzlich und widerrechtlich. Auch waren ſie bei der Einſetzung Maximilians nicht anweſend. Indeſſen findet man ein leichtes Mittel, den Kurfürſt von Sachſen zu beſchwichtigen. Man räumt ihm nun die Ober- und Nieder-Lauſitz förmlich als Pfandſchaft ein. Der Kurfürſt hat erſt auf das lauteſte geſchrien, daß alles Recht mit Füßen getreten werde, daß die Einſchränkung, unter welcher die Pfalz weggegeben worden, gar nichts ſei. Nach jener Gabe aber der Lauſitzen wird er ſtill. Spanien iſt aus andern Gründen

unzufrieden mit der Sache. Es möchte den Preis des Sieges lieber dem Hauſe Habsburg als dem Hauſe Baiern zugetheilt wiſſen, hält auch die Sache deshalb für unzeitig, weil Jacob I. von England dadurch zu ſehr möchte gereizt werden. Jacob I. ward damals von Spanien mit der Ausſicht, eine Infantin für ſeinen Sohn Karl zu erhalten, geäfft. Auch das katholiſche Pfalz-Neuburg beklagt ſich auf das bitterſte, daß ſein Näher-Recht ſo gar nicht beachtet werde. Der Pfalzgraf von Pfalz-Neuburg wird indeſſen auch mit dem Verſprechen, daß ihm ſeine Rechte ja vorbehalten blieben, abgefunden. Auf dem Tage zu Regensburg aber ward weiter nichts vorgenommen. Maximilian ging nach Baiern, der Kaiſer in ſeine Erblande.

In dieſelben Tage, wo zu Regensburg der Tag war, fiel noch ein anderes Ereigniß von geringerem Belange. Die Häuſer von Spanien-Habsburg ſtanden, wie bemerkt, ſelbſt bei den katholiſchen Mächten in ſehr üblem Geruch. Man meinte, ſie wollten nur die gegenwärtigen Gelegenheiten benutzen, ſich immer weiter auszudehnen. Darum waren Ludwig XIII. von Frankreich, Victor Amadeus von Savoien und Venedig zu Paris am 7. Febr. 1623 zuſammengetreten. Mit bewaffneter Hand ſollten die Spanier und die Oeſtreicher aus Graubündten getrieben und die italieniſchen Thäler unter Graubündtens Gehorſam zurückgebracht werden. Es war von Bedeutung, daß Frankreich die politiſchen Entwürfe von Spanien-Habsburg mit Aufmerkſamkeit und Ernſt zu betrachten begann. Indeſſen legte ſich Pabſt Gregor XV. ein, damit aus dem Streite und dem Mißtrauen katholiſcher Mächte nicht etwa den Ketzern Vortheil erwüchſe. Er ſchlug vor, die italieniſchen Thäler von päbſtlichen Truppen vorläufig beſetzen zu laſſen. Dieſes ließen jene Mächte ſich gefallen. Apoſtoliſche

Truppen beſetzen nun ſtatt der ſpaniſchen jene italieniſchen Thäler und Frankreich, Savoien und Venedig fühlten ſich ruhiger. Es muß vom Kaiſer erſt weit mehr geſchehen, als bis jetzt geſchehen iſt, ehe Frankreich ſich erhebt. Oeſtreicher behalten noch die andern Theile Graubündtens beſetzt, die ſie von dem kleinen Staate gewaltſam losgeriſſen. Pabſt Gregor XV. aber ſtirbt am 8. Juli 1623. Bis nach Sina, Japan und Indien verbreiteten ſich unter ihm die katholiſchen Miſſionen, ohne jedoch dauernde Erfolge zu gewinnen. Urban VIII. folgte ihm auf dem apoſtoliſchen Stuhle

Zweites Kapitel.

Nach dem Regensburger Tage eröffnet ſich eine breite, vielfach verſchlungene und verwickelte Bühne von Ereigniſſen. Es erſcheinet auf derſelben und bis der Schweden-König rettend nach Deutſchland kommt, der ſinkende, auf den Rand des Unterganges gehende Proteſtantismus, eine neue Erhöhung des römiſchen Katholicismus beſonders in dem deutſchen Reiche. Hier, wo die Nation in ihrer bei weitem überwiegenden Mehrzahl ſich für die Reformation entſchieden, wo der evangeliſche Katholicismus der nationale Glaube, die nationale Ueberzeugung geworden, hat bis jetzo der römiſche Katholicismus nur durch Gewalt und Liſt wieder um ſich gegriffen, nur durch Gewalt und Liſt wird er auch fürderhin ſich Bahn brechen. Die damaligen Generationen und Geſchlechter werden überwältiget und bezwungen. Ihren Abkömmlingen wird wieder der römiſche Katholicismus gepredigt als die lauterſte, unbedingteſte und alleinige Wahrheit, jeder Laut, der aus dem evangeliſchen Katholicismus herüber zu ihnen tönen will, mit künſtlichen Mitteln aufgefangen und weggeſcheucht. So iſt das ſpätere Verhältniß geworden, in dem faſt mehr als die Hälfte der Deutſchen wieder als eifrig im römiſchen Katholicismus erſcheint, und der täuſchende Schein erzeugt wird, als ſei eigentlich und urſprünglich der evangeliſche Katholicismus nicht der Deutſchen nationaler Glaube und nationale Ueber-

zeugung geweſen. Auch im Aeußern würde er bis auf den heutigen Tag noch ſo erſcheinen, das vergoſſene Blut, die geſchehenen Gräuel würden erſpart worden ſein, die Söhne des Vaterlands ungeſpaltet, unzerriſſen ſein im Glauben und in der Kirche, wenn nicht Gewalt und Liſt dazwiſchen getreten.

Kaiſer Ferdinand II. ging von Regensburg zunächſt nach Böhmen. Mehrere Jahre verlaufen, in denen er in ſeinen eigentlichen Landen faſt völlig freie Hand hat. Sie müſſen die Gewalt tragen, der Gewalt ſich fügen. Der Kaiſer iſt mit dem feſten Entſchluſſe gekommen, ſo viel er kann, den Proteſtantismus in dieſen Landen zu vernichten. Alſo hat er es in ſeiner Jugend der heiligen Jungfrau zu Loretto gelobt. Vor dieſem Verſprechen müſſen alle andere ſo menſchliche als göttliche Dinge ſchweigen. Die Stimme des römiſchen Stuhles, der Biſchöfe, Prieſter und Jeſuiten, daß im römiſchen Katholicismus die alleinige und unbedingte Wahrheit ruhe, den auch mit Gewalt durchzuſetzen, heilige Glaubenspflicht ſei, gilt ihm wie göttliches Wort, wie die Stimme des Chriſtenthumes ſelbſt. Der römiſche Katholicismus nimmt nicht, wie der evangeliſche, an, daß dieſe Stimme nur aus dem Evangelio heraustöne, er läßt ſie für ſich auch aus der Kirche heraustönen. Die Kirche aber im engſten und höchſten Sinne ruhet in dem Pabſte, in den Biſchöfen und Prieſtern, in ihren Ausſprüchen, Anſichten und Meinungen, dafern ſie in rechter Form ausgeſprochen ſind. Schon ſind alle Arten der Proteſtanten in Böhmen, die alten Utraquiſten, Lutheriſche, Calviniſche vielfach gepreßt und geplagt worden, ſchon iſt das Gebot ergangen, daß ihre Lehrer und Prediger ausziehen ſollten. Aber katholiſch iſt darum das Land noch nicht gemacht. Das iſt ein langer und ſchwerer Weg. Noch ganz andere

Dinge ſind dazu nothwendig. Der Kaiſer hebt ſogleich mit ihnen an, kräftig, rückſichtslos.

Ferdinand II. erfüllte zuerſt das böhmiſche Land mit katholiſchen Beamten, die zum größten Theil keine Böhmen, ſondern Deutſche waren. Slawata und Martiniz wurden dabei zur Belohnung ihrer Treue und ihres Eifers in den Reichsgrafenſtand erhoben. Ganze Schaaren von Mönchen, Jeſuiten beſonders und Capuziner, wurden in das Land gezogen, und reiche Güter ihnen überantwortet. Zu Iglau und zu Znaim wurden Collegien für die vorzüglich begünſtigten Jeſuiten gegründet. Mit dem Verkaufen und Verſchenken der eingezogenen Güter ward eifrigſt fortgefahren. Die Klaſſe der Bevölkerung, die bedeutend war, die des Landes Sachen bis jetzt geführt, mußte gänzlich umgeſtaltet werden. Der Kaiſer hatte es in dem Innern ſeiner Staaten nicht allein auf eine religiös-kirchliche, ſondern auch auf eine politiſche Umgeſtaltung abgeſehen. An die Stelle der Stände und Adelsmacht, welche bis dahin über Böhmen gewaltet, ſollte eine nach Möglichkeit uneingeſchränkte Fürſtenmacht treten. Römiſcher Katholicismus und uneingeſchränkte Fürſtenmacht gingen, wie Ferdinand II., Hand in Hand, ſtützten ſich gegenſeitig. In der That und Wahrheit iſt der römiſche Katholicismus an ſich ſelbſt eine ſolche Stütze der abſoluten Fürſtengewalt nicht. Nur unter den damaligen Umſtänden wird er dazu gemacht. Die neuen Beſitzer in Böhmen, lange auf unſichern und ſchwankenden Boden ſtehend, können ſich natürlich nicht mit der Freiheit und Selbſtſtändigkeit der alten und eigentlichen Beſitzer bewegen. Sie ſelbſt müſſen eine ſtarke Fürſtengewalt in dem Lande wünſchen, damit auch ſie von derſelben im neuen und geraume Zeit gefährteten Beſitz geſchirmt würden. Auch legte der Kaiſer ſtrenge Lehnspflichten und

Lehnsleiſtungen auf die Güter, wie ſie damals in neue Hände kamen.

Viele Menſchen, vor der böhmiſchen Revolution unbedeutend, kamen damals raſch empor, indem ſie durch kluge Benutzung der Umſtände ungeheure Reichthümer gewannen. Unter ihnen iſt beſonders Albrecht von Waldſtein oder Wallenſtein zu nennen. Als die Güter der hingerichteten, vertriebenen und geächteten Böhmen um Spottpreiſe losgeſchlagen wurden, machte Albrecht einen guten Handel. Er wendete ſieben Millionen Gulden an und empfing dafür, weil um Spottpreiſe losgeſchlagen ward, zum Theil losgeſchlagen werden mußte, da Menſchen von Gefühl und von Ehre ſolche Käufe nicht machten, das Zwie- oder Dreifache an Werth. Im Jahre 1623 beſaß Wallenſtein neun Städte und ſieben und fünfzig Dörfer und Schlöſſer. Der Kaiſer erhub 1622 Wallenſtein in den Reichsgrafenſtand, im Jahre 1623 ward er zum Fürſten erhoben, ſeine böhmiſchen Beſitzungen nach der Stadt Friedland zu einem Herzogthum Friedland erhoben. Mehr als dreitauſend Grundſtücke ordnete der Kaiſer noch obenein der Lehnshoheit des neuen Fürſten unter. Durch kluge und ſorgfältige Benutzung des reichen Gewinnes, die indeſſen ohne Härte gegen die Unterthanen, ſelbſt mit einer gewiſſen Milde gepaart ward, verſtand Wallenſtein ſeine Einkünfte beinahe ins Ungeheure hinaufzutreiben. Wallenſtein erſcheint zuerſt als ein kluger, rechnender und zählender Mann. Eine weitere Bedeutung hat er indeſſen in der Welt noch nicht. Keine ſeiner früheren Thaten rechtfertiget einen großen und glänzenden Namen. Nur ſein maßloſer, auf üble Weiſe gewonnener Reichthum kann ihm eine gewiſſe Wichtigkeit geben, von der noch niemand weiß, ob er ſie durch den Geiſt wird erhalten und bis zur geſchichtlichen Bedeutſamkeit erweitern können.

Der Kaiſer wird indeſſen genöthiget, in ſeinen Entwürfen auf Böhmen, beſonders den kirchlich-religiöſen, einen Still-ſtand eintreten zu laſſen. Denn auf kurze Zeit drohet doch ſelbſt auf dieſem Boden wieder eine Gefahr. Im Auguſt des Jahres 1623 erhub ſich Bethlen Gabor wieder gegen den Kaiſer. Auch ihm waren die gethanen Verſprechungen nicht erfüllt worden. Er hatte die Fürſtenthümer Oppeln und Ratibor nicht erhalten. Schon ſeit geraumer Zeit beobachtete der Fürſt die Schritte und die Bewegungen Ferdinands II. Nicht gleichgültig war ihm der Untergang des Proteſtantismus, mit dem der Kaiſer drohete, bedenklicher noch das politiſche Uebergewicht der Häuſer Spanien-Habsburg, durch welches er erdrückt werden konnte. Darum hatte er ſich an den Hof des Groß-Türken um Hülfe und Unterſtützung gewendet. Auch wurden nun Haufen von Türken und Tartaren ihm zugeſendet.

Andere Proteſtanten, namentlich Friedrich V. von der Pfalz, nahmen an dieſem Hereinziehen des alten Erz- und Erbfeindes der Chriſten in die Streitigkeiten der chriſtlichen Welt unter ſich keinen Antheil. Selbſt in ſeiner gegenwärtigen großen Noth iſt dem Bethlen Gabor von Friedrich erklärt worden, daß er keinem Schritte beitreten werde, der die Türken in das Herz von Deutſchland führen könne. Ueberhaupt hat Friedrich V. von der Pfalz feierlich erklärt, daß er mit Konſtantinopel immer nur in einem Sinne unterhandelt, nie, um ſie herbeizuziehen, immer nur, um ſie fern zu halten. Bedeutend iſt auch dieſesmal das Eingreifen der Türken in die Sachen Europa's nicht. Auf das höchſte war in dem Reiche derſelben der freche Uebermuth der Soldaten, der Janitſcharen und Sipahi geſtiegen, welche die Blödſinnigkeit Sultan Muſtapha's wohl zu benutzen verſtanden. Die Ulemas ſetzten

Muſtapha endlich ab und die Janitſcharen ließen es ſich dieſesmal gefallen, daß der Thron nicht durch ihre Säbel beſetzt ward. Am 23. Aug. 1623 ward der Knabe Amurad IV. auf den Stuhl der Sultane geſetzt. Siebenzehn Jahre ſaß Amurad IV. auf demſelben, denn er ſtarb am 9. Febr. 1640. Aber die Waffen des Sultans, wenn er überhaupt auftritt, müſſen rückwärts, in das Innere von Aſien gegen die Perſer gewendet werden. An den Ufern des Euphrats und des Tigris wogt der Kampf zwiſchen den Perſern und Osmanen während der inhaltsſchweren Zeit Deutſchlands hin und her. Auch kommen unter Amurad IV. alle Inſtitute, durch welche die Türken früher furchtbar geweſen, immer mehr in Verfall.

Bethlen Gabor, den Krieg gegen den Kaiſer an der Spitze von achtzigtauſend Streitern, unter denen viele Türken und Tartaren, eröffnend, verkündete, daß er die Waffen ergreife, weil der Kaiſer weder ihm noch im Allgemeinen gehalten, was er gelobt. Er ſolle die des Landes verwieſenen Böhmen wieder in ihre Würden und Güter einſetzen und den Verträgen gemäß freie Ausübung des proteſtantiſchen Kirchenweſens gewähren. Weiter begehre er von dem Kaiſer nichts, werde das bewilliget, ſo wolle er in ſein Fürſtenthum Siebenbürgen und die ihm abgetretenen ungariſchen Geſpannſchaften zurückkehren. Der Graf von Thurn und der Markgraf von Brandenburg-Jägerndorf befanden ſich im Gefolge Bethlen Gabors. Jedes Falls unternahm der Fürſt von Siebenbürgen dieſe Fahrt, weil er erwartete, daß, wenn ſich der Kaiſer ſeinen Anforderungen nicht fügen, die katholiſche Gegen-Reformation nicht aufgeben, die Religions-Freiheit nicht von neuem beſtätigen und ins Werk ſetzen werde, wie vorauszuſehen war, daß es nicht geſchehen würde, die Böhmen und Mähren ſich von neuem erheben würden. Dieſe Erwartung

ſchien auch dadurch begründet zu werden, daß ſich, im Jahre 1623 noch, ein Theil der böhmiſchen Bauern, angeführt vom Ritter Rziczan, erheben, jedoch vergeblich erheben. Bethlen Gabor mochte meinen, daß es nur ſeines Erſcheinens bedürfe, um einen größern, einen allgemeinen Aufſtand in Böhmen und Mähren hervorzurufen. Der Fürſt von Siebenbürgen rückte raſch und entſchloſſen durch Ungarn hindurch, ſendete Streithaufen nach Oeſtreich und bis nach Steiermark, wendete ſich aber mit ſeiner Hauptmacht nach der mähriſchen Grenze. Dort ſtand ein kaiſerliches Heer unter dem Markgrafen von Montenegro, unter dem Hieronymus Karaffa und Albrecht von Wallenſtein, der dieſesmal zuerſt in einem großen Verhältniſſe erſcheint, befehligten. Das kaiſerliche Heer ſtand bei der Stadt Göding in einer ſtarken Verſchanzung. Bethlen Gabor vermochte nicht, ſie mit ſtürmender Hand zu nehmen, denn die Türken weigerten den Sturm. Nun verbreiteten ſich ſeine Schaaren weit über Mähren, mordend, raubend, ſengend und brennend. Selbſt die Vorſtädte von Olmütz und Brünn gingen in Feuer auf. Vor ſolchen Befreiern aber mußten die Menſchen bangen und der Aufſtand, auf welchen Bethlen Gabor mit Sicherheit gerechnet hatte, blieb aus. In dem verheerten Lande kann er ſich nicht lange behaupten, ſeine eigenen Bundesgenoſſen, Türken und Tartaren, ängſtigen ihn, er meinet nichts über den Kaiſer erreichen, nur mit Ehren aus dem begonnenen Streite durch rechtzeitiges Umlenken ſcheiden zu können.

Kaiſer Ferdinand II. hat mit gewohntem Scharfblick die Lage des Fürſten und ſeine Geſinnungen durchſchaut und ihm durch Stanislas Thurzo Erneuerung des Friedens bieten laſſen. Bethlen Gabor, der ſich bereits vorher von der mähriſchen Grenze zurückgezogen, ſchloß am 8. Mai 1624 ſeinen Frie=

den mit dem Kaiſer. Von neuem ließ er ſich die beiden ſchleſiſchen Herzogthümer verſprechen und Ferdinand II. verſpricht ſie noch einmal mit dem beſtimmten Entſchluſſe, ſie nicht zu geben, nur der Noth des Augenblickes weichend. Für das Allgemeine bedingt Bethlen Gabor nichts aus, als ſei es nicht das Allgemeine geweſen, für welches er zu den Waffen gegriffen. Wenn ſich nun auch das Benehmen des Fürſten zum großen Theil aus dem Umſtande erklärt, daß der Aufſtand in Böhmen und Mähren, auf den er gerechnet, ausbleibt, ſo trägt es doch auch den Stempel der Ungewißheit und Zweideutigkeit. Seitdem ihm die Hoffnung, König von Böhmen zu werden, nicht ausgegangen, hat er Haltung und Richtung verloren. Zum zweitenmale war der Kaiſer in ruhigen Beſitz der Theile Ungarns gekommen, die nicht an die Türken und Siebenbürgen gefallen. Ferdinand II. verſtand von den Umſtänden immer allen Vortheil zu ziehen und ſie von der rechten Seite zu faſſen. Weit entfernt, auch in Ungarn ſchnell und ſchneidend wie anderwärts gegen den Proteſtantismus aufzutreten, weil er die zu großen Hinderniſſe kannte, beſtätigte er die religiöſen Freiheiten ſogar auf dem nächſten Reichstage Ungarns, zufrieden damit, daß der Jeſuit und Erzbiſchof Pazmany eine Proteſtation einlegte, wodurch die Ausſicht auf die Zukunft offen erhalten ward. Die katholiſchen Intereſſen herrſchten auf den Tagen der Ungarn durch den Uebertritt ſo vieler edler Geſchlechter wieder vor. Auf dem Reichstage von 1625 ward des Kaiſers älteſter Sohn Ferdinand Ernſt zum Nachfolger ſeines Vaters auf den königlichen Thron Ungarns erwählt.

Der Kaiſer ſäumte nun nicht, ſo wie allmälig die Gefahr von Bethlen Gabor vorüberzog, hervorzutreten mit dem, was er für Böhmen, Mähren und Oeſtreich längſt beabſichtiget.

Schon im Frühlinge 1624 und noch ehe der Friede mit dem Fürſten von Siebenbürgen abgeſchloſſen, ward befohlen, daß alle noch auf dem Lande verborgene evangeliſche Prediger aufgeſucht und ſofort aus dem Lande hinausgebracht würden. Soldaten ſuchten die Verborgenen auf und ſchafften ſie hinweg. Schwere Strafen drohten dem evangeliſchen Prediger, der doch wagen würde, ſich zu verbergen und im Verborgenen zu wirken. Es kam darauf an, die Leuchte des Evangeliums zum Lande hinauszubringen. Aller anderer als der katholiſche Gottesdienſt iſt nun aufgehoben. Die Kreishauptleute werden angewieſen, ſchwere Geldbußen zu erheben, wo noch eine Handlung des proteſtantiſchen Cults, Trauung, Taufe oder Abendmahl vorgenommen, der katholiſche Gottesdienſt dagegen verabſäumt ward. Auch werden ſchon bürgerliche Nachtheile mit dem Proteſtantismus in Verbindung geſetzt. Kein Nicht-Katholiſcher, ward ſchon 1625 geboten, ſoll ferner das Bürgerrecht in den königlichen Städten haben. Auf dem Flachlande von Böhmen war der bei weitem größere Theil der Menſchen proteſtantiſch. Sie ſetzten einen hartnäckigen Widerſtand entgegen, ſie wollten ſich nicht den römiſchen Katholicismus aufzwingen laſſen. Die Kuttenberger Bergleute wanderten lieber nach Sachſen aus. Aber ſie werden nicht alle auswandern können. Mögen die Reichen und Wohlhabenden gehen, die Armen und Kleinen werden bleiben, werden ſich doch endlich fügen müſſen. Was wollen ſie draußen in der fremden, deutſchen, polniſchen oder ungariſchen Welt, wo ſie nicht einmal die Sprache verſtehen. Und man wird ſie ſchon überwältigen. Die proteſtantiſche Predigt iſt verklungen, die Schulen ſind geſchloſſen, die Bibeln und Erbauungsbücher, die mit der größten Sorgfalt aufgeſpürt worden, als wären ſie ſchwere Criminal-Verbrechen, ſind ver-

nichtet oder verbrannt, Mönche und Jeſuiten haben die heranwachſende Jugend in ihre Schule genommen. Schon mit dem Jahre 1624 werden die äußerſten Maßregeln hier von den neuen, katholiſchen Herren, dort von der Regierung ſelbſt ergriffen, um allenthalben wenigſtens das äußere Bekenntniß des Katholicismus abzunöthigen. Indeſſen gewahrte man im Jahre 1626, daß alle bisherige Maßregeln noch nicht hinlänglich gezogen hatten. Darum erſchien ein kaiſerliches Gebot. Allen, die nicht ſofort katholiſch werden wollen, wird Gewerbe, Handel, Handwerk unterſagt, keines nicht-katholiſchen Menſchen Teſtament ſoll gültig ſein, nicht-katholiſche Arme und Kranke, wenn ſie nicht ſogleich katholiſch werden wollen, ſollen aus den Hoſpitälern geworfen werden, wer gegen den Katholicismus redet, ſoll am Leben geſtraft, ſein Gut der Confiscation verfallen ſein. Ob nun aber wohl den Proteſtanten durch dieſes Gebot beinahe das Leben abgeſchnitten ward, ſo konnten ſich doch ſelbſt unter ſo ungeheuren Beſchränkungen noch Proteſtanten im Lande erhalten. Der Kaiſer war entſchloſſen, mit ihnen zu Ende zu kommen. Er wußte, daß er den bei weitem größten Theil der Menſchen in Böhmen und Mähren würde zwingen können, die Uebrigen mochten gehen.

Die frühere Straf- und Unterſuchungs-Commiſſion für Böhmen war bereits im Jahre 1623 aufgelößt worden. Eine neue ganz anderer Art trat nunmehr an ihre Stelle. Ueber ganz Böhmen und Mähren breitete ſie ſich aus. Mönche, Jeſuiten, aber beſonders Soldaten handhabten ſie. Sie zogen von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus. Seid ihr katholiſch geworden, wollt ihr katholiſch werden, wollt ihr nicht katholiſch werden, waren die Fragen, die ſie allenthalben ſtellten. Wo mit nein geant-

wortet ward, wo auch nur ein Aufſchub begehrt ward, weil Glaube doch auf Ueberzeugung gegründet ſein müſſe, ſchlugen die Hauptleute, unter denen ſich beſonders Huerda, der Spanier, durch wilde Wuth auszeichnete, und die Soldaten mit Säbeln und Knütteln zu. Die Männer ſperrte man dann oft in Gefängniſſe, legte den Weibern und Kindern Soldaten ins Haus, die quälten, tobten und plagten, bis der Weiber Geheul die Männer nöthigte, äußerlich katholiſch zu werden, um die Qual nur zu enden. Wieder an andern Orten machte man den Prozeß noch kürzer und trieb gleich die ganze Maſſe mit Säbelhieben in die katholiſche Meſſe. Wer es vermochte, entrann, doch nur die wenigſten vermochten, wollten es. Es iſt ſo ſchwer, den ſüßen Vaterboden zu verlaſſen, das kleine Eigenthum aufzugeben, hinauszugehen in die fremde Welt, zu Jammer, Noth, Thränen und Hunger. Auch wurde den Flüchtigen eifrig nachgeſetzt und Schläge und Säbelhiebe erwarteten die Ergriffenen. Die Armen und Kleinen, beſonders die Landleute, blieben und mußten bleiben. Etwas beſſer fuhren die Bürger der großen Städte, von denen der reiche und wohlhabende Theil auswandern durfte. Die Bürger von Liſſa brannten, ehe die Reformations-Commiſſion bis zu ihnen gelangte, ihre Stadt nieder und gingen auf und davon. Der Adel ward vor der Hand von der Härte dieſer Maßregeln noch nicht getroffen.

In Oeſtreich waren die Maßregeln in demſelben Style. Am 4. Octbr. 1624 erging über Oeſtreich ein ſcharfes landesfürſtliches Edict. In den härteſten und drohendſten Ausdrücken ward dem Adel und den Städten Alles, was ſie gegen Ferdinand II. gethan, jede Verbindung mit der böhmiſchen und ungariſchen Revolution als ſchweres Verbrechen vorgerechnet. An allen dieſen Dingen ſollten die proteſtantiſchen Prediger und

Schullehrer Schuld ſein. Binnen acht Tagen ſollen ſie daher das Land verlaſſen. Wer es wagen wird, ſie länger zu behalten, der ſoll an Leib, Hab und Gut beſtraft werden. Die Vollziehung wird dem Grafen von Herbersdorf, bairiſchen Oberſten und Statthalter zu Linz, aufgetragen, denn noch iſt Ober-Oeſtreich als eine Pfandſchaft von den Baiern beſetzt. Die Maßregel wird durchgeſetzt und dem Proteſtantismus damit die fortlaufende Lehre und Unterweiſung als die Quelle ſeines Daſeins abgegraben. Katholiſche Pfarrer werden allenthalben aufgezwungen und zu den furchtbarſten Maßregeln geſchritten, wo man ſie ſich etwa nicht wollte aufzwingen laſſen. Herbersdorf ließ erſchießen, wo ſich ein Widerſtand gezeigt hatte. Indeſſen blieben die Menſchen im Herzen noch evangeliſch, erbaueten ſich daheim, beſuchten den katholiſchen Gottesdienſt nicht. Ferdinand II. aber beſtand darauf, daß allenthalben der römiſche Katholicismus, wenn auch bei der gegenwärtigen Generation nur äußerlich, bekannt werde. Um den Adel und die Stände zu ſchrecken, ward am Anfange des Jahres 1625 eine Straf-Commiſſion wegen der früheren Widerſetzlichkeit Oeſtreichs angeordnet. Die Stände ſollten fürchten, daß es ihnen mit Todesurtheilen und Confiscationen gehen ſolle wie den Böhmen. Es war aber des Kaiſers Abſicht nicht, hier mit derſelben Gewaltſamkeit aufzuſchreiten. Die Stände ſollten nur in Angſt geſetzt werden, damit ſie in der Religions-Sache fügſamer würden. Darum ward die Straf-Commiſſion auf demüthiges Bitten der Stände wieder aufgelößt, dabei aber erklärt, daß ſich der Kaiſer die freie Dispoſition der Religion gänzlich vorbehalte, die Stände auch ihre Rechte über Kirchen und Pfarreien an die Regierung abtreten müßten. Nun erfolgte das Gegen-Reformations-Patent am 10. Octbr. 1625: bis Oſtern kommenden Jahres ſoll wieder

Alles katholiſch geworden ſein, wer es nicht werden will, hat, weil, wie ſeltſam hinzugeſetzt wird, die Gewiſſen nicht beſchwert werden ſollen, das Recht auszuwandern. Nur für die Edlen und die Landleute, deren Vorfahren ſchon vor fünfzig Jahren wirkliche Landleute geweſen, wird doch noch eine Ausnahme gemacht. Es wird ihnen noch erlaubt, evangeliſch zu bleiben, jedoch nur unter den größten Einſchränkungen. Sie dürfen nicht einmal trauen und taufen laſſen. Alle unkatholiſche Bücher ſollen zur Vernichtung ausgeliefert werden. Eine demüthige Eingabe der Stände, daß ſie doch bei ihrem evangeliſchen Glauben möchten gelaſſen werden, wird mit Strenge zurückgewieſen. Nun ward auch Oeſtreich von den Gegen-Reformations-Commiſſionen überfluthet, deren Verfahren im Ganzen genommen daſſelbe war wie in Böhmen.

Mitten unter nicht geringen Gefahren hält der Kaiſer an ſeinem Entſchluſſe, Alles in ſeinen Landen wieder katholiſch zu machen, feſt. Er hat eine ungeheure Freude daran, wenn er den katholiſchen Cult, die Meſſe, die Prozeſſionen, wieder in Gang kommen ſieht, wobei es ihn nicht im mindeſten zu irren ſcheinet, daß doch Alles nur ein äußerliches Werk des Zwanges und der Gewalt iſt. Er äußert, „die Proteſtanten irrten ſich ſehr, wenn ſie meinten, er haſſe ſie, er liebe ſie nur und aus Liebe zwinge er ſie. Wenn er ſie nicht liebte, würde er ſich gar nicht um ſie kümmern, deß ſei Gott ihm Zeuge.“ Der Kaiſer verkannte, daß jeder ſeine religiöſe Ueberzeugung für eine Wahrheit hält, die er ausgebreitet zu ſehen wünſcht, jeder ſeinen Nächſten liebt oder lieben ſoll, und weil und wenn er ihn liebt, wünſcht, daß ſeine Ueberzeugung und ſeine Wahrheit zu dieſem Nächſten komme. Wollte nun jeder meinen, gerade dieſe Liebe mache es ihm zur Pflicht, den Nächſten ſelbſt mit Zwang, Gewalt, Todesgefahr und Tod

zu ſich herüber zu nöthigen, ſo müßte ſich die Welt, da die religiöſen Ueberzeugungen, die Auffaſſungsweiſen des Chriſtenthums einmal verſchieden, mit Nothwendigkeit in einen ungeheuren und gegenſeitigen Kampf, in gegenſeitigen Zwangs- und Vernichtungs-Krieg auflöſen.

Jene Gefahren aber kamen für den Kaiſer aus mehreren Ereigniſſen her, die beinahe zu gleicher Zeit ihm entgegentraten. Weil in Oeſtreich wie in Böhmen die Menſchen auf das äußerſte gequält wurden, weil man gegen ſie vergaß, was der Menſch von dem Menſchen zu begehren hat, vergaßen auch ſie es. In der zweiten Hälfte des Maimonats 1626 brach zuerſt im Hausruckviertel Oeſtreichs ein gefährlicher Bauern-Aufſtand los, der ſich mit Schnelle weiter verbreitete. Bald waren ihrer auf 16,000 zuſammen. Mit grauſamer Wuth fielen ſie auf die fürſtlichen Pfleger, auf katholiſche Prieſter und Mönche, ihre Plager und Dränger. Die Hände der aufgeſtandenen Bauern blieben nicht rein von Blut und Mord. Doch erboten ſie ſich gleich beim Beginn des Aufſtandes zu gebührendem und demüthigem Gehorſam unter den Landesfürſten zurückzukehren, die Waffen niederzulegen, wenn ihnen das Evangelium wieder geſtattet und ein General-Pardon bewilliget werde. Der größte Theil des Adels nimmt beim Ausbruch dieſes Aufſtandes eine paſſive Stellung an und ſcheint zu erwarten, ob das Erheben des Volkes zu etwas führen werde. Der Statthalter Graf von Herbersdorf eilt ſogleich mit bewaffneter Macht aus Linz, hoffend die Bauern leichtlich niederzuſchlagen. Aber der Kampf, den er gegen ſie beſtand, lief ſehr unglücklich ab. Die Bauern umringten ſein kleines Heer und brachen mit ſolcher Wuth ein, daß Herbersdorf nur mit traurigen Reſten deſſelben ſich nach Linz zurückretten konnte. Kaiſer Ferdinand II. entbietet darauf und weil der

Aufſtand immer gefährlicher zu werden drohet, Baiern und Salzburg um Hülfe; doch ſollen ſie vor der Hand an der Grenze ſtehen bleiben, denn er will erſt noch eine Unterhandlung mit den Bauern eröffnen. Es iſt ihm gerade jetzo der Ausbruch eines ſolchen Kampfes höchſt ungelegen, da er eben, wie bald wird berichtet werden, auch von Bethlen Gabor wieder bedroht iſt. Freiherr Karl Fuchs, Niclas von Grünthal und Martin Hefner werden an die Bauern als fürſtliche Commiſſaire geſendet. Die Bauern hatten ſich unterdeſſen in Stephan Fadinger, einem entſchloſſenen Manne, ein Haupt gegeben und das Hausruck= und Traun=Viertel, über welche ſich der Aufſtand ausgedehnt, förmlich organiſirt. Lärmzeichen und Verſammlungsorte, je nachdem die Seite, von welcher man angegriffen würde, waren beſtimmt. Mehr als zwanzigtauſend Männer ſtehen unter den Waffen. Die kaiſerlichen Commiſſaire ſicherten ſogleich allgemeine Verzeihung des Geſchehenen zu, wenn die Bauern die Waffen niederlegten. Beſchwerden könnten ſie durch einen Ausſchuß beim Kaiſer anbringen. Man wünſcht, den Aufgeſtandenen die Waffen zu entwinden. Sie ſollen ſie niederlegen, ohne zu fragen, was dann aus ihren Beſchwerden werden wird. Die Bauern aber, die damals ihren Mittelpunkt in der Stadt Wels haben, wollen darauf nicht, wohl aber auf die gütliche Verhandlung eingehen. Die Bauern ſetzten ihre Beſchwerden auf. Sie begehrten vor allen Dingen die Freiheit des Evangelii in der Weiſe, wie ſie unter Kaiſer Matthias Statt gefunden, Entfernung der Baiern, der Söldner und der Jeſuiten, einheimiſche Beamte und einen allgemeinen Pardon. Die Bauern dachten nicht allein an ſich, ſondern auch an den Adel. Die verbannten Herren wären zurückzurufen, ihre eingezogenen Güter ihnen wiederzugeben.

Mit dieſen Anforderungen ging ein Ausſchuß aus allen vier Vierteln erkieſen, zum Kaiſer nach Wien. Die Bitten wurden gehört, aber lange keine Antwort gegeben, bis Stephan Fadinger ſah, daß auf dieſem Wege keine Auskunft zu gewinnen ſei. Er erkannte, daß die religiöſe Conceſſion von dem Kaiſer nicht zu gewinnen ſei. Auf dem Kampfſchauplatze war unterdeſſen Waffenſtillſtand geweſen, der jedoch von beiden Theilen übel gehalten ward. Die Bauern haben ſelbſt die kaiſerlichen Commiſſaire zu Steyer in Haft geſetzt und der Kampf iſt, noch ehe der Ausſchuß der Bauern zurückkommt, von neuem ausgebrochen. Vor Linz findet Stephan Fadinger den Tod 29. Juni 1626, ohne daß die Bauern durch ſeinen Fall erſchüttert werden. Sie ſtellen Achatius Wiellinger als Feldhauptmann auf. Zwar vermögen nun die Bauern nicht Linz mit ſtürmender Hand zu erobern, wie ſie oft verſuchen, aber im Lande ſelbſt breitet ſich der Aufſtand eher weiter aus, als daß er ſich gemindert. Wenn die Ernte vorüber iſt, wollen ſie ſelbſt in Nieder-Oeſtreich einbrechen, wohin der Aufſtand ſich noch nicht ausgebreitet. Die zu Linz verſammelten Stände aber haben den früheren hohen Muth nicht mehr. Nur zu demüthiger Unterwerfung rathen ſie den Bauern.

Unterdeſſen hat aber auch Maximilian von Baiern friſche Truppen geſendet und der Kaiſer iſt im Stande unter Löbel und Weickhardt ebenfalls Verſtärkung in die aufgeſtandenen Diſtricte zu werfen. Nun, erſt im Monat Auguſt, kam die kaiſerliche Antwort auf die Beſchwerden der Bauern. Sie ſollen die Waffen auf der Stelle niederlegen, im Uebrigen können ſie ihre vermeintlichen Beſchwerden dem Kaiſer abermals durch einen Ausſchuß zu Wiſſen thun. Doch wird im Voraus bemerkt, daß die freie Ausübung des proteſtantiſchen Glaubens nicht werde bewilliget werden. Doch ſollten die

Abgaben für die Auswanderer ermäßiget, auch Niemand mit Gewalt von ſeinem Glauben abgenöthiget werden, dafern er nur regelmäßig die katholiſchen Kirchen beſuche und die katholiſchen Sacramente nehme. Hier muß man zweifeln, ob man eine wahre Meinung des Kaiſers vor ſich hat oder nur eine Wendung, die er nimmt, um den Aufſtand zu beſchwichtigen. Letzteres iſt doch wohl das Wahrſcheinlichere. Oder hatte der Kaiſer ganz und gar genug daran, wenn nur die äußern Ceremonien der Kirche gethan wurden, kam es ihm auf den Glauben und die Ueberzeugung gar nicht an, wollte er die Menſchen zu Heuchlern machen!

Die Bauern indeſſen ſchienen zu erſchrecken vor allen den Anſtalten, die gegen ſie getroffen wurden. Sie unterzeichneten vor neuen kaiſerlichen Commiſſairen einen demüthigen Revers, bekannten ſich darin der größten Frevel ſchuldig, überließen ſich des Kaiſers Gnade, gelobten die Waffen niederzulegen und auseinanderzugehen. Von der kirchlich-religiöſen Freiheit ſprechen ſie kein Wort mehr. Einige Tage vorher war ein Waffenſtillſtand mit den Bauern geſchloſſen worden. Es iſt ihnen verſprochen worden, daß die Truppen da ſtehen bleiben ſollen, wo ſie ſind. Aber ein neuer Haufe Söldner, den der Herzog von Holſtein für den Kaiſer geworben, kommt doch in das Land. Nun meinen die Bauern, daß ſie getäuſcht werden, daß ſie mit Gewalt niedergeſchlagen werden ſollten. Noch einmal erheben ſie ſich und führen nun eine andere Sprache: nicht eher würden ſie die Waffen niederlegen, als bis ihnen die freie Ausübung des proteſtantiſchen Glaubens bewilliget worden, darauf wollten ſie Gut und Blut ſetzen. Der Kaiſer, in dieſem Augenblicke auch von anderen Gefahren noch umgeben, verzweifelte daran mit ſeinen Mitteln auszukommen. Er wendete ſich an Maximilian den Baiern.

Dieſer fehlte nun ja nirgends, wo es galt, den nationalen Glauben Deutſchlands zu vernichten und an die Stelle des evangeliſchen Katholicismus wieder den römiſchen zu bringen. Das undeutſche Handeln iſt die Luſt und die Freude ſeines Lebens. Durch baieriſche Hülfe, die Pappenheim anführt, gelingt es endlich im Spätherbſte des Jahres 1626 des öſtreichiſchen Bauernaufſtandes ganz Meiſter zu werden. Der Kaiſer giebt den Bauern, jedoch nur unter der Bedingung, daß ſie katholiſch würden, Pardon. Zuerſt aber acht von den Anführern, unter denen auch Achatius Wiellinger, der Feldhauptmann, ſpäter noch ſieben andere Männer ſtarben den Tod auf dem Blutgerüſt. In Ober-Oeſtreich werden nun die härteſten Maßregeln ergriffen, ſelbſt gegen den Herrn- und Ritterſtand; nur die Wahl zwiſchen Auswanderung und Annahme des römiſchen Katholicismus wird ihnen gelaſſen. In Nieder-Oeſtreich behält wenigſtens der Adel die Gewiſſens-Freiheit noch auf einige Zeit. Ein großer Theil des öſtreichiſchen Herrn- und Ritterſtandes wanderte aus, und ließ ſich in proteſtantiſchen Städten und Ländern nieder. Das arme und kleine Volk aber mußte wohl auf dem Vaterboden bleiben und ſich den Gewalt-Maßregeln fügen, welche getroffen wurden. Mit der ängſtlichſten Sorgfalt ward nun in den nächſten Jahren jede Spur des evangeliſchen Gottesdienſtes vernichtet, jede Spur ausgetilgt, daß hier der evangeliſche Katholicismus faſt ausſchließlich einſt geherrſcht. Die neu heranwachſende Generation beſonders ward in die genaueſte Abſicht genommen. Von der Proteſtation gegen den römiſchen Katholicismus erfuhr ſie weiter nichts, als daß ſie verwerflich und abſcheulich ſei.

In der Zeit einer großen Gefahr hatte Ferdinand II. gegen die Bauerſchaft von Oeſtreich ſich ſtandhaft erwieſen, niemals

etwas nachgelaſſen von ſeinen Entwürfen, immer nur Zeit zu gewinnen geſucht und Zeit zu gewinnen verſtanden. Die katholiſche Gegen-Reformation in Deutſchland iſt vorzüglich das Werk feiner und ſchlauer Berechnungen. Der Krieg mit den Bauern hat den Kaiſer nicht allein bedrängt, ſchneller würde er ſonſt mit ihnen fertig geworden ſein. Noch von einer andern Seite her war er gleichzeitig bedroht geweſen. Seit dem Frieden, den er 1624 mit dem Kaiſer geſchloſſen, iſt Bethlen Gabor, der Fürſt von Siebenbürgen, ſtets voll Angſt und Beſorgniß geweſen. Die Briefe, welche von Bethlen Gabor, nachdem der Krieg zwiſchen ihm und dem Kaiſer abermals ausgebrochen, ſowohl an den König von England als auch die Nord-Niederländiſche Republik geſchrieben, geben alle ſeine Gedanken, Befürchtungen und Annahmen, die zum großen Theil als ſehr begründet erſcheinen, zu erkennen. Die Häuſer Spanien-Habsburg, meint er, hätten es keinesweges allein auf die Herrſchaft des Katholicismus abgeſehen, ſondern auch auf eine Ausbreitung ihrer politiſchen Macht, ſo weit ſie nur reichen könnten. Solchen Beſtrebungen müſſe man einen allgemeinen Bund nicht allein der proteſtantiſchen, ſondern auch der römiſch-katholiſchen Mächte entgegenſetzen, Frankreich, Savoyen und Venedig namentlich hierfür gewinnen. Der Fürſt, welcher von allen Zuſtänden und Vorgängen in Konſtantinopel ſehr genau unterrichtet ſein konnte, behauptet ſogar auf das beſtimmteſte, daß Spanien-Habsburg ſich alle Mühe gegeben, die Pforte auf ihre Seite zu ziehen, ſie ihren Entwürfen geneigt zu machen, ihre Mitwirkung zu gewinnen. Wenn das Haus Spanien-Habsburg rede und ſchreie, ſagt er, ſo geſchehe es nur um des Scheines der Chriſtlichkeit und Gottſeligkeit willen. Sehr gern würde es die Hülfe der Türken nehmen, wenn ſie nur zu erlangen wäre. Bethlen Gabor

iſt überzeugt, daß ein allgemeiner politiſcher und religiöſer Druck von Spanien=Habsburg beabſichtiget werde. Darum, weit mehr darum, als weil ihm die Bedingungen des Friedens von 1624 abermals nicht erfüllt wurden, hat er wieder an Wehr und Waffen gedacht, iſt mit England, Schweden, Dänemark und Nord=Niederland in Verbindung getreten. Im Jahre 1626 ſcheint ſich die proteſtantiſche Partei in dem deutſchen Reiche überhaupt wieder ermannen und erheben zu wollen. Es iſt wieder eine nicht kleine Bewegung, von der indeſſen hier nur ein Theil und ſo weit ſie in den eigentlichen Staaten des Kaiſers ſpielt, ſeine Gegen=Reformation verzögert, erfaßt und dargeſtellt werden kann.

Im Frühling 1626 eröffnete Bethlen Gabor wieder den Krieg gegen den Kaiſer und drang abermals in Ungarn ein, wie er ſich eben mit Katharina, Schweſter Georg Wilhelms, Kurfürſten von Brandenburg, vermählt. Murtazan, Paſcha von Ofen, hatte von der Pforte Befehl empfangen, Bethlen Gabors Beginnen zu unterſtützen. Der Fürſt meinte, daß man zum Dienſte der guten Sache die Hülfe des alten Erz= und Erbfeindes wohl nehmen könne. Bei dem Einbruche in Ungarn konnte nun nicht mehr wie früher, nicht in demſelben Maße auf die Ungarn ſelbſt gerechnet werden. Es waren ſo viele große Geſchlechter wieder zum Katholicismus zurückgekehrt und Bethlen Gabor ſelbſt hatte den Krieg gegen den Kaiſer ſo oft, wenn auch nicht ohne Glück, doch ohne Ausdauer geführt. Wer von den Ungarn ſollte ſich noch zu ihm ſtellen, da der Fürſt die gebotene und genommene Krone wieder abgelegt. Sollte man ſich des Kaiſers Feindſchaft ausſetzen, wenn Bethlen Gabor noch einmal zurücktreten wird. Auch ſcheint dieſesmal die Bewegung der Ungarn für Bethlen Gabor ſehr unbedeutend geweſen zu ſein. Das Gelingen des dies=

maligen Unternehmens iſt beſonders darauf berechnet, daß der Graf von Mannsfeld mit einem bedeutenden Heer ſich mit Bethlen Gabor in Verbindung ſetzen ſollte. Mannsfeld hatte ſich indeſſen nur mit ſchweren Verluſten durchſchlagen können. Nur etwa achttauſend Streiter konnte er nach Ungarn bringen, und es war auf mehr als zwanzigtauſend gerechnet worden. Wallenſtein, der damals ſeine größere Rolle als kaiſerlicher Feldherr, die in dieſen Jahren nicht hier, ſondern im deutſchen Reiche ihre Hauptbedeutung hat, begonnen, ſtand dem Fürſten und dem Grafen von Mannsfeld mit mehr als 60,000 Streitern entgegen, verſtand indeſſen nicht ſeine große Uebermacht zu brauchen, zeigte zuweilen ſogar auffallendes Ungeſchick in der Führung dieſes Krieges.

Wenn die ganze Gefahr, die Bethlen Gabor gedroht, für den Kaiſer bald vorüberging, ſo war es nicht Wallenſteins, ſondern der Umſtände Verdienſt. Bethlen Gabor ſah, daß die große Vereinigung der proteſtantiſchen Mächte, auf die er gedrungen, ausblieb, er von ihnen weitere Unterſtützung nicht erwarten konnte, daß ſich die Geſinnungen der Menſchen in Ungarn geändert, daß in Böhmen, Mähren und Oeſtreich den Gegnern des Kaiſers bereits das Herz gebrochen, er ſelbſt und allein nicht kräftig und mächtig genug daſtehe, um ihnen wieder Muth zu machen. Seine eigenen Bundesgenoſſen, die wilden Mannsfelder und die noch wildern Türken waren ihm verhaßt geworden. Die letzteren waren ſo wild, daß Paſcha Murtazan einſt vor ſeinen eigenen Leuten zu Bethlen Gabor flüchten, dieſer ſie durch ungariſche Waffen zur Ordnung bringen mußte. Es ſchmerzte den Fürſten der Vorwurf, den er oft hören mußte, daß Ungarn durch ihn verwüſtet, ja faſt vernichtet werde. Da nun jetzo einmal nichts zu erreichen war, wollte er ſich dieſen bittern Vorwurf nicht machen laſſen und

knüpfte abermals Verhandlungen mit dem Kaiſer an, die am 28. Decbr. 1626 zum Abſchluß eines Friedens führten. Selbſt ſeinen Anſprüchen auf die früher verſprochenen zwei ſchleſiſchen Fürſtenthümer entſagt nun Bethlen Gabor, der ſich nun abermals nach Siebenbürgen zurückzieht. Auf den Aufſtand der öſtreichiſchen Bauern ſcheint er nichts gegeben zu haben, obwohl er nach einigen Anführungen nicht ohne Verbindung mit ihnen geweſen. In Ungarn ſelbſt von überlegener Feindesmacht beſchäftiget war er ſo nicht im Stande ihnen die Hände zu reichen. Das Mannsfeldiſche Heer aber zerſtreute ſich und Mannsfeld ſelbſt ſtarb nicht lange darauf.

Das Leben Bethlen Gabors währte nicht lange mehr. Am 5. Novbr. 1629 ſchied er aus dem irdiſchen Daſein, erſt 49 Jahre alt. Er war einer der ausgezeichnetſten Männer ſeines Jahrhunderts geweſen. Nur um ein wenig günſtiger hätten ſich in den entſcheidenden Augenblicken ſeines Lebens die Verhältniſſe für ihn geſtalten müſſen. Er hätte dann eine der bedeutendſten Rollen in der europäiſchen Welt empfangen. An Kraft, Geſchick und Umſicht das Empfangene zu behaupten, hätte er es dann ſicher nicht ermangeln laſſen. Die politiſche Bedeutung, welche Siebenbürgen trotz ſeiner halben Abhängigkeit von der hohen Pforte unter Bethlen Gabor behauptet, verſchwand nach ſeinem Tode auf geraume Zeit. Zunächſt nach des Fürſten Tode erkannten die Stände Katharina, die Wittwe, als Großfürſtin an, die den Geiſt und den Sinn ihres Gemahls nicht beſaß. Im Jahre 1630 dankte Katharina ab. Georg Rakocy beſtieg durch Wahl der Stände den großfürſtlichen Stuhl. Auf längere Zeit hatte Kaiſer Ferdinand II. auf dieſer Seite vollkommene Ruhe.

Und ſie ward nun wohl benutzt, um mit Böhmen ſowohl in politiſchen als auch in religiös-kirchlichen Dingen zu Ende

zu kommen. Noch immer behauptete ſich ein Theil des alten böhmiſchen Adels nicht allein in ſeinem Proteſtantismus, da man die Gewalt-Maßregeln, die gegen die Armen und Kleinen angewendet wurden, noch nicht auf ihn ausgedehnt, ſondern er wollte auch mindeſtens einen Theil ſeiner politiſch-bürgerlichen Rechte retten. Der Kaiſer hatte begonnen, Steuern, die von den Ständen nicht bewilliget worden, über Böhmen auszuſchreiben. Die Stände zahlten zwar, erklärten aber, daß die alten Rechte der böhmiſchen Stände geblieben, durch die Revolution nicht verwirkt worden, nun wieder in Gang kommen müßten, da es in Böhmen weder Revolution noch Rebellen mehr gäbe. Der Kaiſer antwortete nicht, denn der öſtreichiſche Bauernaufſtand und der Angriff Bethlen Gabors kommt dazwiſchen. So wie aber dieſe Gefahren allmälig vergehen, tritt er wieder hervor. Alle Schritte, welche der Kaiſer thut, ſind immer genau nach den Umſtänden berechnet. Nie wird er zur Unzeit mit einer Maßregel hervortreten, nie die Gemüther reizen, wenn das für ihn gefährlich werden könnte. Es geſchiehet erſt dann, wenn man Wuth und Verzweifelung als ohnmächtig verlachen kann.

Die Bauern in Oeſtreich ſind niedergeſchlagen, Bethlen Gabor abgetreten, als der Kaiſer mit den Böhmen beginnt. Am 29. Mai 1627 erſcheint ein Patent für Böhmen. Eigentlich hat Böhmen durch die Revolution alle ſeine Rechte und Privilegien verloren, der Kaiſer könnte es mit Fug und Recht als ein erobertes Land betrachten und es ſeiner unbedingten Gewalt unterwerfen. Aus Rückſicht aber auf die Treugebliebenen will er doch alle Freiheiten und Rechte, die mit einer erneuerten Landes-Ordnung nicht in Widerſpruch ſtehen werden, neu beſtätigen. Es ſoll gegen Niemand mit Gewalt vorgeſchritten, ſtets furderhin nur dem Rechte gemäß

verfahren werden. Dabei ward aber auch geſagt, daß der Majeſtätsbrief, der einſt ertrotzte und abgezwungene, caſſirt, und fortan ungültig ſei. Beiläufig ward auch mit erwähnt, daß, weil die Revolution aus der Verſchiedenheit des Glaubens hervorgegangen, fernerhin nur noch römiſch-katholiſcher Glaube im Reiche Böhmen ſolle geduldet werden. Beinahe zu gleicher Zeit erſchien noch eine „verneuerte Landesordnung für das Erbkönigreich Böhmen.“ Denn die von dem Kaiſer ſchon früher aufgeſtellte Behauptung, daß Böhmen ſeines Hauſes Erbe ſei, ward jetzo, da Niemand mehr wagen durfte zu widerſprechen, glücklich durchgeſetzt. Die Landesordnung beſtimmte nun, daß die Stände ſich künftighin nur auf den regelmäßigen Landtagen und anders nicht verſammelen dürften, daß ein ſolcher Landtag nur noch auf königliche Vorladung gehalten werden könne. Die Stände verloren auch die früher entſcheidende Stimme über Geſetze, Krieg, Bündniſſe, Frieden, Domainen und blieben auf die Steuerbewilligung beſchränkt. Auch empfing der geiſtliche Stand nun das Recht auf den Landtagen zu erſcheinen, und der Kaiſer legte ſich das Recht bei in den Herrn- und Ritterſtand zu erheben. Böhmen hat nebſt Mähren, wohin 1628 dieſelben Maßregeln ausgedehnt wurden, hiermit eine durchaus veränderte politiſche Geſtaltung empfangen. Aus einem Reiche, in dem der König nicht viel mehr als in Polen bedeutete, die Stände beinahe Alles waren, hatte es ſich umgeſtaltet in eine Monarchie, darin der König faſt Alles, die Stände beinahe nichts mehr bedeuteten.

Wie lieb aber auch dem Kaiſer die Erhöhung ſeiner politiſchen Gewalt ſein mochte, ſie lag ihm doch immer weniger am Herzen als die religiös-kirchliche Umgeſtaltung des Landes. Es war darin noch immer nicht genug gethan, der Proteſtantismus erhielt ſich noch immer trotz aller Verfolgungen. Be-

ſonders bedurfte es noch eines großen Schlages auf den alten böhmiſchen Adel. Im Febr. 1627 ſetzte der Kaiſer eine neue, aus ſechs Perſonen beſtehende Commiſſion zur Vernichtung der ſogenannten Ketzerei nieder. Dieſe ward mit der unbedingteſten Gewalt ausgerüſtet. Ferdinand II. opferte ſogar einſtweilen einen Theil ſeiner Landeshoheit auf, indem er Appellationen von den Ausſprüchen der Commiſſion an ſich ſelbſt, den Kaiſer, zu thun verbot. Die Commiſſion, welche ihr Werk in Prag anhebt, wo noch immer die Bürgerſchaft nicht vom evangeliſchen Katholicismus weichen will, ergreift ſehr zweckmäßige Mittel, die Menſchen zum Katholicismus zu zwingen. Welche ſich ſtandhaft weigern katholiſch zu werden, deren Hab und Gut wird ſofort confiscirt und verkauft. Was wollten da die Armen und Kleinen thun. Sie mußten in die katholiſche Meſſe gehen, ihre Kinder in die katholiſchen Schulen ſenden! Durch Sendboten und Abgeordnete verbreitet und verzweigt ſich die Commiſſion über das ganze Land. Es ward confiscirt, gedrängt, gepreßt, geſchlagen, zuweilen auch geſchmeichelt und überredet, aber in der Regel nicht getödtet, damit der Proteſtantismus keine Märtyrer, keine Blutzeugen ſeiner Wahrheit empfange, die in Andern Hingebung und Begeiſterung erwecken könnten. Freilich fehlte es an Blut auch nicht. Auf mehreren Puncten Böhmens, ſeit dem Jahre 1626 mehr als einmal, waren die Bauern aufgeſtanden. In der Umgegend von Prag und im Kaurzimer-Kreiſe hatte ihnen 1628 die Verzweifelung die Waffen wiederum in die Hände genöthiget. Aber die früheren vereinzelten Aufſtände hatten ſich ſtets an der militairiſchen Macht gebrochen. Der letzte Aufſtand böhmiſcher Bauern hatte auch daſſelbe Schickſal. Nicht weniger als fünfhundert der Armen wurden erbarmungslos niedergeſchoſſen. Die ungeheuren Maßregeln bezwangen ſo all-

målig das eigentliche Volk, den Bauer- und Bürgerſtand, daß er zum römiſchen Katholicismus zurücktrat. Tauſende und abermals Tauſende behielten freilich den Proteſtantismus noch lange im Herzen; in nicht wenigen Familien pflanzte er ſich ſelbſt bis auf die neuern Zeiten in tiefer Stille fort. Aber die Mehrzahl der Nation war verloren für den Proteſtantismus. Die neuheranwachſende Generation ward zu ſorgfältig bewacht.

Die Revolution aber, welche damals in Böhmen vorging, als der Proteſtantismus gewaltſam vernichtet und wieder in den römiſchen Katholicismus verwandelt ward, war nicht allein eine religiös-kirchliche. Sie hatte noch vielfach andere Geſtalt. Böhmen verlor einen großen Theil ſeiner alten und eigentlichen, ſeiner ächt-böhmiſchen Bewohner. Bei dreißigtauſend Hausväter und Familien wanderten aus, zum Theil mit Zurücklaſſung aller ihrer Habe, um nur den theuren Glauben zu erhalten. Deutſche traten an die Stelle der Geflüchteten und Deutſche wurden geraume Zeit allenthalben begünſtiget und vorgezogen. Böhmiſch war faſt gleichbedeutend mit ketzeriſch geworden. Die Jeſuiten vertilgten mit fanatiſcher Wuth alle böhmiſche Bücher, deren ſie habhaft werden konnten. Böhmen ward von nun an weit mehr, als das früher der Fall geweſen, ein dem deutſchen Weſen ſich annäherndes Land.

Etwas beſſer als dem eigentlichen Volke iſt es dem alten böhmiſchen Adel, dem Herrn- und Ritterſtande, ergangen. Gegen ihn beſonders, dem man bis jetzo noch nicht ſo recht hat beikommen können, erſcheint das kaiſerliche Patent vom 31. Juli 1627. Ferdinand II. redet darin ſeine gewöhnliche Sprache. Es iſt nicht allein ſeine Königs-Pflicht, ſondern auch ſeine Gewiſſens-Pflicht zu ſorgen, daß nur ein Glaube, der allein ſeligmachende Glaube Roms, in ſeinen Landen herrſcht.

Darum werden auch die Herren und Ritter angewieſen, ſich inner der nächſten ſechs Monate im katholiſchen Glauben unterrichten zu laſſen und denſelben anzunehmen. Nun kann aber gegen den Adel nicht wie gegen die Armen und Kleinen mit Prügeln und Schlägen verfahren werden. Auch iſt es noch immer bedenklich, andere ſehr gewaltſame Dinge gegen denſelben in Bewegung zu ſetzen. Er möchte ſich ſonſt verzweifelungsvoll erheben und ſich an die Spitze des innerlich noch ſo bewegten Volkes ſtellen. Darum fügt das Patent hinzu, daß, wenn der Adel binnen der geſetzten Friſt die Ueberzeugung von der katholiſchen Wahrheit nicht gewonnen und alſo nicht katholiſch werden will, er ſeine Güter binnen wiederum ſechs Monaten an Katholiſche verkaufen und ohne Abzug und Nachſteuer mit geſammten Habe und Eigenthume das Land verlaſſen kann. Am Schluſſe ſagt Ferdinand II. noch, daß er nur ungern die alten edlen Geſchlechter verlieren würde. Darum möchten ſie doch ihre Wohlfahrt bedenken und ſich mit ihrem Gewiſſen berathen. So wird dem Adel ein Ausweg eröffnet, der wenigſtens den vollen Untergang nicht in ſich ſchließt, den vollen Untergang, deſſen Gefahr ſie zum Verzweifelungs-Kampfe treiben könnte.

In der Berechnung, daß der böhmiſche Adel bei dieſem eröffneten Auswege keinen Schritt der Verzweifelung wagen werde, täuſcht ſich der Kaiſer nicht. Es iſt nun allenthalben demüthiger und ſchweigender Gehorſam. Die Erwartung aber, wenn er ſie überhaupt gehabt, daß der römiſche Katholicismus vom Adel nun würde allgemein angenommen werden, erfüllt ſich nur in einem ſehr geringen Grade. Nur der kleinere Theil des alten böhmiſchen Adels nimmt, um nicht von dem theuren Vaterboden weichen zu müſſen, den römiſchen Katholicismus an. Der größere Theil wandert aus. Slawata ſelbſt

berichtet, daß einhundertfünfundachtzig böhmiſche Herrn- und Rittergeſchlechter, mehrere tauſend Perſonen umfaſſend, indem manch Geſchlecht vierzig, funfzig Mitglieder gezählt, Böhmen geräumt haben. Zwar wird der Auswanderungstermin bis zum Mai 1628 verlängert, ſonſt aber ſucht man den Abziehenden, die durch ſchnellen und erzwungenen Verkauf ihrer liegenden Gründe ſo gewiß ungeheuren Verluſt erlitten, noch allen möglichen Schaden zuzufügen. Im Jahre 1628 wird verordnet, daß katholiſche Schuldner den Abziehenden ſolche Capitalien, die während der Revolution aufgeborgt, gar nicht, von allen andern nur die Hälfte wiederzuzahlen brauchten. Durch den Krieg, die Hinrichtungen, die Verbannung iſt der größte Theil des alten böhmiſchen Adels entweder vernichtet oder doch aus dem Lande geſchafft. Er zerſtreut ſich in die proteſtantiſchen Länder, nach Siebenbürgen, Sachſen, Brandenburg, Preußen, Holland, Dänemark und Schweden. Unter den ſchwediſchen Heeren der folgenden Jahre erſcheinen nicht wenige böhmiſche Namen. Deutſch-katholiſcher Adel trat an die Stelle des böhmiſch-proteſtantiſchen. Vornehme Bürger, Künſtler und Gelehrte hatten Böhmen ebenfalls in bedeutender Anzahl verlaſſen. Slawata ſelbſt klagt, daß dadurch Böhmens Blüthe gebrochen, ſeine Kraft und zum Theil ſogar ſein Reichthum auf proteſtantiſche Lande übertragen worden ſei.

Wenn der Kaiſer ſtatt der vertriebenen Proteſtanten die Judenſchaft Böhmens ſehr begünſtigte, ſie gegen eine jährliche Zahlung von 40,000 Gulden von allen andern Staatslaſten und Staatsabgaben befreiete, ihnen liegende Gründe zu beſitzen, Handwerke zu treiben und Freiheit des Verkehrs geſtattete, ſo konnte das wohl immer noch eher als ein Beſtreben, Böhmen wieder emporzubringen, betrachtet werden, als wenn alle geiſtliche Güter, die für andere Zwecke einge-

zogen worden, wieder zu der todten Hand der Kirche gebracht, dem römiſchen Stuhl eine Abgabe von jedem Sacke Salz, das in Böhmen aus- oder eingeführt wurde, zugeſprochen ward.

Indeſſen frug Kaiſer Ferdinand II. nach ſolchen, wie es ihm ſchien, irdiſchen Sachen, wenn Böhmen vertrocknete und das Leben daſelbſt unter der Leitung des Jeſuitismus verſumpfte, nicht. Denn er meinte, doch wenigſtens das Himmliſche gerettet zu haben, nicht erwägend, daß ein Vertrocknen und Verſumpfen des Irdiſchen gerade beweißt, daß es auch mit dem Himmliſchen nicht zum Beſten beſtellt ſein kann. Nicht ſelten iſt verſucht worden, Ferdinand II. wegen der Gewaltſamkeit, mit der er die Menſchen ſeines Reiches, ſo weit er kann, zu ſeinem Glauben zwingt, durch einen Grundſatz zu rechtfertigen, der damals allerdings auch von proteſtantiſcher Seite gehandhabt ward. Dieſer Grundſatz ſagte, daß Unterthanen deſſelben Glaubens ſein müßten, wie der Landesherr. In mehr als einem ſeiner Religions-Edicte beruft ſich Ferdinand II. auch ſelbſt auf dieſen in dem deutſchen Reiche zum Recht gewordenen Grundſatz. Die Vertheidigung ſagte daher und ſagt noch, der Kaiſer habe am Ende weiter gar nichts gethan, als ſich eines damals ziemlich allgemein anerkannten Rechtes bedient. Sittlich aber kann Ferdinand II. dadurch nicht gerechtfertiget werden. Die von Menſchen gemachten und willkührlich zu Recht erhobenen Grundſätze ſind an ſich ſelbſt gar nichts. Jeder iſt gehalten, wenn er das Wahre und Göttliche in ſeiner Bruſt nicht ſchon hat untergehen laſſen, vor einem Grundſatze zurückzutreten, der nur mit Jammer, Thränen und Blut zu einer Thatſache gemacht werden kann. Ein höheres, ſittliches, von der Gottheit in die Bruſt geſenktes Gefühl, das mit unverwüſtlicher Kraft in dem reinen Menſchen ſtets laut, ſtets wachſam iſt, deſſen Stimme man

nur gewaltſam und zu eigenem Schaden übertönen kann durch eine andere irdiſcher, frevelvoller Entſtehung muß hoch über ſolchen Grundſätzen und ihrer Ausführung ſtehen.

Im Uebrigen war zwiſchen der Ausführung des Grundſatzes von evangeliſcher und der Ausführung ebendeſſelben von katholiſcher Seite ein ungeheurer Unterſchied. Die Proteſtanten hatten den Grundſatz zuerſt aufgeſtellt, weil in ihren Landen nur Einzelne waren, die frei beim Katholicismus verharrten, und gegen dieſe ward, nur England und ſehr wenig andere Beiſpiele ausgenommen, nicht mit blutiger Gewalt vorgeſchritten. Ferdinand II. aber ſtellte ſich einer ganzen Nation gegenüber und führte den Grundſatz in einer Weiſe hinaus, von welcher ſelbſt andere Mönchsorden, den ſich mit dieſen Bekehrungen brüſtenden Jeſuiten gegenüber, ſagten, daß ſie weiter gar nichts als zufahrende Gewalt geweſen, daß die Jeſuiten durch ſolche Bekehrungen keinen Beweis von der Kraft des katholiſchen Glaubens gegeben. Mit demſelben Eifer wie in Böhmen und Oeſtreich verfolgte der Kaiſer den proteſtantiſchen Glauben, wo er es nur konnte. Nur waren ihm in Schleſien die Hände dazu viel mehr gebunden, und er konnte nicht in demſelben Maße durchdringen. In den Fürſtenthümern Breslau, Liegnitz, Brieg, Oels und Wohlau konnte die Gegen-Reformation faſt gar nicht, in den andern Theilen Schleſiens nur theilweiſe durchgeſetzt werden.

Ganz anders als in Böhmen, in Oeſtreich und in ſeinen andern Erbländern mußte Kaiſer Ferdinand II. in dem übrigen deutſchen Reiche verfahren. Zwei Dinge ſind es ſtets, um welche alle ſeine Gedanken laufen, in denen ſeine ganze Seele lebt. Begründung des römiſchen Katholicismus, wie er jetzo von den Jeſuiten gebildet und geſtaltet worden, Erweiterung ſeiner politiſchen Macht heißen dieſe beiden Dinge. Aber er mag

an das Eine denken oder an das Andere, in dem Reiche, wo die Fürſten und Stände ihm entgegenſtehen, iſt in einer ganz anderen, vorſichtigern, langſamern Weiſe zu verfahren als in den Erblanden. Wie viele Rückſichten ſind doch hier, was Glauben und Kirche anlangt, zuerſt auf die Fürſten und Stände ſelbſt zu nehmen, die doch noch eine Kraft des Widerſtandes beſitzen, die nicht plötzlich aufgeregt und aufgeſchreckt werden dürfen, denen die Gefahr des Unterganges des Proteſtantismus gar nicht klar und unzweideutig gezeigt werden darf, damit ſie ſich nicht ermannen, damit die Verzweifelung ſie nicht vereinige, ſie nicht zum entſchloſſenen Widerſtande treibe. Wie viele Rückſichten ſind ferner nicht zu nehmen auf die ausheimiſchen proteſtantiſchen Mächte, auf England, Dänemark und Schweden! Nur ſchrittweiſe wird ſich im glücklichſten Falle der Reformation beikommen, nur allmälig wird ſie ſich zerſtören laſſen, will man nicht in der Mitte der Beſtrebungen aufgehalten werden durch einen Kampf, der leicht den Erfolg wieder ſehr zweifelhaft machen kann. Darum iſt Kaiſer Ferdinand II. hier langſam und vorſichtig aufgeſchritten, nie wenigſtens ſchneller als die Umſtände es zu erlauben ſchienen. Und dabei hat er durch Worte ſeinen eigentlichen Abſichten, die klar und unzweideutig auf die Vernichtung der ganzen Reformation gehen, nach Möglichkeit zu verſchleiern geſucht. Er wollte den Stand der Dinge wieder herbeiführen, der zur Zeit des Abſchluſſes des Religionsfriedens vom Jahre 1555 geweſen, das war das Einzige, was er herausſagte, was er eingeſtand als ſeinen Plan und was doch weiter nichts als der Anfang ſeines großen und eigentlichen Entwurfes war.

Wenn der Kaiſer an dieſem Entwurfe allein feſthalten wird, ſo wird er viele und treue Bundesgenoſſen finden. Darwider wird keine katholiſche Macht ſein, nicht einmal

Frankreich, das ſonſt mit ſo eiferſüchtigen Augen Spanien-Habsburg beobachtet. Aber Spanien, der Pabſt, alle katholiſche Stände Deutſchlands werden mit dem größten Eifer auf der Bahn des Kaiſers gehen. Unter den letzteren beſonders Maximilian I. von Baiern. Der Baier iſt damals in demſelben Sinne beſchäftiget wie der Kaiſer. In ſeinem alten Baiern, wo die Stimme des Proteſtantismus vor der Gewalt ſchon lange verklungen, baut er die Jeſuiten für die obern, die Kapuziner für die untern Stände an. Freigebig war das Mittelalter für die Kirche geweſen, viel freigebiger, freigebig bis zur maßloſen Verſchwendung iſt Maximilian gegen Kirchen und Klöſter. Mit ungeheurem Eifer arbeitet er, den Staat um ſeine Kräfte, das Leben um ſeine Mittel und ſeine Bewegung zu bringen. In der Ober-Pfalz aber verfuhr Maximilian I. wie Ferdinand II. in Böhmen. Verbannung und Gewalt auf die Menſchen, Brand und Vernichtung auf die evangeliſchen Bücher, die Blüthen des Geiſtes. Wenn tauſend redliche Unterthanen zu Jammer und Noth entwichen, wenn Gewerb und Verkehr vor ſeiner hartherzigen Weiſe, die er Frömmigkeit nannte, flohen, wenn die Heiterkeit des Lebens erſtarb, es kümmerte Maximilian I. nicht, tönte nur die Kloſterglocke wieder über die Flur, ſtand das Heiligenbild nur wieder. Dieſe Männer, Ferdinand II. und Maximilian I., wenn ſie es vermocht, würden Deutſchland zurückgeſtoßen haben in einen Zuſtand, der viel finſterer noch als das 14. oder 15. Jahrhundert geworden. Sie hätten, indem ſie dem Himmel zu dienen wähnten, die Welt und das Leben verdorben. Wie Maximilian I. waren von den katholiſchen Fürſten und Ständen des Reiches, wo nicht alle, doch viele. Nur Hülfe, treue Hülfe hatte der Kaiſer von ihnen zu erwarten, hielt er an dieſem einen Entwurfe feſt. Und ſehr bedeutend war dieſe

Hülfe. Gewaltig und ſieggekrönt ſtand ja das Heer der katholiſchen Liga unter Tilly da.

Aber es war anders; nicht dieſen Gedanken allein trug der Kaiſer in der Bruſt, er trug einen zweiten noch darin auf die Mehrung ſeiner irdiſchen Macht und Hoheit. Dieſer wollte mit noch viel größerer Vorſicht als der erſtere gehandhabt ſein. Bei der Ausführung deſſelben war nur auf eine Hülfe zu zählen, auf die Hülfe des ſtammverwandten Spaniens. Sonſt war auf weiter nichts zu rechnen als auf Gegner. Weder Frankreich, noch dem Pabſte ſelbſt, noch ſonſt einer katholiſchen Macht iſt Vergrößerung der Macht von Spanien-Habsburg genehm. Ja ſie würden eine ſolche als das größte Unglück anſehen, weil ſie fürchten, ſpäter dann auch noch verſchlungen zu werden. Dieſelbe Furcht wird auch die katholiſchen Fürſten und Stände des Reiches, und je kleiner ſie ſind, in deſto größerem Maße bewegen. Mit großer Vorſicht und Schlauheit wird Kaiſer Ferdinand II. die Sachen anſtellen müſſen, wenn er nicht ſeine Bundesgenoſſen verlieren, ja ſie in Gegner umwandeln will. Die katholiſchen Fürſten und Stände müſſen die Hände reichen zu Vernichtung des Proteſtantismus nicht allein, ſondern auch der proteſtantiſchen Fürſten, eben weil ſie proteſtantiſche ſind. Sie dürfen es dabei nicht bemerken, oder es doch nur ſo ſpät als möglich bemerken, daß es dabei auf noch etwas Anderes als auf den Proteſtantismus, daß es dabei auch auf die kaiſerliche Macht abgeſehen iſt.

Um die Zeit aber des Tages von Regensburg konnte der Kaiſer kaum daran denken, hochfliegenden politiſchen Entwürfen nachzugehen. Seine eigenen Heere waren nothwendig, um Bethlen Gabor zu bewachen, Bauernaufſtände niederzudrücken, den Katholicismus aufzuzwingen. In dem nur eben

erſt wieder eroberten Böhmen und Oeſtreich war allenthalben durch militairiſche Gewalt zu wachen und zu ſorgen, daß Gehorſam und Unterwürfigkeit bliebe. Auch waren dieſe eigenen Heere nicht eben bedeutend; um ſo weniger konnte Ferdinand II. ſogleich an ſolche Unternehmungen denken, die ganz frei und ſelbſtſtändig von ihm geleitet und berechnet ſein mußten. Es ließen ſich zuerſt nur die kirchlichen Entwürfe verfolgen, in denen auf die kräftigſte Wirkung der katholiſchen Partei und ihres Heeres, der ligiſtiſchen Arme unter Tilly, gezählt werden konnte. Wie der Tag von Regensburg ſo viele thöricht gefaßte und gehegte Hoffnungen zerſtörte, ſtand die katholiſche Heeresmacht, aus Spaniern und dem Heere der Liga beſtehend, eben ſo übermächtig als übermüthig da. Nichts mehr von Ordnung, Recht und Geſetz ward geachtet. Wider gelobte Verträge legte man Beſatzungen in Städte und Landſchaften, ſchrieb Steuern und Contributionen aus, marterte und quälte, frug dabei am allerwenigſten nach den Landesfürſten, wenn ſie kleine und unbedeutende waren oder wenn man ſie niedergeſchlagen hatte. Ein deutſcher Fürſt klagt es ſelbſt in einem Schreiben: es ſehe aus als wolle man Alles ruiniren, Alles an den Bettelſtab bringen. So handelten Spanien und Baiern, die vom Kaiſer Reichs-Executoren genannt wurden. In der That war ein geheimes, ſtillſchweigendes Uebereinkommen unter ihnen, Alles ſo weit abzumartern und abzumüden, bis es ſich den römiſchen Katholicismus würde gefallen laſſen.

Tilly iſt dabei nach Möglichkeit wach, daß ſich nicht ein größerer und geſchloſſener Widerſtand bilden möge. Die niederſächſiſchen Kreisſtände, unter denen die Häuſer Braunſchweig und Mecklenburg die Hauptrolle ſpielten, hatten ſchon das Erſcheinen der Spanier auf deutſchem Boden mit bangem Miß-

trauen geſehen und mehrere Kreistage deshalb gehalten. Sie waren, wie Alle, mit guten Worten getröſtet und getäuſcht worden. Noch während des Regensburger Tages, als die Entwürfe der katholiſchen Partei immer klarer zu werden begannen, hat der niederſächſiſche Kreis beſchloſſen, ſich auf den Vertheidigungs-Fuß zu ſtellen. Schon jetzo mögen Beſprechungen zwiſchen dem Kreiſe und zwiſchen Nord-Niederland, England und beſonders Dänemark andererſeits gehalten worden ſein, ohne daß es jedoch zu etwas Feſtem und Beſtimmten kommt. Die Fürſten und Stände laſſen ſich durch Verſprechungen des Kaiſers, die theils mittelbar, theils unmittelbar gegeben werden, daß der niederſächſiſche Kreis nicht mit Heeresgewalt überzogen oder ſonſt geſchädiget werden ſolle, hinhalten.

Da erſcheinet plötzlich wieder auf niederſächſiſchem Boden jener Chriſtian aus dem Hauſe Braunſchweig, der Kampfgenoſſe des Grafen von Mansfeld, der für Friedrich V. von der Pfalz jüngſt die Waffen genommen. Er kommt aus Nord-Niederland wieder, wohin er ſich früher zurückgezogen hatte. Chriſtian dringt keck an die Weſer vor und erläßt ein Schreiben an die niederſächſiſchen Stände: alle Verſprechungen des Kaiſers und der katholiſchen Partei, meint er, wären trügeriſch, man ſolle ihnen nicht Macht und Zeit mehr laſſen, täuſchen zu können, man ſolle zu den Waffen greifen, es ſei das einzige Mittel den Proteſtantismus vom Untergange zu retten, er biete dazu alle ſeine Hülfe dar. Deutlich iſt der Zweck des Briefes, die niederſächſiſchen Kreisſtände wieder zu einem männlichen Entſchluß emporzuheben.

Chriſtian fand aber hier nicht die Geſinnung, welche er erwartet hatte. Zuweilen ſcheint der kleinen proteſtantiſchen Fürſten ſich auch ein kleinliches Weſen zu bemeiſtern. Sie

ſcheuen jede Gefahr, ſie denken nicht an das Allgemeine, ſondern nur an ſich und wenn ihnen etwa von dem Kaiſer wieder einmal verſichert wird, daß gerade ſie leer und gut ausgehen ſollten, laſſen ſie die Hände im Schooße ruhen, als ob das allgemeine Schickſal des Proteſtantismus ſie nicht angehe. Der Kaiſer läßt es auch gegenwärtig nicht an ſchönen Worten fehlen. Und ſo ſiehet ſich Chriſtian von Braunſchweig bald ſelbſt in der Gefahr, daß der Kreis ſich mit dem ligiſtiſchen Heere vereinigen und beide auf ihn fallen würden. Selbſt bei ſeinem eigenen Hauſe von Braunſchweig findet er keine günſtige Geſinnung. So beſchließt er Nieder-Sachſen zu verlaſſen und ſich nach Weſtphalen zu wenden. Tilly, der immer gedroht hat in den niederſächſiſchen Kreis einzubrechen, wenn man den Braunſchweiger nicht hinausſchaffe, folgte und faßte ihn am 6. Aug. 1623 bei Stattlo an der Weſer. Tilly erfocht einen bedeutenden Sieg. In ſeinem Schlachtberichte rühmt er ſich, daß mehr als ſechstauſend Feinde die Wahlſtätte mit ihren Leichen bedeckt hätten. Chriſtians ganzes Heer ſcheint zerſtreut und vernichtet worden zu ſein. Mit Mühe rettet er ſich ſelbſt auf das Gebiet der Nord-Niederländiſchen Republik.

Mansfeld, der ſich bei dem Ganzen ſeltſam und zweideutig beweißt, zu dieſer Zweideutigkeit aber wohl auch durch die Ungewißheit der proteſtantiſchen Fürſten und Stände genöthiget war, iſt in Friesland ſtehen geblieben. Der Kaiſer hat, wie Chriſtian in Niederſachen ſteht, die früher über Mansfeld ausgeſprochene Acht zurückgenommen, damit er durch dieſe Milde bewogen werden ſollte, ſich mit Chriſtian von Braunſchweig nicht zu vereinigen. Nachdem dieſer beſiegt, wird er ebenfalls gefaßt und ſein kleines Heer zerſtreut. Auch Mansfeld muß ſich auf das Gebiet der Republik flüchten. Leicht

hätte dieſe Bewegung, da ſie mit Bethlen Gabors Schild=erhebung zuſammentraf, zu etwas führen können, wenn es nicht faſt allenthalben an Umſicht, Muth, Entſchloſſenheit und Begeiſterung gefehlt.

Im Süden des deutſchen Reiches war die katholiſche Ge=gen=Reformation in voller Thätigkeit, Tilly ſtand mit dem Heere der Liga theils an den Grenzen des nördlichen Theiles deſſelben, theils war er ſchon ſelbſt in ihm eingebrochen. Man konnte die Hoffnung faſſen, die proteſtantiſchen Fürſten und Stände, die ruheten und raſteten, theils weil ſie betäubt und erſchreckt waren, theils weil ſie die ganze Größe der drohenden Gefahr nicht würdigten, nicht überſahen, einzeln zu über=mannen, wenn ihnen nur von außen her keine Hülfe komme. Dann ſollte durch eine Waffengewalt, durch bloßen Zwang, wie in Böhmen, zuerſt das äußere Gebäude des römiſchen Ka=tholicismus wieder aufgerichtet werden. Dabei läßt das kaiſer=liche Haus auch ſchon in Schriften, in denen man vor der Hand freilich nur Privat=Anſichten verbreitet, zu verſtehen geben, daß Oeſtreich nunmehro durch Verjährung das Erbrecht auf den deutſchen Thron gewonnen habe. Die proteſtantiſchen Fürſten und Stände beachten doch ſchon ſolche Aeußerungen, die mit offenbarer Abſichtlichkeit verbreitet werden, als ſollten die Gemüther auf große Veränderungen, die über das Reich kommen ſollen, vorbereitet werden. Indeſſen, wenn auch die Fürſten und Stände anfingen große Befürchtungen zu hegen, ſo war die Furcht doch noch nicht ſtark genug, um zu ſo kühnen und kräftigen Entſchlüſſen zu treiben, wie die Ver=hältniſſe, die Schlauheit, ja die Verwegenheit der Gegner ſie erforderte. Die vielen kleinen Herrnthümer, welche in dem deutſchen Reiche beſtanden, machten auch ein kräftiges Auf=ſchreiten und ein kräftiges Zuſammenhalten zu einer ungemein

ſchwierigen Sache. Es iſt ja immer ſo ſchwierig, viele Köpfe und Vieler Gedanken auf einen Plan und einen Entſchluß zu vereinigen.

Leicht hätten die Entwürfe Ferdinands II. raſch einen weitern Fortgang gewinnen können, wenn ſich nun nicht auch fremde Staaten um die deutſchen Angelegenheiten zu kümmern begonnen. Proteſtantiſche Mächte hatten an dieſen ein zwiefaches Intereſſe. Sie durften weder den Proteſtantismus ſinken laſſen, noch auch die politiſche Macht des Kaiſers zu einer ihre Unabhängigkeit gefährtenden Höhe ſteigen laſſen. Katholiſche Mächte hatten hier nur ein einfaches, darum aber nicht minder großes Intereſſe. Sie durften die Macht der Häuſer von Spanien-Habsburg, die unter Karl V. und Philipp II. Allen ſo furchtbar geweſen, ſich ſo eroberungs- und länderſüchtig gezeigt, bei Gefahr eigenen Untergangs, nicht weiter wachſen laſſen. So waren doch katholiſche und proteſtantiſche Mächte in einem und demſelben Intereſſe verbunden, dem Intereſſe gegen die Macht von Spanien-Habsburg. Darum war ſchon ſeit geraumer Zeit eine lange Kette von Unterhandlungen zwiſchen Frankreich, England, Nord-Niederland, Dänemark und Schweden gepflogen worden, an denen auch deutſch-proteſtantiſche Fürſten vielfach Antheil nahmen, fühlend, daß ein Augenblick gekommen, wo doch nur durch fremde Hülfe noch Rettung aus kirchlich-religiöſer und politiſcher Gefahr zu erwarten ſei. Dieſe ſchon 1623 betriebenen Verhandlungen ſchienen 1624 zu einem Ergebniß führen zu wollen. Am Anfange des Jahres 1624 war von König Ludwig XIII. von Frankreich Armand du Pleſſis, Herr von Richelieu, an die Spitze der Staats-Geſchäfte geſtellt worden. Deſſen großer Geiſt erhob ſich zu den umfangsreichſten Entwürfen, bei denen er, obwohl ſelbſt Hochprieſter der römiſchen

Kirche, doch von den religiös=kirchlichen Verhältniſſen der Welt ziemlich abſah, nur die politiſchen verfolgend. Er wollte die Uebermacht der Häuſer Spanien=Habsburg für immer zerſchlagen und das Uebergewicht in der europäiſchen Welt an Frankreich bringen. Deshalb mußte den Proteſtanten, für welche an ſich ſelbſt Richelieu weder Herz noch Geſinnung hatte, geholfen, ihr Fall gehindert werden, weil derſelbe ſicher zur Steigerung der Macht von Spanien=Habsburg führen würde. Und ſofort unterhandelt Frankreich nach allen Richtungen hin, um es zu einer Schilderhebung gegen Ferdinand II. zu bringen. Richelieu wendet ſich beſonders an Jacob I. von England. Lange iſt dieſer König von Spanien=Habsburg mit leeren Verſprechungen und Vertröſtungen wegen der Pfalz hingehalten worden. Die Spanier haben ihn mit der Täuſchung, daß ſein Sohn Karl eine ſpaniſche Infantin als Gemahlin erhalten ſollte, worin der ſchwache Jacob eine beſondere Ehre ſetzte, hingehalten. Dieſe Täuſchung iſt endlich ſo wie alle andere vergangen und Jacob ſcheint ſich zu kräftigen Entſchlüſſen für ſeinen Tochtermann von der Pfalz erheben zu wollen. Die Parlamente begehren auch mit lauter Stimme, daß endlich etwas für die Pfalz und überhaupt gegen das immer weitere Umſichgreifen des römiſchen Katholicismus geſchehe. Darum läßt ſich nun Jacob I. gewinnen für Richelieus Pläne. Nord=Niederland, ſo ſchon im Kriege mit Spanien begriffen, iſt leicht zu beſtimmen, Savoyen und Venedig, ſpaniſch=habsburgiſche Uebermacht fürchtend, nicht minder.

Ein großes Bündniß wird 8. Aug. 1624 abgeſchloſſen. Auch Dänemark und Bethlen Gabor ſelbſt nehmen an demſelben Theil. Als Führer und Lenker eines katholiſchen Staates kann Richelieu nicht unmittelbar, nur mittelbar für den Proteſtantismus auftreten, der ihm auch an ſich ſelbſt genommen

gar nicht am Herzen liegt. Hiernach iſt der Inhalt des Bundes und ſein Zweck zu beurtheilen. Frankreich, Savoyen und Venedig ſollen alle Theile Graubündtens von fremder Gewalt und fremden Beſatzungen befreien und die ſpaniſche Macht in Italien angreifen, England die Wiedereinſetzung des Pfalzgrafen in ſein Land übernehmen und Spanien zur See ſchädigen, wo es kann. Nord-Niederland den Kampf gegen Spanien fortſetzen und keinen Separat-Frieden ſchließen. Richelieu will, daß die Macht von Spanien-Habsburg auf allen Seiten angefallen und geſchwächt werde. Nicht förmlich mit dem Bunde mitausgedrückt, aber wie es ſcheinet beſprochen, iſt es, daß auch in Nord-Deutſchland ein Heer auftreten ſollte, beſtimmt den Proteſtantismus und die Freiheit, Unabhängigkeit und Selbſtſtändigkeit der Fürſten und Stände des Reiches gegen den Kaiſer zu retten. Vorzüglich viel kam für Frankreich auf dieſen Punct, auf die politiſche Selbſtſtändigkeit der Fürſten und Stände Deutſchlands an. Verſchwanden ſie durch des Kaiſers Macht, ſo wuchs Oeſtreich zu gewaltig empor. Aber als Haupt einer katholiſchen Macht kann Richelieu nicht ſelbſt und unmittelbar für ſie, weil ſie Proteſtanten ſind, auftreten. Zu viele Rückſichten hat er zu nehmen. Die Stimmung des katholiſchen Frankreichs will geſchont ſein. Richelieu wünſcht daher, daß proteſtantiſche Mächte, Dänemark zunächſt, wo möglich auch Schweden, in Nord-Deutſchland auftreten möchten.

Bayerische Staatsbibliothek München

Buchbinderei Hü
Ottobrunn, Tel. 47

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Flathe, Ludwig,

Geschichte Gustav Adolf's und des dreißigjährigen Kriegs

Bd.: 1

Leipzig 1847

40.11716-1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10702779-8